Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

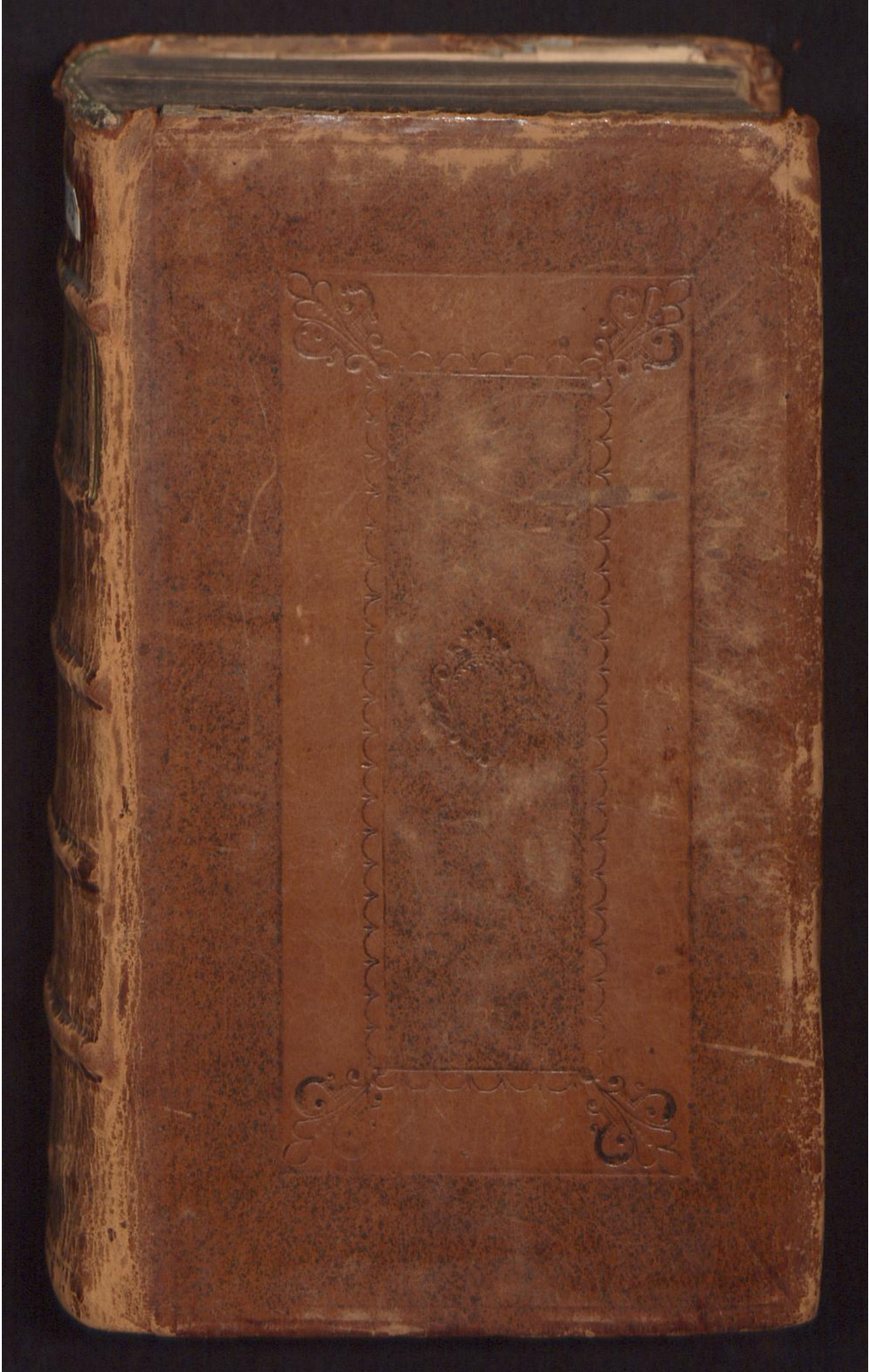
1760

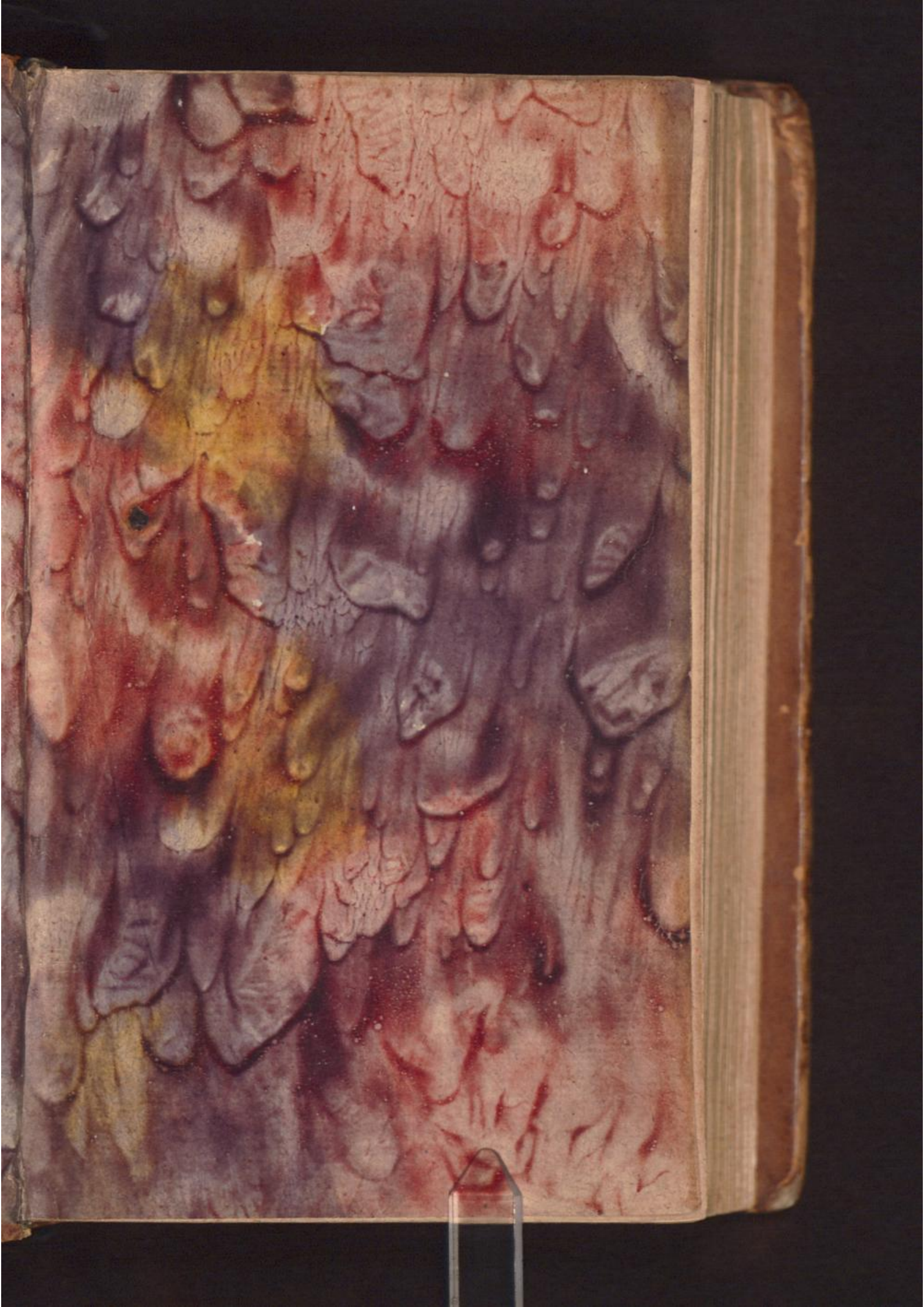
Visual Library

Brem.c.335

Bremisches
Magazin

IV.





11
~~2029~~
2029

Brem: c. 335.

Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften Künste und Tugend

Von einigen Liebhabern derselben
mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften
gesammelt und herausgegeben.

Vierter Band nebst Register.

Bremen und Leipzig,
in Verlag Georg Ludewig Försters. 1761.

Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften Künste und Tugend

Von einigen Liebhabern derselben
mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften
gesammelt und herausgegeben.

Des vierten Bandes erstes Stück.

Bremen und Leipzig,
in Verlag Georg Ludewig Försters. 1760.

Manöver

für

die Ausbildung der Mannschaften

in

Marsch und Evolution

zum einigen Gebrauche der Königlichen Truppen

gesammelt und herausgegeben.

Dresden und Leipzig,

in Verlag Georg Jacomo Walther. 1760.

I.

Geschichte der Südsee-Compagnie in England.

(Lond. Mag. 1752. Wintermon. S. 505.)

Während des langen und kostbaren Krieges wider Frankreich in der Regierung der Königin Anna, wurde nicht genugsame Sorge getragen, die Seeleute, welche auf der königl. Flotte gebraucht wurden, ordentlich zu bezahlen; denn statt des Geldes, hatten diese nützliche Leute Zetteln, die ihnen statt der

Bezahlung gegeben wurden, welche sie aus grosser Noth an andere geizige Menschen oftmals mit einem Abzug von 40 und bisweilen 50 pro Cent zu verkaufen gezwungen wurden. Hierdurch stiegen die Schulden der Regierung aus diesen und andern Ursachen, und wofür das Parlament noch nicht Rath geschaffet hatte, zugleich mit 500 tausend Pf. die damals für den laufenden Dienst aufgebracht werden musten, auf 9 Millionen, und 471 tausend drey hundert ein und zwanzig Pf. Diese öffentliche Nationalschulden und Mangel zu vergüten, that Herr Harley, zu der Zeit Kanzler der Schatzkammer, und nachheriger Graf von Oxford, dem Unterparlament den Vorschlag, mit Uebergebung eines Abrisses, welchen er zu diesem Endzweck entworfen hatte. Hierdurch gestunde er den Eigenthümern dieser Schulden und Mangel eine jährliche Zinse von 6 pro Cent zu, die durch das Parlament solten bezahlet, und, um den Handel nach der Südsee zu befördern, einverleibet werden. Als dieser Vorschlag mit allgemeinem Beyfall angenommen wurde, ward eine Bill vorgebracht, und eine Acte im Jahr 1710 gemacht, dieses ins Werk zu stellen. Durch diese Acte wurde beschlossen, daß die Abgaben auf Wein ꝛc. solten angewendet werden, um eine jährliche Zinse von 6 pro Cent für die 9 Millionen, und 471,321 Pf. zu bezahlen, bis das Capital abgetragen würde, welche Interesse

jähr-

jährlich bis auf 568,279 Pf. 10 Schill. stieg. Daß die Königin durch ein öffentliches Patent die Compagnie zu einer öffentlichen Gesellschaft, und auch durch ein Patent oder ordentliche Commißion ausmachen möchte, wie und auf was Art die durch die Acte verordnete Actien und Ordres und das Hauptcapital solten unterzeichnet; und wie die Actien und Ordres ꝛc. die man in dem vereinigten Capital aufgenommen, eingerichtet; und wie das Eigenthum aller Personen, die in besagten Actien ꝛc. interessiret sind, solte festgesetzet; auch wie und auf was Art die eigne Bedienten der Schatzkammer unterwiesen werden möchten, wie hoch das ganze Capital der Compagnie sich beliefe, damit sie wissen könten, ob sie dem Caßirer der Compagnie die ganze jährliche Summe von 568,279 £. 10 S. oder nur eine proportionirliche Summe davon bezahlen müsten. Diese Acte verordnete ferner, daß die so incorporirte Personen Macht haben solten, ihren Gouverneur, Directeurs, und andere Bedienten zu wählen; daß sie den Gesetzen nach befugt seyn solten, an sie und ihre Nachfolger Ländereyen und Häuser zu verkaufen, und solche zu behalten, doch daß sie den jährlichen Werth von 1000 £. nicht übertrafen. Daß über diese besagte jährliche Summe noch ferner der Compagnie aus denselben Fonds eine jährliche Summe von 8000 £. die Kosten zu bestreiten, ausgezahlet werden solten. Daß

Ihre Majestät durch offene Briefe ein Capital von 20 S. auf jede 100 L. des ganzen Capitals der neuen Compagnie legen möchte, welches die Glieder derselben nach Proportion ihres Capitals herschiessen solten. Dieses neue Capital solte zum Nutzen der Compagnie und zur Verbesserung und weiteren Ausführung der Fischerey besonders bewahret und angewendet werden; doch mit dem Bedinge, daß keine der einverleibten Mitglieder um die Fischerey, oder andere dabey vergünstigte Handlung weiter fortzusetzen, Gelder einsammlen solten, als auf Befehl einer allgemeinen Zusammenkunft der Compagnie, die zu dem Endzweck sich versammlen, und wovon 14 Tage vorher in der Londonschen Zeitung Nachricht gegeben werden solte. Und daß die Compagnie, und ihre Nachfolger, nach den ersten August 1711. in dem einzigen, und ausschliessenden Handel, nach und von allen Ländern an der Ostseite von America, von dem Flusse Oronoco, bis an den südlichern Theil von Terra del Fuogo; und an der Westseite desselben, von dem besagten südlichern Theile der Terra del Fuogo, durch die Südsee, bis zum nördlichern Theil von America innerhalb 300 Meilen des besagten westlichen Ufers, auf ewig eingesetzet werden solten. Und daß sie allein die Eigenthümer aller Inseln, Forts ꝛc. seyn solten, welche sie innerhalb den besagten Grenzen entdecken würden.

Die

Die Compagnie wurde dem gemäß also unter dem Namen, „der Gouverneur und die Compa„gnie der Kaufleute von Großbritannien, die „nach den Südseen und andern Theilen America „handeln, und die Fischerey verbessern:„ in eine Gesellschaft einverleibet. Und da alle öffentliche Creditoren, deren Absicht dahin ging, durch diese Acte mit versorget, und absonderlich darinnen beschrieben zu werden, ihre Schuldfoderungen, wenn sie wolten, in das Hauptcapital der besagten Compagnie mit unterzeichnen, und einen Antheil in deren Capital haben konten, und zwar nach dem Verhältniß, was jeder an Capital und Interessen von der Republik zu fordern hätte; so verursachte die Erwartung, daß diese Compagnie durch die Handlung grosse Vortheile ziehen würde, und die Entdeckungen fremder Länder, die sie machen würden, daß fast alle Staats-Creditoren ihre Schulden unterzeichneten. Solchergestalt stieg durch den Beytritt des vorigen Königs, die Capital-Summe dieser Compagnie auf 9 Millionen 177,967 £. 15 S. 4 D. Was die anwachsende Schuld betrift, die sie um Weihnachten 1715. für ihre jährliche Interessen und die Bewilligung für die Kosten zu fordern hatten, so stieg dieselbe auf 583,339 £. 8 D. Sie waren dabeneben willig für den gegenwärtigen Dienst noch 238,693 £. 4 S. vorzuschiessen. Es wurde also durch das Statu-

tum des ersten Jahrs Georg I. festgesetzt, daß die Summe von 822,032 £. 4 S. 8 D. zum Hauptcapital der Compagnie, welches damals auf 10 Millionen stieg, hinzugethan werden solte, davon die Interesse von 600,000 £. jährlich, aus denselben Fonds solten bezahlet werden, an welchen das Hauptcapital gewiesen war. Daß nach einer ein Jahr vorher gegebenen Nachricht, wenn das Parlament die besagten zehn Millionen, und alle rückständige Schulden der jährlichen Summen von 600,000 £. und 8000 £. wieder bezahlet, alle durch das Statutum des 9ten Jahrs der Königin Anna ihnen zugeeignete Fonds des Parlaments Verordnungen wieder anheim fallen, und die jährliche Summen von 600,000 £. und 8000 £. aufhören, die Einverleibung der Gesellschaft aber beständig dauren solten.

Durch das Statutum des dritten Jahrs Georgs I. wurde die Interesse von der Hauptsumme auf 5 pro Cent heruntergesetzet, solchergestalt wurde die jährliche Interesse von 600,000 auf 500,000 verringert, und die Gesellschaft solte der Regierung noch 2 Millionen mehr zu 5 p. C. vorschiessen, wenn es nöthig wäre, welches aber niemals geschehen.

Es hatten sich einige in den Sinn gesetzet, dieser Compagnie Hauptabsicht ginge dahin, daß sie vielmehr eine politische Erfindung wäre, um ein groß Capital aufzubringen, damit bey dringenden

Vorfällen dem Staate zu dienen, als eine wirkliche Aufrichtung für das Beste der Handlung. Dem sey aber wie ihm wolle, so viel ist gewiß, die Regierung dachte, so lange der Krieg noch fortdaurete, niemals mit Ernst daran, an den Küsten von Süd-America sich niederzulassen, welches doch das Hauptwerk war, womit dem Volke anfänglich geschmeichelt wurde. Es wurde auch von dieser Gesellschaft keine andere Handlung jemals unternommen, die Aßiento ausgenommen, zufolge des Utrechtischen Friedens, um die Spanier mit Negers zu versorgen. Diesen Handel verlohr die Compagnie wieder, vermöge des Vertrags zwischen den Höfen von Großbrittannien und Spanien, gleich nach den Aakner Frieden 1748, etwas von dem Wallfischfang ausgenommen. Man meynete, die Gesellschaft hätte durch beyde Verlust, da hergegen die Directoren und Bedienten viel dabey gewonnen.

Es ist gewiß, die Gesellschaft hatte einen glücklichen Fortgang, und man hatte Hofnung, daß es noch besser werden würde. Denn ohne daß der Werth ihres Capitals in den ersten fünf Jahren stärker anwuchs, in Verhältniß gegen eine jede andere Gesellschaft, so ließ der König, nachdem er 10,000 £. darinnen kaufte, sich so weit herunter, im Jahr 1718 ihr Gouverneur zu seyn.

Durch das Statutum des 5ten Jahrs Georgs I. vereinigte sich besagte Gesellschaft, durch Unterschreibung auf 11½ Jahrs Erkaufung, die jährlichen Interessen, welche durch das Statutum des 8ten Jahrs cap. 4. der Königin Anna befestigt war, einzunehmen. Diese beliefen sich auf 135,000 £. pro Cent jährlich, dazu kamen noch die rückständigen Schulden derselben auf Cento pro Cento von ihrem Hauptcapital. Die ganze Summe der besagten Interessen und rückständigen Schulden belief sich damals auf 1,721,250 £. Ferner solte sie 778,750 £. oder einen proportionirlichen Theil davon noch überdem vorschiessen, je nach dem Werth solcher besagter Interessen und rückständigen Schulden, als man in ihrem Hauptcapital unterschreiben würde, um sie zur Bezahlung der Nationalschulden vor Weihnachten 1716. anzuwenden. Durch besagtes Statutum also solten sie zu ihrem damaligen Capital eine solche Summe hinzuthun, die mit den jährlichen Interessen und rückständigen Schulden, welche in ihr Hauptcapital mit unterzeichnet wären, und zu der Summe Geldes, die sie noch vorschiessen solten, eine Proportion hätte; für dieses neue hinzugethane Capital solten sie jährlich, bis es wieder bezahlet wäre, 5 p. C. haben, und überdem noch 2000 £. jährlich die Unkosten zu bestreiten, empfangen. Die Bezahlung des Ganzen solte aus den Einkünften von

Koh-

Kohlen ꝛc. fortgesetzet, und aus den neuen Einkünften, welche die Königin Anna in besagter Acte auf die Häuser gesetzet, hergenommen, und beyde auf ewig fortgesetzet werden. Solchergestalt würde, wenn das Ganze wäre unterzeichnet worden, das Hauptcapital besagter Compagnie damals auf 12,500,000 £. gestiegen seyn. Da aber 46,260 £. 6 S. 1 D. per ann. der besagten Interessen ununterzeichnet blieben, so war das Hauptcapital proportionirlich weniger als jene Summe, nämlich 11,746,844 £. 8 S. 4 D. und die jährliche Interesse war 587,342 £. 4 S. 5 D. mit 9397 £. 9 S. 6 D. für die Unkosten und Bedienten.

Durch das Statutum des 6ten Jahrs Georgs I. wurde erkläret, daß die Südsee-Compagnie alle, oder einige der lößbaren Nationalschulden, die sich auf 16,546,482 £. beliefen, loskaufen könte, für welche Freyheit sie 4,156,306 £. in die Schatzkammer, um die Nationalschulden damit zu tilgen, bezahlen solte. Dabey wurde auch erkläret, daß sie die unlößbaren jährlichen Interessen, zu solchen Preisen, wie sie und die Einnehmer dieser jährlichen Interessen darüber übereinkommen würden, an sich kaufen könten; für welche Freyheit sie gleichfalls an die Schatzkammer eine gewisse Summe, die Nationalschulden damit zu tilgen, bezahlen solten, und zwar in einer solchen Proportion,

die mit den unlößbaren von ihnen angekauften Interessen, nach der in der Acte gemeldeten Proportion übereinkäme. Das ist zu sagen, sie solten 450 £. für jede 100 £. per ann. so sie angekaufet, bezahlen. Ferner, solten sie in die Schatzkammer, zu demselben Endzweck 100 £. für jede 100 £. per ann. von den besagten jährlichen Interessen, die sie nicht angekaufet hätten, bezahlen.

Um nun die Gesellschaft in den Stand zu setzen, besagte Summen aufzubringen, die lößbaren abzubezahlen, die unlößbaren jährlichen Interessen anzukaufen, und für baar Geld alle Rechnungen der Schatzkammer auszutauschen, ihre Handlung fortzusetzen, und andere Vorhaben auszuführen, so wurde beschlossen, die Compagnie möchte, durch die Einforderung von ihren Mitgliedern, oder durch Eröfnung der Unterschreibungsbücher, oder durch Zulassung jährlicher Interessen, oder durch welche Art, die sie für bequem ansehen würden, eine Summe Geldes aufbringen, wie es in der allgemeinen Versammlung der Compagnie für nothwendig würde geurtheilet, und beordert werden, dieselbe einzufordern. Der Compagnie wurde auch die Macht gegeben, Geld auf Contracten, Rechnungen, Obligationen oder Schuldverschreibungen unter ihrem gemeinen Siegel, oder auf Credit ihres Hauptcapitals zu borgen. Wenn aber der Untergouverneur, deputirter Gouverneur, die Directoren,

rectoren, Vorsteher, Mitgehülfen, oder andere Mitglieder der Compagnie, einige zur Krone gehörigen Ländereyen, oder Einkünften auf Rechnung der Compagnie einkaufen, oder Geld nach Art eines Darlehns, oder Vorschusses, auf einen Theil der Einkünfte anders herschiessen solten, als auf solche Stücke allein, worauf von dem Parlament Geld zu nehmen erlaubet ist, so soll solcher Untergouverneur oder anderes Mitglied der Compagnie den Werth des geliehenen Geldes dreyfach verliehren.

Es wurde dabeneben erkläret, daß ihr Hauptcapital nach Proportion der lößbaren und unlößbaren jährlichen Interessen, welche sie abbezahlen, oder kaufen würden, anwachsen solte, das ist zu sagen, daß zu ihrem Capital 100 £. für jede 100 £. der lößbaren, welche sie abbezahlen würden, und 2000 £. für jede 100 £. per ann. der unlößbaren langen jährlichen Interessen, und 1400 £. für jede 100 £. per ann. der unlößbaren kurzen jährlichen Interessen, welche sie kaufen würden, hinzugethan werden solten. Für den größten Theil dieses angewachsenen Capitals solten sie jährlich 5 £. pro C. und für den Rest 4 £. pro Cent zu ihrer vorigen jährlichen Interesse hinzugethan, bis Johannis 1727. genieſſen. Nach dieser Zeit solte das ganze, sowohl alte als neue Capital, zu einer jährlichen Interesse zu 4 £. pro Cent herunter gesetzet werden.

Und

Und endlich, solten sie in Betracht ihres angewachsenen Capitals eine proportionirliche Zugabe für die Unkosten und Bedienten bekommen.

Der fatale Südsee-Entwurf, der im Jahr 1720 entschieden ist, wurde nach dem letzt gemeldeten Statutum ausgeführet. Die Auflagen waren so ungeheuer groß, daß sie zu dem Statuto des 7den Jahrs Georgs I. Gelegenheit gaben, dessen Inhalt ist, daß die damaligen Untergouverneur, deputirter Gouverneur, und Directoren der Südsee-Compagnie, unter dem Vorwand der letzten Acte viele offenbare, betrügliche und unrechtmäßige Mittel ersonnen und ausgeführet, welche der Meynung besagter Acte schnurstracks entgegen laufen, und zum grossen Schaden des gemeinen Wesens gereichen, wodurch der Credit gefallen, und eine grosse Anzahl der Unterthanen des Königs offenbar Schaden gelitten. Um nun folglich sich ihrer Personen und Vermögen zu versichern, da sie dem Gerichte im Parlament unterworfen sind, so wurde beschlossen, daß der besagte Untergouverneur, die Directoren, und andere Mitglieder, und ein jeder derselben vor einem der Richter der königlichen Schatzkammer die Verzeichnisse ihrer liegenden und fahrenden Habe eidlich überliefern solten. Dieses solte in die Schatzkammer bezahlet, und zum Nutzen der Südsee-Compagnie angewendet werden.

Durch

Durch ein anders Statutum des 7den Jahrs Georgs I, worinnen verschiedene Versehungen zur Wiederherstellung des öffentlichen Credits verordnet wurden, ward beschlossen, daß die Summe von 4,156,306 £. und die anderen Summen, welche die Südsee-Compagnie, vermöge des 6ten Jahrs Georgs I. in die Schatzkammer bezahlen müste, nachgelassen werden, und aufhören solte; und daß die Summe von 2 Millionen, ein Theil des zur Compagnie gehörigen Hauptcapitals herunter gesetzet, vertilget, und vernichtiget werden solte; und daß ein proportionirlicher Theil ihrer jährlichen Renten, welche für die besagte 2 Millionen bezahlt würden, nicht länger bezahlet werden, sondern von nun an aufhören, und geendiget seyn solten. Dieser Theil ist aber im zweyten Jahre nachher wiederrufen, und die zwo Millionen sind wieder erneuert worden.

Durch das Statutum des achten Jahrs Georgs I. wurde der Compagnie die Macht ertheilet, 4 Millionen von dem Capital in ihren Händen, durch eine Lotterie, oder auf andere Art, zu verkaufen, welche sie folglich der Banco verkauften.

Durch das Statutum des 9ten Jahrs Georgs I. ward festgesetzet, daß das ganze Capital der Südsee-Compagnie, welches sich auf 33,802,483 £. 14½ S. belief, in zwey gleiche Theile getheilet werden

werden solte. Die eine Hälfte von 16,901,241 £. 17¼ S. solte in ein vereinigtes Capital verwandelt werden, welche die jährlichen Renten bekommen, und aus den Fonds der Compagnie, an statt aller Dividenden bezahlet werden solte. Diese Renten solten bis zum 24sten des Brachmonaths 1727. 5 pro Cent und von da an 4 pro Cent bis zur Einlösung des Parlaments seyn, und das vereinigte Capital der Südsee-Renten heissen. Die andere Hälfte des Hauptcapitals solte in der Compagnie als ein vereinigtes Capital bleiben, und das übrige der jährlichen Fonds bis zur Abtragung, und überdem noch die verschiedenen Summen für die Unkosten und Bedienten, und mit allen Freyheiten der Handlung bekommen.

Im Jahr 1727 wurde der Compagnie durch eine Parlamentsacte, auf 6 Jahr die Freyheit ertheilet, vier Schiffe jährlich nach Madagascar zu schicken, um Negers an Bord dieser Schiffe zu nehmen, und sie nach Buenos-Ayres zu bringen. Da sie aber zu diesem Endzweck eine besondere Erlaubniß von der Ostindischen Compagnie haben muste, und dabeneben noch sehr eingeschrenkt war, so glaube ich, daß sie dieses Privilegium niemals gebrauchet haben.

Im Jahr 1728 zahlte die Regierung der Compagnie 500,000 £. als einen Theil aus den sinkenden Fonds aus, um damit so viel von ihrem

Haupt-

Hauptcapital, und vereinigten Capital der Renten abzutragen. Im Jahr 1730 wurde eine Million aus den sinkenden Fonds, um damit so viel von ihrem Hauptcapital abzutragen, ausgezahlet. In den Jahren 1731, 1732 und 1733 wurde jährlich eine Million aus den sinkenden Fonds, um damit so viel Capital von ihrem Hauptcapital, oder vereinigten Capital der Renten zu tilgen, bezahlet.

Durch das Statutum im 6ten Jahre Georgs II. wurde fest gesetzet, daß nach dem 24sten des Brachmonats 1733 das Hauptcapital der Südsee-Compagnie, welches sich auf 14,651,103 £. 8 S. 1 D. belief, und die Antheile der Eigenthümer in vier gleiche Theile getheilet werden solten; drey Viertheile davon steigen auf 10,988,327 £. 11 S. $\frac{3}{4}$. Diese solten in ein vereinigtes Capital verwandelt werden, und die Interessen zu 4 pro Cent aus den Fonds der Südsee-Compagnie so lange empfangen, bis sie das Parlament wieder abbezahlte. Dieses solte heissen, das neue vereinigte Capital der Südsee-Renten. Der übrige vierte Theil belief sich auf 3,662,775 £. 17 $\frac{1}{4}$ S. der solte bey der Südsee-Compagnie als ein Handlungscapital bleiben, und das übrige der Renten oder Fonds, welche die Schatzkammer der Compagnie für ihr ganzes Capital, bis zur Einlösung, bezahlen muste, und dabeneben noch dieselbigen Summen für die Kosten und Bedienten, empfangen, auch ferner

alle

alle Waaren, Handlungsnutzen, Schulden, Freyheiten und Vortheile, die zur Südsee-Compagnie gehören, doch mit allen Schulden der Compagnie beschweret, zu geniessen haben; wie auch, daß der Fond des Handlungscapitals, ohne Beypflichtung der Gesellschaft, dem Parlament zur Wiederbezahlung nicht eher solte unterwofen seyn, bis die neue Südsee-Renten, durch die Bezahlung des Parlaments bis auf 3,500,000 £. herunter gekommen wären.

Im Jahr 1736. bezahlte die Regierung eine Million aus den sinkenden Fonds, um damit einen Theil der neuen Südsee-Renten zu tilgen. Im Jahr 1737. wurde eine andere Million aus dem vom Parlament bewilligten Zuschuß, um einen Theil der alt Südsee-Renten abzubezahlen, abgetragen. Durch diesen Abtrag blieb die Schuld an der Compagnie auf ihr Handelscapital und den beyden vereinigten Capitalen der jährlichen Renten noch 27,302,203 £. 5 S. 6½ D. bis 1751, da ihre nicht unterzeichnete alte nnd neue Renten sich auf 2,325,023 £. 7 S. 11 D. beliefen, welche durch einen Schluß der Bevollmächtigten des Zuschusses (*) wegen bezahlet werden solten; diese bezahlten also vor Weihnachten 1751, 2,276,893 £. 11 S. 7 D. der Compagnie ab. Solchergestalt belief sich damahls die ganze Forderung der Compagnie auf

(*) Siehe Lond. Magazin. 1751. S. 367.

auf 25,025,309 £. 13 S. 11½ D. (*). Der Unterschied zwischen dem Schluß, und der Summe, die wirklich abbezahlet ist, nachdem es durch die letzte Acte im Parlament ist zugestanden worden, hat nachher unterzeichnet werden sollen. Eine andere Acte eben derselben Sitzung hat verordnet, daß die Renten auf ihr Handlungscapital nach Weihnachten 1757. auf 3 pro Cent herunter gesetzet werden solte, so wie es mit den Renten auf alle unsere andere öffentliche Fonds ebenfals geschehen solte.

Die Südsee-Compagnie stehet unter der Einrichtung eines Gouverneurs, Untergouverneurs, deputirten Gouverneurs und vier und zwanzig Directoren. Es kan aber keiner Gouverneur, der König ausgenommen, seyn, es sey denn, daß ein solcher Gouverneur, in seinem eigenem Namen und Recht 5000 £. in dem Handlungscapital stehen habe: der Untergouverneur muß 40000 £. der deputirte Gouverneur 3000 £. und ein Directeur 2000 £. in dem Handlungscapital haben. Diese werden jährlich bey der allgemeinen Versammlung gewählet, worinnen jedes Mitglied der in seinem Namen und Recht 500 £. in dem Handlungscapital hat, eine Stimme, der 2000 £. zwo Stimmen, der 3000 £. drey Stimmen hat, und der

(*) Siehe Lond. Magaz. 1752. S. 152.

der 5000 L. vier Stimmen hat. Die Rentenirer aber sind zu keinen Stimmen berechtiget.

Das Capital und die Antheile in dieser Compagnie sind durch ein Statutum im 8ten Jahr der Königin Anna, für ein personel Vermögen, von allen Abgaben frey erkläret worden. Dieses Statutum erkläret auch, daß es der Compagnie den Gesetzen nach nicht frey stehe, einiges Geld auf ihre Handschriften oder Scheine zu borgen, schuldig zu seyn, oder aufzunehmen, welche auf weniger Zeit als 6 Monathe zahlbahr sind. Es solte auch der Gesellschaft nicht erlaubet seyn, Handschriften oder Scheine abzurechnen, oder andere Bücher oder Cassa zu führen, als die Bücher und Cassa der Gesellschaft. Ferner, daß keiner zum Gouverneur, Untergouverneur oder Directeur dieser Gesellschaft solte erwählet werden, so lange einer Gouverneur, deputirter Gouverneur, oder Directeur der Banco, oder der Ostindischen Compagnie wäre.

II.

B. J.

Von dem

grossen und merkwürdigen Florentinischen Sonnenzeiger.

(Gentl. Magaz. 1758, Merz, S. 99.)

Die berühmtesten Sonnenzeiger, welche den Lauf der Sonnen zu untersuchen bis auf diese Zeit vorhanden sind, sollen folgende seyn: Der in der Kirche von St. Petronius zu Bologna, 89 englische Fuß hoch, der in der Carthaus zu Rom, ungefehr 67 Fuß, und der von St. Sulpice zu Paris, 86 Fuß. Der gelehrte Abt Renaudot handelt von dem Ursprung der Sphäre, in dem ersten Bande der *Memoires de Royal Academie des belles Lettres*, und saget, die Florentiner hätten im 15ten Jahrhundert noch nichts beträchtliches in der Sternkunde hervorgebracht. Er würde aber solches gewislich nicht versichert haben, hätte er nur die geringste Nachricht von dem Sonnenzeiger der Cathedralkirche dieser Stadt gehabt, welchen Toscanelli in dem 16ten Jahrhundert aufgerichtet, dessen Höhe alle drey vorher bemeldte zusammengenommen übertrift,

indem er beynahe 300 englische Fuß hoch, und fast um ein Drittel höher, als das Monument in London ist.

Um die Geschichte und Wiederherstellung dieses alten und edlen Denkmals der Astronomie ist die gelehrte Welt dem berühmten Jesuiten Leonard Ximenes sehr verbunden. Er hat ein artiges Buch in Italienischer Sprache, von beynahe 500 Seiten, herausgegeben, worinnen er diesen Sonnenzeiger mit dem Zustande, wie er denselben gefunden, beschrieben, und auch die mancherley Versuche, die er, und andere unter seiner Anführung, im Jahr 1755. und 1756. um denselben in den gegenwärtigen vollkommnen Stand zu bringen, angestellet haben.

Paulus soll zu Florenz im Jahr 1397. von einer alten und angesehenen Familie gebohren seyn. Anfänglich studirte er die Arzneykunst, nachher aber legte er sich mit unverdrossenen Fleiß auf die Verbesserung der Geographie und Astronomie. Er hatte einige Begriffe von der Schiffarth erlanget, dieselbe brachte Christopher Columbus nachher in Ausübung. Man hat noch zween Briefe von Toscanelli an diesen berühmten Seemann, der erste vom 25sten des Brachmonaths 1474. fast 18 Jahr vorher, ehe Columbus versuchte, die neue Welt zu entdecken. Der andere ist ohne Datum, doch gewiß vor 1483 geschrieben, weil Toscanelli in

der

der Mitten des 1482sten Jahres starb. Der erste enthält eine gänzliche Abschrift eines Briefes den Ferdinand Martinez ein Florentinischer Sternkündiger, ein Mann von grossem Ansehen, an dem Hofe Alphonsus, des 5ten Königs in Portugal, und Domherr zu Lissabon, geschrieben. Es ist ein langes Schreiben, voller politischen, geographischen, astronomischen, und historischen Anmerkungen, welches eigentlich in dem Leben des Columbus eingeschaltet werden muste, weil wir keine volständige Beschreibung bis jetzund von demselben haben.

Aus diesen Briefen erhellet:

1. Daß Toscanelli lange vorher 1475 eine Reise nach Ostindien mit seinem Freunde Martinez (*) verabredet.

2. Daß sein Vorschlag dahin gegangen, nach dem Theile Indiens zu reisen, welches damals das Specerey-Indien hieß, und zwar durch die westliche Passage, und Beybehaltung derselben Parallellinie, welches er für den kürzesten Weg hielt.

3. Daß dieser Weg durch kein beträchtliches festes Land unterbrochen wurde, worinnen er doch

(*) Dieser Satz hat Mons. de Barros, einen portugiesischen Edelmann, sehr beleidiget, der zu beweisen sich unternommen, daß die Portugiesen die ersten allein gewesen, welche die Reise nach Indien zuerst entworfen und vorgenommen. Vielleicht werden wir nachher sein Zeugniß davon anführen.

sehr gefehlet, weil das grosse feste Land America von Norden nach Süden dazwischen lieget.

4. Diese Briefe reden von einer Reise nach dem Specerey-Indien, längst der Küste Guinea; welches sich nur bloß auf das Vorgebürge der guten Hofnung beziehen kan, das über 20 Jahr vor Vasco de Gama, der seine Schiffarth im Jahr 1497 gethan, zu Toscanelli Zeit schon ist vorbey gefahren worden.

Zur Zeit des Giovanni Villani, welcher 1384 starb, war in der Kirche St. Johannis zu Florenz ein Sonnenzeiger. Villani meldet von einer im Pflaster ausgehauenen Figur der Sonne, welche die Sonne um Mittag, zur Zeit des Sonnenstillstandes im Sommer erleuchtete. Eben denselben siehet man noch in dieser Kirche, mit den Zeichen des Thierkreises und einigen lateinischen Versen, zum Beweiß, daß die gelehrten Erfindungen der Zeit noch sehr roh und barbarisch gewesen. Aber der Mittelpunkt dieses Sonnenzeigers, das ist, das Loch, wodurch die Strahlen fielen, ist nicht mehr vorhanden, und fällt es schwer zu muthmassen, wo solches ehedem gewesen. Die Ueberbleibsel dieses Denkmals, das Bild der Sonne, die Zeichen des Thierkreises, und die Verse sind nicht desto weniger Gewährsmänner von dem Eifer der alten Florentiner für die Astronomie.

Des Toscanelli Sonnenzeiger ist eine Sache von weit grösser Wichtigkeit. Er wurde im Jahr 1468 verfertiget, und scheinet allen Zufällen, die ihn hätten zerstören oder verderben mögen, widerstanden zu haben. Herr de la Condamine, eine Zierde der königl. Academie der Wissenschaften zu Paris, und der seiner vielen Reisen wegen besonders nach Peru, um die Figur der Erde zu bestimmen, sehr berühmt geworden, ist seit wenigen Jahren in Italien gewesen, hat sich eine Zeitlang zu Florenz aufgehalten, und diesen Sonnenzeiger, besonders das Loch, wodurch die Sonnenstralen hineinschiessen, bewundert. Er hat sich auch besonders mit ins Mittel geleget, um die Absicht auszuführen, welche der Vater Ximenes hatte, den vielfachen Gebrauch dieses Denkmals vollkommen zu machen, und noch weiter auszudehnen.

Vater Ximenes beschreibet ihn als eine Art eines Vierecks, eine von den Seiten ist in der vertical Richtung eines festen Gebäudes; die andere ist eine Horizontallinie zu der vorigen perpendicular, wodurch man die Höhe des Sonnenzeigers verstehen muß, woran das Sonnenbild aufgefangen, und der Augenblick des Sonnenstillstandes, der Krümme, der Ecliptik ꝛc. gezeiget wird.

Er fährt darauf fort die genauen Ausmessungen dieses Florentinischen Sonnenzeigers abzuhandeln, welche nach den Maassen des Chatelets zu

Paris, von welchen Herr de la Condamine eine sehr genaue halbe Meßruthe in Besitz hatte, genommen wurden.

Man kan nicht erwarten, daß ich eine an einander hangende Erzählung von den verschiedenen Versuchen des Vaters Ximenes machen werde, da er die Vertical- und Horizontallinien ausgemessen. Seine Behutsamkeit und Versuche scheinen ausnehmend genau gewesen zu seyn. Das Buch mit seinen Kupferstichen wird jeden neugierigen Leser in den besonderen Stücken vergnügen. Doch will ich etwas von der Horizontallinie reden, welche dem guten Vater so viele Zeit gekostet, weil sie bey dem Sonnenzeiger eben so wesentlich ist, als die Verticallinie, und eine Verbesserung nöthig hat.

Als Toscanelli dieses Werk verfertigte, machte er einen kleinen runden und flachen Marmorstein in dem Pflaster der Kirche fest; dieser solte das Zeichen des Sonnenstillstandes seyn, auf welchen das Bild der Sonne, in dem Augenblick des Sommersonnenstillstandes entworfen wurde. Zwey und vierzig Jahre nachher A. 1510. umgab ein anderer Sternkundiger, dessen Namen unbekannt ist, diesen kleinen Marmorstein des Toscanelli mit einem grössern concentrischen, und gebrauchte denselben, um den Sonnenstillstand zu beobachten. Er war selbsten sorgfältig, den Tag seiner Beobachtung

tung aufzuzeichnen, davon die Ueberbleibsel von den Buchstaben noch sichtbar sind, welche diese Aufschrift führen. Pridie Idus Iunii MDX.

Aber alle Mühe dieser zween alten Sternkündiger ist nicht hinlänglich gewesen, um die wahre Mittagslinie anzugeben. Der Vater Ximenes hat entdecket, daß die Horizontallinie von derselben mit einem Winkel von ungefehr 57 Minuten eines Grades westwerts abweiche. Und unsere heutige Astronomen haben den Schluß gefasset, eine wahre Mittagslinie zu ziehen, welche mit der Verticallinie des Sonnenzeigers verbunden wäre; da dieses ausgeführet wurde, fanden sie, daß diese Linie beyde vorbemeldte Marmor weit vorbey lief.

In dem zweyten Buche gibt der Verfasser eine umständliche Erzählung der Beobachtungen, welche er selbst mit dem Florentinischen Sonnenzeiger angestellet, und mit dem ältesten verglichen hat. Die verschiedenen Vergleichungen, deren er sich bedienet, sind aufs genaueste erkläret. Diese haben entweder ihre Absicht, auf die mancherley Quellen des Irthums, welcher mit diesem Instrument verbunden ist, oder sich zufälliger Weise daran befindet. Dergleichen sind unter andern, die Niederdrückung des Solstitialmarmors, der betreten und durch die Füsse des Volks beynahe 200 Jahr abgenutzet ist; der Unterscheid der Stellung zwischen der Fläche des Sonnenzeigers und der Fläche der

Mittagslinie; die Veränderung, welche dies Gebäude der Kirche in dem Theil, wo der Sonnenzeiger hingestellet ist, gelitten ꝛc. über welchem letzten Artikel manche sonderbare Untersuchungen angestellet worden. Ich will mich mit einem besonders befriedigen. Im Jahr 1694 und 1695 lief ein Gerücht durch Florenz, daß das Gewölbe der Cathedralkirche einige Ritzen bekommen, welche diesem schönen Gebäude den gänzlichen Einsturz droheten. Der berühmte Baumeister, Ritter Fontana, schien diesem Gerüchte beyzupflichten, obgleich andere, und vornehmlich der gelehrte Landmesser, Vincentin Vivivani ihm stark widersprachen. Die Furcht des Volks ließ dadurch nach, und der Großherzog ward von der Nothwendigkeit, solche Ausbesserungen anzustellen, befreyet, welche seinen Schatz würden erschöpfet haben. Der Vater Ximenes fand, da er die Lage des Mittelpunkts in der Kuppel untersuchte, sich vollkommen zufrieden, da die mancherley Theile dieses grossen Gebäudes fest und unverändert waren.

Nachdem er die jetzige Mittagslinie des Florentinischen Sonnenzeigers, und die Arten, deren er sich in Bestimmung und Eintheilung desselben bedienet, genau beschrieben, so erkläret der Verfasser den Gebrauch und Nutzen der Mittagslinien überhaupt, indem er die Ferngläser auf sie anwendet. Endlich erzählet er manche artige Versuche,

welche sich auf den Florentinischen Sonnenzeiger beziehen; als die Länge des einfachen Penduls, die Breite (latitudo) von Florenz; das Sinken des Queckſilbers in dem Barometer, oben bey dem grossen Sonnenzeiger ꝛc.

Aus dem Buche leuchtet eine grosse Kenntniß in der Sternkunde mit wohl ausgearbeiteten und scharfsinnigen Ausrechnungen hervor, dieselben betreffen die Vortheile, welche aus dem Florentinischen Sonnenzeiger entstehen. Dabeneben hat er verschiedene critische Beobachtungen mit eingestreuet, die verdienen, daß sie von denen, die ihr Vergnügen daran finden, beantwortet und erkläret werden.

Ich will diesen Auszug mit der Inschrift beschliessen, welche auf dem Platze stehet, wo der Vater Ximenes durch seine Bemühungen sich hervorgethan, indem es dem Leser dazu dienen kan, die Natur einiger der verschiedenen Gegenstände, die der Verfasser abhandelt, deutlicher einzusehen.

Auſpiciis Franciſci Romanorum Imperatoris
ac Magni Etruriæ Ducis
Ad veterem templi huius Gnomonen a
Paulo Tuſcanellio medio circiter ſeculo
XV. conſtitutum, ineunte vero XVI. am-
plificatum, Leonardus Ximenes nouas
obſeruationes inſtituit: probata lamina
aerea

aerea pro centro posita, ac loci totius hac in re stabilitate.

Eius Gnomonis altitudo, demissa catena, accurate explorata est, euasitque pedum Parisiensium 277. Pol. 4. Lin 9. 68.

Latus horizontale a verticali linea ad centrum solstitialis marmoris solarem imaginem pridie Idus Iulii M.D.X. complexi, inuentum fuit pedum 102, Pol. 6. lin. 5. 1.

Idem latus, ad speciei solaris centrum X. Kal. Iulii M.DCC.LV. Prioris longitudinem excessit. Pol. 1. Lin. 3, 82. Vnde annis CC. XLV. elapsis, eclipticae obliquitas minor deprehenditur minuto vno, secundis sexdecim proxime.

Quum tamen antiquus Gnomon in occasum M. 56. S. 41. aberraret, nouus, eodem centro, eademque intra Parisiensem lineam altitudine, in vero meridiani circuli plano constructus est; meridiana linea in regula metallica insculpta; punctum perpendiculi in aere consignatum. Quod rei necessitate, infra meridiani libellam constitit Pol. 1. Lin. 10. 78.

Quem Gnomonem toto terrarum orbe maximum ad exiguas eclipticae variationes in posterum dignoscendas; ad anni mensuram, paschatisque diem subtilius determinandum

minandum; ad certos denique planetarum, siderumque motus peculiari ratione deducendos.

Magnus Imperator, sacrarum rerum, bonarumque artium studiosissimus, Etruscis suis dedit. Ann. Chr. Nat. M.DCC.LVI.

III.

Von der Zahl 666.

in der

Offenbarung Johannis.

(New Univ. Magaz. 1758. April, S. 134.)

Ich glaube, daß die meisten protestantischen Geistlichen das Thier in der hohen Offenbarung so auslegen, daß es die Kirche zu Rom und das Pabstthum bedeute. Einer von den angenommenen Titeln des Pabstes ist VICARIUS FILII DEI, welcher in der päbstlichen Krone allzeit eingewürket ist. Man beliebe den letzten Vers des 13ten Capitels der Offenbarung St. Johannis aufzuschlagen, so wird man folgende Worte finden: Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Thieres, denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist sechshundert

dert und sechs und sechzig. Nun zähle man die Zahlbuchstaben in dem päbstlichen Titel, so wird man die Antwort auf diese nemliche Prophezeyung finden.

V	-	-	-	5
I	-	-	-	1
C	-	-	-	100
A				
R				
I	-	-	-	1
V	-	-	-	5
S				
F				
I	-	-	-	1
L	-	-	-	50
I	-	-	-	1
I	-	-	-	1
D	-	-	-	500
E				
I	-	-	-	1
				666

Obiges haben wir eingeschaltet, nicht allein unsern Correspondenten zu verpflichten, sondern auch weil es etwas neues ist. Wir wissen zum wenigsten nicht, daß schon vorher aus diesem bewiesen

sen worden, der Pabst sey der Antichrist (*). Doch muß dieses nicht verstanden werden, als wenn ein solches Spiel mit Zahlbuchstaben zu einer hinlänglichen Probe allein dienen könne; und wenn man keinen besseren Beweis finden könte, so würde England sich nicht genugsam zu rechtfertigen im Stande seyn, daß es sich von der römischen Kirche getrennet habe.

Zur Zeit der Königin Elisabeth wurde der Bischof zu Rom für den Antichristen gehalten, und eben diesen Punct behaupteten auch alle reformirten Kirchen auswerts. Unter der Regierung der Stuarts wurde es bey Hofe für etwas unhöfliches angesehen, den Pabst mit einem so harten Beyworte zu belegen, und die Geistlichen, die ihn auf eine so grobe Weise behandelten, wurden nicht befördert. Ja einer Montague ein Hofcapellan zur Zeit König Carls des ersten, gab sich die Mühe zu beweisen, daß die ersten Hersteller der reinen Lehre des Kennzeichens verfehlet, und daß der Antichrist nicht zu Rom, sondern zu Constantinopel zu finden sey, wofür, wenn wir uns recht erinnern, er zum Bischof erhoben wurde.

Auf

(*) Allerdings ist dieses geschehen. Ein Pseudonymus unter dem Namen *Carolus Aglaeonius Irenochoraeus* hat dieses schon 1600 gethan, wie bey dem berühmten Wolf in *Curis Crit. et Philol. ad h. l. p.* 548 zu ersehen ist. Der Uebers.

Auf diese Art feurete unter der Regierung des ersten und zweyten Carls nicht leicht einer von der Geistlichkeit der hohen Kirche in ihren Streitschriften mit den Papisten, die Geschütze der Prophezeyungen wider Rom los, sie überließ diesen Theil des Angrifs den Puritanern über, deren einige dieses auf eine so wilde und ungestüme Art ausführeten, daß sie dadurch der römischen Sache nicht geringe Dienste leisteten.

Die Meynung, der Pabst sey der Antichrist, wurde unter den höflichen und gelinden Männern, während der Regierung König Williams, und der Königin Anna, wenig fortgepflanzet. Die Ursache möchte wohl seyn, daß die Aufmerksamkeit der Gelehrten vornemlich auf die Kriege gerichtet waren, und der übele Gebrauch, den die Schwärmer davon machten, möchte der zweyte Bewegungsgrund seyn, daß sie allgemach abnahm.

Die lange Ruhe, die auf den Frieden zu Utrecht folgte, war keine bequeme Zeit, einer solchen Lehre Aufmerksamkeit zuwege zu bringen. Das einzige, worauf man damals bedacht war, war nur, um in der Geschwindigkeit reich zu werden, indem man Geschenke nahm, und gab, indem man mit Capitalien und sinkenden Fonds spielte; dabeneben auch die Schwelgerey, die Ausschweifung, und mancherley Arten schädlicher öffentlicher Lustbarkeiten und Ergötzungen beförderte. Dieses

alles

alles ging blos dahin, die Sitten des Volks zu verführen, und einzuschläfern, damit sie unter der verderblichen Regierung gottloser Staatsbedienten allezeit verblieben.

Anmerkung des Uebersetzers.

Wie groß die Anzahl der Gelehrten sey, die ihre zum Theil unreife, zum Theil ungegründete, und vor der Erfüllung dieser Weissagung schwerlich das Ziel treffende Muthmassungen und Auslegungen über diesen Ort der hohen Offenbarung ans Licht gestellet, davon kan man die Schriftsteller nachschlagen, welche in CHR. HENR. SCHETELIGII *Bibl. Disputatt. in V. et N. T.* P. III. ad h. l. p. 298. und in des berühmten ehmaligen hamburgischen Gottesgelehrten I. C. WOLFII *Curis Philol. et Crit. in h. l.* p. 545. sq. in grosser Anzahl anzutreffen sind. Ich will noch einige, die bey beyden nicht zu finden, allhier hinzufügen. MICH. SZATHMARI *Mantissa de hoc numero, adiecta eiusdem Dissertationi, de arbore scientiae boni et mali. Franeq.* 1736. ANON. zufällige Gedanken von dieser Zahl, in der hamburgischen vermischten Bibl. B. 3. S. 408. IOH. GOTL. BIDERMANN *de Isopsephis, in Otiis literariis* P. I. no. 3. p. 28-41. *Lipsi.* 1751. 8. Bremer Magaz. B. I. IOH. ERN. IVNGIVS *de Verborgentheit der Raat-*

ste Tyden, die aanstaande zyn. pag. 666. sq. *Zutph.* 1750. 4. Derselbe vermeynet, das Geheimniß dieser Zahl bestehe darinn, daß der Name Papa in den dreyen Sprachen, wie der Name Iesus am Kreuz, diese Zahl ausmache, auf folgende Art:

פ א פ א

ΠΑΠΠΑ. P.

PAPA.

פ	80	π.	80	p.	80
א	1	α.	1	a.	1
פ	80	π.	80	p.	80
א	1	π.	80	a.	1
		α.	1		
		ϱ.	100		
	162		342		162

Diese zusammen genommen 162
342
162

Machen die Zahl 666

IV.

IV.

James Ferguson

Bestimmung der Jahre der Geburt und des Todes Christi.

(Lond. Mag. 1757. Herbstmon. S. 441.)

Die gemeine Jahrzahl von der Geburt Christi ist nicht eher genau bestimmet worden, als im Jahr 527, da Dionysius Exiguus, ein römischer Abt, solche auf das Ende des 4713ten Jahrs der julianischen Periode festsetzte; welches gewislich vier Jahr zu spät ist. Denn unser Heiland ist ohne Zweifel vor Herodes des Grossen Tode gebohren, welcher ihn zu tödten suchte, da er von seiner Geburt hörete. Nun aber war nach dem Zeugnisse des Josephus (B. 17. c. 8.) zur Zeit der letzten Krankheit des Herodes eine Mondfinsterniß. Eben diese Mondfinsterniß war, nach unsern astronomischen Tabellen, im Jahr 4710 der julianischen Periode, den 13 Merz 3 Stunden und 21 Minuten nach Mitternacht zu Jerusalem. Da nun unser Heiland einige Monate vor Herodes Tod nothwendig gebohren seyn muß, indem er in der

Zwischenzeit nach Aegypten gebracht wurde, so folget, daß wir die äusserste Zeit, in welcher wir so viel, als möglich, die wahre Jahrrechnung seiner Geburt fest bestimmen können, gegen das Ende des 4709ten Jahrs der julianischen Periode setzen müssen. Und dieses sind also vier Jahre vor der gemeinen Jahrrechnung.

In der ersten Ausgabe meiner Schrift bemühete ich mich die Zeit des Todes Christi fest zu bestimmen, indem ich zeigte, in welchem Jahre um die vermeynte Zeit des Leidens, des Pascha Vollmond auf einen Freytag fiel: an welchem Tage der Woche, und zu welcher Zeit des Paschafestes unser Heiland nach dem Zeugnisse des Evangelisten Marcus 15, 42. gekreuziget wurde. Wenn wir nun alle Vollmonde des Paschafestes von dem 20sten bis zum 40sten Jahre Christi nach der jüdischen Gewohnheit ausrechnen, nämlich, daß man 14 Tage zu der Zeit hinzu thue, wann der Neumond kurz vor dem Paschafeste zuerst zu Jerusalem sich sehen ließ, um den Tag ihres Pascha Vollmondes zu haben; so finde ich, daß der einzige Pascha Vollmond, der auf den Freytag fällt, in dieser ganzen Zeit das Jahr der julianischen Periode 4746 am dritten April gewesen; welches Jahr das 33ste Jahr des Alters Christi war, wenn man der gemeinen Rechnung folget, aber das 37ste Jahr, wenn man von der wahren Jahrzahl an rechnet. Dieses

Jahr war auch das letzte von der 402ten Olympiade, von welchem Phlegon, ein heidnischer Schriftsteller, uns erzählet, daß damals eine so ausserordentliche Sonnenfinsterniß, als man nie erlebt, gewesen, und daß es um 6 Uhr des Tages finster geworden. Dieses kommt mit der Zeit der Finsterniß bey der Kreuzigung, nach dem Bericht der drey Evangelisten (*), die davon melden, genau überein. Es muß folglich eben dieselbe Finsterniß gewesen seyn, wobey aber Phlegon gefehlet, daß er solche für eine natürliche Verfinsterung der Sonne gehalten, welche doch aus zwoen Ursachen unmöglich war.

1. Weil zu der Zeit der Mond voll war.

2. Weil ein jeder, der sich die Mühe gibt, auszurechnen, finden wird, daß in solchem Jahre keine ordentliche und gänzliche Verfinsterung der Sonne in irgend einem Theile von Judäa, noch anderswo zwischen Jerusalem und Aegypten seyn konte: daß folglich diese Finsterniß ganz ausser dem gemeinen Laufe der Natur entstanden seyn müsse.

Da nun diese Kennzeichen mit einander übereinstimmen, so bleibt kein Zweifel über, daß wir das wahre Jahr und den Tag des Todes unsers Heilandes haben. Da ich aber kürzlich gelesen, was einige gelehrte Schriftsteller über eben diesen Gegenstand

(*) Matth. 27, 45. Marc. 15, 43. Luc. 23, 44.

genstand geschrieben haben, welches ich vorher nicht wuste, und dabeneben die Meynungen anderer aufrichtiger und redlicher Nachforscher der Wahrheit (welcher jeder rechtschaffene Mann folgen wird, wohin sie ihn auch führet,) vernommen, die da hinlängliche Ursachen zu haben vermeynen, daß sie glauben, die Zeit des Todes Christi falle nicht auf das Jahr der julianischen Periode 4746, sondern auf 4743; so finde ich an beyden Seiten Schwierigkeiten, die man nicht leicht vorbey lassen muß. Ich will also den Fall von beyden Seiten, so gut ich kan, festsetzen, und dem Leser überlassen, auf welche Seite er sich schlagen wolle.

Beydes Dr. Prideaux und der Ritter Is. Newton sind der Meynung, daß die 70 Wochen Daniels, die aus 490 Jahren (Dan. 9, 23-26.) bestehen, mit der Zeit ihren Anfang genommen, da Esra von Artaxerxes Befehl empfangen, nach Jerusalem zu gehen, welches im siebenden Jahre der Regierung dieses Königs geschah, (Esra 7, 11-26.) und sich mit dem Tode Christi endigen. Denn, verbinden wir die Erfüllung dieser Weissagung mit der Aussöhnung der Sünden, so können wir das Ende nicht wohl auf eine andere Zeit bestimmet zu seyn glauben. Beyde Schriftsteller gestehen auch einhellig, dieser König sey Artaxerxes Longimanus, nicht Artaxerxes Mnemon. Der Herr Prideaux meynet, die letzte dieser Jahrwochen sey zwi-

schen

schen dem Lehramte Johannis und Christi gleich getheilet. Was aber die halbe Woche, davon bey dem Daniel 9, 27. gelesen wird, betrift, so meynet der Ritter Newton, daß dieselbe nicht zu den siebenzig gehören; sondern daß die drey Jahre und ein halbes dahin zu rechnen, da die Römer wider die Juden Krieg führeten, von dem Frühling im Jahr Christi 67 bis zum Herbste 70, als durch Zerstörung ihrer Stadt und des Heiligthums ihre Opfer und Gaben ganz und gar aufhöreten, worauf sie in alle Welt zerstreuet wurden.

Nun ist durch den ungezweifelten Canon des Ptolemäus, und die berühmte Aera des Nabonassars, welche durch die Sonnenfinsternissen so befestiget ist, daß sie uns nicht betrügen kan, der Anfang dieser siebenzig Wochen oder das siebende Jahr der Regierung des Artaxerxes Longimanus, auf das Jahr 4256 der julianischen Periode festgesetzet. Wann nun zu solchem 490 Jahr bis auf den Tod Christi gerechnet werden, so wird eben dasselbe Jahr der julianischen Periode nämlich 4746 herauskommen. Dieses würde also nach allem Anschein das wahre Jahr ausser allen Zweifel setzen.

Da aber des Josephus Mondfinsterniß die Geburt unsers Heilandes grösstentheils mit dem Ende des 4713ten Jahres der julianischen Periode verknüpfet, und der Pascha Vollmond am Freytag

die Zeit seines Todes auf den dritten April in dem 4746 Jahre derselben Periode, folglich auf dasselbe Jahr, wie oben bey den Wochen Daniels fest bestimmet, so setzet dieses voraus, daß unser Heiland in dem 37sten Jahre seines Alters sey gekreuziget worden. Und Lucas 3, 23. setzet die Zeit der Taufe Christi auf den Anfang seines 30sten Jahres. Hieraus folget also, daß sein öffentliches Lehramt, wozu er durch die Taufe eingeweihet wurde, sieben Jahr gedauret habe. Da es nun überaus schwer fallen würde, aus allen vier Evangelisten von mehr als vier Paschafesten, welche er zu Jerusalem, während seines Lehramts, gehalten, Nachricht zu finden; so halten andere dafür, daß er in dem gemeiniglich angenommenen dreyßigsten Jahre seines Alters gelitten, welches wirklich das 33ste war, nämlich in dem Jahre 4743 der julianischen Periode. Diese Meynung wird ferner bekräftiget, wenn man betrachtet, daß unser Heiland sein letztes Pascha-Abendmahl am Donnerstag Abend gegessen, welches der Tag war, der unmittelbar vor seiner Kreuzigung vorherging. Da er nun sich dem Gesetze unterworfen, so wolte er auch das Gesetz nicht brechen, daß er das Pascha einen Tag früher feyerte, als es das Gesetz vorgeschrieben hatte. Auch würden die Priester nicht zugelassen haben, daß das Osterlamm für ihn vor dem vierzehnten Tag Nisan, da es für das

ganze

ganze Volk, Exod. 12, 6. geschlachtet wurde, wäre getödtet worden. Hieraus schliessen sie, daß er dieses Fest zur selben Zeit mit den übrigen Juden, in dem dreyßigsten Jahre seines Alters nach der gemeinen Rechnung gefeyret. Es ist durch die Ausrechnung auch klar, daß um diese Zeit der Pascha-Vollmond am Donnerstag, den 6ten April gewesen. Zwo Schwierigkeiten fallen aber hierbey vor:

1. Es fällt dadurch die letzte Hälfte der siebenzigsten Woche Daniels weg, als wenn sie von keinem Gewicht in der Prophezeyung wäre; und

2. Es macht das Zeugniß Phlegons verdächtig, als wenn er in einer ganzen Olympiade sich versehen hätte.

Andere bemühen sich hinwiederum den ganzen Unterscheid dadurch zu vergleichen, daß sie glauben, Christus habe sich eben sowohl der runden Zahl bedienet, um die Zeit, die er im Grabe bleiben muste, Marc. 12, 40. auszudrucken; als Lucas vermuthlich in Absicht des Jahrs seiner Taufe eben dieses gethan. Dieses wird auch wahrscheinlich, wenn wir betrachten, daß die Juden einige Zeit, vor seinem Tode, zu ihm sagten, **du bist noch nicht funfzig Jahr alt**, Joh. 7, 57. welches man wirklich eher zu einer Person sagen konte, die nahe an vierzig war, als zu einer, die erst 30 Jahr alt geworden.

Was nun das Essen des obbemeldten Passalammes am Donnerstag betrift, welches am jüdischen Vollmondstage geschehen muste, so meynen sie, daß dieses mit dem 37sten Jahre seines Alters leicht könne verglichen werden. Denn da die Juden ihren Tag allezeit mit dem Abend anfingen, so fing ihr Freytag am Abend des Donnerstages an. Es ist auch, wie vorher gemeldet, zu erweisen, daß der einzige jüdische Freytags-Vollmond, zur Zeit ihres Paschafestes in dem gemeinen drey und dreyßigsten, aber in dem wirklich sieben und dreyßigsten Jahre des Alters Christi gewesen. Dieses fällt auf das 4746ste Jahr der julianischen Periode, und das letzte Jahr der 202ten Olympiade.

V.

Erklärung
eines
alten Steins,
die römische Apothekerkunst betreffend,
durch den Jesuiten,
P. Beraud.

(Gentl. Mag. 1754. Jenner, S. 25.)

Dieses rare Stück befindet sich in dem Cabinet der Alterthümer unsers Collegii zu Lyon, ich kan aber nicht sagen, wie es dahin gekommen ist. Es ist ein grünlicher Feuerstein, in der Gestalt eines langen Vierecks, ungefehr zween Zoll lang, 21 Linien breit, und $4\frac{1}{2}$ Linien dick. Auf einer von den Seiten ist eine elliptische Hölung, die, wo sie am breitesten ist, 14 Linien, und wo sie am kleinsten ist, 8 Linien im Durchmesser hat. Auf einer jeden der vier Seiten oder Ecken sind zwo Reihen lateinische Buchstaben, wider ihre natürliche Ordnung eingehauen, nämlich:

Auf der ersten Seite:

C. CINTVSMINI BLANDI
EVVODES AD ASPR.

Auf

Auf der zwoten Seite:
C. CINTVS. BLAN.
DI DIAPSOROPO.

Auf der dritten Seite:
C. CINTVS. BLAN.
DI DIASMYRNE.

Auf der vierten Seite:
C. CINTVS. BLAN.
DI SPONC. LENI.

Der Graf von Caylus, und viele andere gelehrte Männer sind der Meynung (und solche scheinet sehr wohl gegründet zu seyn), daß diese Steine Siegel gewesen, womit in alten Zeiten die Quacksalber die Päckchen ihrer Arzneywaaren gemerkt haben. Der oben angezeigte Stein ist bis hieher noch nicht bekannt gemacht geworden, und die Aufschriften sind ganz unterschieden von denen Steinen derselben Art, die man in den Cabinetten der Liebhaber selten findet.

Dieser Quacksalber scheinet ein Augenarzt gewesen zu seyn. Sein Name, der auf allen Seiten des Steins wiederholet wird, war Caius Cintusminius Blandus. Ich halte diejenige für die Hauptseite, worauf der Name ganz ausgehauen ist.

Die erste Augensalbe wird angezeiget durch die Wörter Euodes ad Aspr. welche ich erkläre durch Βυωδες ad Aspretudinem. Die Rechtschreibung

des

des Augenarztes ist eben nicht die richtigste. Das griechische Wort, Ευωδες bedeutet so viel als wohlriechend, und die Krankheit, Aspretudo genannt, ist die Trockenheit der innerlichen Theile der Augenlieder. Was aber diese wohlriechende Salbe war, können wir aus dem Scribonius Largus *de compositionibus medicamentorum* Capit. 26. lernen. Er rechnet diese zu den Salben, welche er klare nennet: praecipue hoc collyrium, quod quidam Athenipum, quidam Diasmyrnes, quidam Ευωδες vocant, quia boni odoris est; und ein wenig weiter nachher füget er hinzu, daß diese Salbe gegen die innerliche Trockenheit der Augenlieder dienlich sey, ad palpebrarum recentem aut in corporibus tenuioribus aspritudinem. Nach dem Scribonius Largus ist Ευωδες dasselbe, was Diasmyrnes ist, davon auf der dritten Seite des Steines Meldung geschiehet, dennoch ist es klar, daß unter beyden ein kleiner Unterscheid müsse gewesen seyn, und es ist wahrscheinlich, daß eine Vermischung von einigen Balsamen, oder anderen wohlriechenden Spezereyen, die Salbe Ευωδες von dem schlechthin so benannten *Diasmyrnes* unterschieden habe.

Diapsoropo ist die zwote Salbe. Dieses Wort bedeutet vermuthlich Diapsoricum opobalsamatum. Das Diapsoricum der Alten wurde so genannt von dem griechischen Worte Ψωρα, *Psora*, *Scalios*.

Scalios. Marcellus Empirikus, Scribonius Largus und Celsus, thun alle desselben Meldung, als eines Mittels gegen die Trockenheit und Entzündung in den Augen. Celsus sagt: es sey eine Mixtur, das vornehmste Ingredienz desselben ist pulverisirter Calaminth in Eßig aufgelöset. Vermuthlich nennet unser Augenarzt, diese Zusammensetzung opobalsamatum, weil er es mit einigen wohlriechenden Spezereyen vermengte.

Die dritte Salbe ist die *Diasmyrnes* des Scribonius Largus; also genannt von Myrrhen, σμύρνα, dem vornehmsten Ingredienz dieser Zusammensetzung.

Die vierte Salbe kan ich bey keinem der alten Schriftsteller, die ich nachgeschlagen habe, finden: vermuthlich war diese unserem Augenarzt eigen, und seine besondere Erfindung. Dioscorides sagt in seinem 5ten Buche, daß verbrannte Schwämme mit Eßig angefeuchtet sehr heilsam bey trocknen Augentriefen, und allen Augenkrankheiten seyn, die reinigende und zusammenziehende Mittel erfordern. Cintusminus hat deshalb vermuthlich ein besänftigendes Mittel aus Schwämmen zubereitet, welches er von dem griechischen σπογγιον, Spongia Lema genennet hat.

Auf den Seiten, wo die Salben Ευωδες und Dialmyrnes angezeiget sind, stehen Figuren von Pflan-

Pflanzen, welche vermuthlich die Bäume oder Stauden bedeuten, woraus das vornehmste Ingredienz dieses Mittels, die Myrrhe, der Saft, hervorquillt.

VI.

Anmerkungen über die Edelgesteine, und wie man künstliche Türkisse machen könne.

(Lond. Magaz. 1752. Winterm. S. 508.)

Die Türkisse sind von allen andern Edelgesteinen in ihrem Baue unterschieden; er ist nicht wie sie durchscheinend, folglich ist es kein Wunder, daß er durch keine glasartige Materie nachgemachet werden kan, worinnen die Franzosen und Engländer selbst doch es bisher so weit gebracht haben, daß sie in Ansehung des Glanzes und der verschiedenen Farben jenen ziemlich nahe gekommen.

Es gibt zwo Arten der Türkisse, die ihren Eigenschaften nach von einander ganz unterschieden sind. Die eine derselben ist eine ordentliche Miner, eine Art von Kupfererz, aber dieses hat niemals eine gute Farbe, sie behält auch nicht dieselbe, welche sie hat, beständig. Er wird also nicht geachtet.

Die

Die Türkisse, die man in Ringen einfaßt, und die unter den Edelgesteinen ihren Preis behalten, deren glasartige Oberfläche, und lebhaftes Blau wir bewundern, ist keine natürliche Miner, es ist auch kein Stein, obgleich wir demselben diesen Namen geben. Seine Weichheit zeiget dieses an, und unsre Steinschneider gehen so zärtlich damit um, daß sie denselben auf einem metallenen Rade, wie die anderen Edelgesteine nicht poliren, sondern auf Holz oder Leder. Dieses ist noch nicht alles: Ein scharfsichtiges Auge wird Adern darinnen unterscheiden, und bey einer genauen Untersuchung wird man finden, daß diese Adern nicht Adern von einer natürlichen Miner, sondern von Knochen seyn. Sie sind von verschiedener Breite, und laufen verschiedentlich, nach der Beschaffenheit desjenigen Stücks, wozu er ursprünglich gehörete.

Ihr Ursprung ist folgender: Sie sind Stücken von Zähnen und harten Knochen verschiedener Thiere, welche lange in der Erden gelegen, und von ungefehr auf Kupferadern zu liegen gekommen sind. Wenn dergleichen Sachen lange in der Erde liegen, so zeiget sich dieselbe Wirkung als bey einer geringen Calcination im Feuer. Diejenigen, welche die Seeschalen, die im Mergel liegen, untersuchet, finden, daß es damit anders beschaffen sey, als mit denen in Steinen. Diese saugen die Theilgen ihres Lagers in sich, und werden versteinert;

die

die im Mergel aber werden schwammicht, und Knochen in derselben Lage, sind derselben Veränderung unterworfen.

Es ist ausgemacht, daß allenthalben, wo Metalladern sind, die Dünste, indem sie aus der Tiefe der Erde emporsteigen, wie sie durch diese Adern gehen, von dem Erzte geschwängert werden; und daß sie ihre Eigenschaften solchen Substanzen mittheilen, über welche sie in ihrem ferneren Wege bis zur Oberfläche aufsteigen. Auf solche Art werden die Minen oft entdecket. Jedes Metall, wenn es aufgelöset wird, hat seine besondere Farbe; dadurch erfahren die Bergleute nicht allein, daß eine Ader drunter liege, sondern auch was für Metall es in sich enthalte. Wenn Bley drunten vorhanden ist, so machen die Dämpfe, die durch dasselbe gehen, und nachher durch die durchscheinende Steine ihren Weg in die Höhe nehmen, dasselbe gelb. Ist das Metall Eisen, so ist der Stein darüber purpur, und so die übrigen. Wir haben nicht nöthig zu glauben, daß dieses in der Färbung der Edelgesteine nicht geschehe; im Gegentheil, sie erlangen diese verschiedene Farben, welche wir in denselben bewundern, aus demselben Grundsatze. Der Topas ist blos ein Cristal von einer besonderen Härte, durch Bleydampf gefärbet, der Amethist von Eisen, und so die übrigen. Da wir nun eben diesen Ursprung der Farbe den Türkissen zuschrei-

ben, so setzen wir ihn in dieser Absicht nicht weiter herunter, als die übrigen Edelgesteine, sondern halten ihn darinnen gleich.

Die Metalle theilen ihre erlangte Farben den Substanzen mit, welche sie berühren, das Kupfer aber hat dieses besonders, daß es zwo Farben hat. Denn nach der Natur des Dunstes, welcher dieses Metall auflöset, wird die Farbe, die von demselben mitgetheilet wird, entweder grün oder blau. Der bekannteste Versuch zeiget dieses. Wenn man etliche Pfenninge in Weineßig wirft, so machet es grün, werden sie in Hirschhorngeist gelegt, so macht es dieselbe vortreflich blau. Die Erde enthält eine grosse Versammlung aller Eigenschaften. Wenn ein Sauer, wie der Weineßig, oder ein Alkali, denn damit drucket man solche Flüßigkeiten, wie die andern sind, aus, durch dieselbe gehet, so werden die obigen Edelgesteine Schmaragden, oder Sapphiren, oder der schlechteste Cristall wird grün oder blau gefärbet.

Knochen, so durch die geringe Hitze der Erde schwammicht gemacht sind, müssen diese gefärbte Dünste auch annehmen, wenn Kupferadern darunter liegen; und wenn sie diese annehmen, so müssen sie auch dadurch gefärbet werden. Macht sie die Natur des Dunstes grün, werden sie nichts geachtet, macht sie dieselbe blau, so heissen sie Türkisse. Die feinsten sind aus dem Theile der

Welt

Welt hergebracht, dessen Namen sie führen. Man gräbt auch einige in Frankreich aus, allein diese sind nicht regelmäßig gefärbet, man ist gezwungen, seine Zuflucht zum Feuer zu nehmen, ihre Farbe auszubreiten, sie sind aber niemals so fein, als die morgenländischen.

Dieses ist nicht allein der Theorie nach wahr: sondern die Versuche beweisen es auch. Durch diesen Weg habe ich entdecket (denn dieser Entdeckung kan ich mich rühmen, daß sie mein sey) die Art und Weise durch die Kunst Türkisse zu machen. Um nun dieses Lehrgebäude von den Edelgesteinen entweder ferner zu befestigen, oder über den Haufen zu werfen, so legte ich einige Stücke morgenländischer Türkisse in starken Sauer. Sie verlohren geschwind ihre Farbe, und das Flüssige nahm dieselbe an, da sie aber ihrer Natur nach verschieden waren, so wurde auch die Farbe verändert. Was wenige Minuten vorher Türkisse gewesen, waren nun so viele Stückgen Knochen, mit ihrer natürlichen weissen Farbe. Da sahe man deutlich, woraus sie bestunden. Es blieb übrig die Materie zu untersuchen, die sie verdunkelt hatten. Ich sonderte es von dem Flüssigen ab, und fand es Kupfer.

Der Erfolg war leicht. Die Verfertigung der künstlichen Türkisse war folgendergestalt. Damit ich die Substanz zubereiten möchte, calcinirte ich

einige Stücken Elfenbein nur ein wenig im Feuer. Ich warf sie in eine starke Auflösung von Kupfer, von einem flüchtigen Alcali gemacht. Nachdem es eine Woche in gelinder Wärme gestanden, waren diese Stücke Elfenbein so manche Türkisse. Das Flüssige, welches ich gebrauchte, war zwar besonders zu dem Endzweck distilliret, aber mit Hirschhorngeist wird man dasselbe thun können. Die gemachten Steine wurden der königl. Societät der Wissenschaften gezeiget, und für wahre Türkisse gehalten. Da ich auch zu dieser Zeit verschiedene derselben nicht allein roh, sondern auch polirt besitze, so halten sie unsere besten Jubelierer für ächte Türkisse.

VII.

Hr. Burchett

Secretairs bey der Admiralität

Berechnung der Baukosten

der englischen Kriegsschiffe,

nach eines jeden Grösse, mit allem Zubehör an Masten, Segeln, Bootsleuten ꝛc. und Versorgung auf acht Monate.

(New Univ. Magaz. 1758. April, S. 147.)

Ein Schiff von	100	Canonen	=	35,553 L.
	90	=	=	29,886
	80	=	=	23,638
	70	=	=	17,785
	60	=	=	14,197
	50	=	=	10,606
	40	=	=	7,558
	30	=	=	5,846
	20	=	=	3,710

Hieraus kann man leicht ausrechnen, was die königl. Flotte, wenn jedes Schiff, wie oben, mit allen versehen ist, koste.

Schiffe	Canonen	kostet jedes	In allen
6	100	35,553 £.	213,318 £.
12	90	29,886	358,632
12	80	23,638	283,656
43	70	17,785	764,755
35	60	14,197	496,895
40	50	10,606	424,240
45	40	7,558	340,110
58	20	3,710	215,180
85 Chalupen und Bombardirgallioten	=	8, Brander, eines ins andere gerechnet	= 2,000	170,000
Summa 344 Schiffe	=	13,390 Can.	=	3,266,786 £.

Die Jagten, Hospital und Victualienschiffe ausgenommen.

VIII.

Grabschrift

auf den

berühmten englischen Poeten Cowley,

welche er sich selbst verfertiget hat.

(Lond. Magaz. 1757. Aug. S. 408.)

Hic, o viator, sub lare paruulo,
Couleius hic est conditus, hic iacet
Defunctus humani laboris
Sorte, supervacuaque vita.

Non indecora pauperie nitens,
Et non inerti nobilis otio,
Vanoque dilectus popello,
Diuitiis animosus hostis.

Possis vt illum dicere mortuum,
En terra iam nunc quantula sufficit!
Exempta sit curis, Viator,
Terra sit illa leuis, precare.

Hic sparge flores, sparge rosas breues,
Nam vita gaudet mortua floribus,
Herbisque odoratis corona
Vatis adhuc cinerem calentem.

IX.

Catalogus der Gemählde

des verstorbenen Ritters

Lucas Schaub,

welche

in London den 26-28 April 1758 öffentlich an den Meistbietenden sind verkaufet worden, mit den Preisen und Namen der Käufer (*) und Mahler.

(Gentl. Magaz.) 1758. May, S. 225.

April 26.

	Gemählde	Mahler	Preise. L.	S.	D.	Käufer
1	Zwey kleine Gemählde, der Jungfr. Maria, wie sie von ihrer Familie Abschied nimt, und die Anbetung der Hirten	Dom. Antolini	7	15	0	Gov. Saunders
2	Zwey					

(*) Da die Liebhaberey guter Gemählde von berühmten Meistern in Deutschland jetzo anwächst, so haben wir diesen Catalogus den Liebhabern zu Gefallen hier mit einschalten wollen, um den Unterscheid der Preise in England und Deutschland anzuzeigen.

Gemählde	Mahler	L. S. D.	Käufer
2 Zwey dito, das Opfer der Weisen, u. die Flucht in Aegypten	Dom. Antolini	6 10 0	Hr. Blackwood
3 Zween kleine Köpfe von Heraclitus u. Democritus =	Hemskerk	1 11 6	Hr. Howard
4 Eine Landschaft mit Figuren =	van der Cable	5 12 6	Hr. Dalton
5 Dito, von einem spanischen Mahler	F. W.	2 15 0	Hr. Steward
6 Die Anbetung der Hirten	Bourdon	3 3 0	Henr. Fox, Esq.
7 Ein Blumenstück	Verendael	5 10 0	Lord Ashburnham
8 Ein Holländer, der Fische bereitet	Brecklenkem	21 10 6	Harune, Esq.

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
9 Eine stille See	W. Vandevelde	5	15	6	Gov. Saunders
10 Eine Landschaft mit Felsen	Knyp	9	9	0	Fitzwilliams
11 Eine Landschaft mit Figuren	Ostade	7	17	6	Hr. Chimpiane
12 Dito	Crescentia	10	10	0	R. Grosvenor
13 Der wunderbare Fischzug	Ph. Neapolitano	3	0	0	Harune, Esq.
14 Eine Landschaft mit Figuren	Cl. Lorain	105	0	0	Herzoginv. Portland
15 St. Johannes mit dem Lamme	Ciro Ferri	16	5	6	Hr. Gould
16 Eine Landschaft mit einem Seeprospect	Sal. Rosa	23	2	0	Hr. Holditch

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
17 Die heilige Familie	J. Bassano	13	2	6	Brand, Esq.
18 Zwo kleine Landschaften =	Mola	29	18	6	van der Gutsch
19 Zwo kleine runde Historien =	Alb. Durer	6	10	0	Hr. Blackwood
20 Soldaten ꝛc. =	S. Rosa	17	17	0	Hr. Townsend
21 Spielende Bettler, dessen Compagnion =	Dito	21	0	0	Gideon, Esq.
22 Ein Frauenskopf =	P. Veronese	12	12	0	H. Vernon
23 Ein klein Stück vom Zinsgroschen =	Valentin	64	1	0	Hr. Dulton
24 Soldaten beym Spiele, dessen Compagnion	Dito	65	2	0	Dito

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
25 St. Barba	Domenico	58	16	0	R. Grosvenor
26 Ein kranker Mann mit seinem Arzt, Beichtvater, und Familie =	Hemskirch	24	3	0	Willet, Esq.
27 Alexander und Diogenes =	Albrewient	11	0	6	Dr. Markham
28 Die sterbende Cleopatra =	S. Badalochio	15	15	0	G. Saunders
29 Ein alter Mannskopf	van Dyk	9	9	0	Capt. Hamilton
30 Ein junger Mannskopf, dessen Gegenstück	Rembrand	32	11	0	Herzog von Portland
31 Zwey kleine Stücke, die Anbetung der Weisen, und die Beschnei-					

dung

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
dung Chri-sti =	Leon. Brahmer	5	0	0	Hr. Camp-bell
32 Zwo klei-ne Hand-schriften mit Figuren =	Poelen-burch	11	0	6	Hr. Ste-ward
33 Kopf von Lopez de Vega	Murillo	11	0	6	Hr. Knight
34 Seine Frau, das Gegenstück	Dito	4	7	6	H. Perarai
35 Eine ova-le Land-schaft mit Figuren =	Gofredy	6	16	6	Lord Poul-teney
36 Dito	Bambo-cio	21	0	0	Herzog von Portland
37 Eine Ge-sellschaft, klein =	Adr. Ostade	16	5	6	Hr. Hamil-ton
38 Ein klein oval Ge-mählde ei-nes Knaben mit einem					

Kruge

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
Kruge =	Franc. Mieris	6	10	0	S. Steward
39 Eine Landschaft mit Figuren =	P. Potter	11	0	6	S. Reynolds
40 Dessen Gegenstück =	Dito	6	0	0	Hr. Carr
41 Ein Mann spielet, seine Kinder tanzen =	Le Nain	180	12	0	Hr. Dalton
42 Klein rundes Nachtstück =	Elsheimer	17	17	0	Herzog von Portland
43 Heil. Catharine =	Albano	42	0	0	Thompson, Esq.
44 Die schlafende Venus =	Titian	18	7	6	Hr. Masterson
45 Alpheus und Arethusa, nach dem Albano =	Car. Maratti	21	0	0	Hr. Harene
46 M. Magdalena	Soyarro	17	6	6	Willet, Esq.

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
47 Ein Schlafstück (Reposo)	Gentlleschi	44	2	0	Gov. Saunders
48 Jupiter u. Calliſto	Ann. Caracci	42	0	0	Hr. Lloyd
49 Eine Landschaft mit Figuren =	G. Pouſſin	48	6	0	Lord Cooper
50 Dito Gegenstück	Dito	86	2	0	Hr. Steward
51 Chriſtus und St. Johannes =	Guido Reni	157	10	0	Herzog von Portland
52 St. Sebaſtian	Guercino	54	12	0	Ld Cooper
53 Der Heiland im Garten =	J. Baſſanno	42	0	0	Capt. Hamilton
54 Schlafende Venus mit Cupidos	L. Giordano	11	11	0	Hr. Holditſch
55 Eine Landſchaft, da					

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
Christus lahmen heilet =	Rubens	79	16	0	Herzog von Portland
56 Der Heiland mit Dornen gekrönet zwischen zween Engeln =	Albano	36	15	0	E. Harrington
57 Venus und Adonis	Titian	11	10	6	Hr. Harene
58 Eine Landschaft mit Figuren und Vieh =	D. Teniers	120	15	0	Hr. Maxwel
59 Sigismunda weinet über ihren Tancred	Corregio	404	5	0	Ritter T. Seabright

Verkaufung des zweyten Tages April 27.

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
1 Eine wilde Entenjagd	Fyt	12	12	0	Ld Midleton
2 Christus, todt =	Bassano	2	10	0	H. Perarai

	Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
3	Johannes Predigt in der Wüsten	Manfredini	2	12	6	Hr. Newmann
4	Jo, nach =	Correggio	6	6	0	D. v. Leeds
5	Die Weltkugel mit einem Engel	Venetianische Schule	2	2	0	Dr. Markham
6	Eine Landschaft mit Figuren =	F. Bassano	6	8	6	Dito
7	Der Kopf des Mahlers Campaigne	Er selbst	4	12	6	Gen. Campbell
8	Ein alter Frauenskopf	Dio Velasquez	24	13	6	H. Dulton
9	Ein Satyr und Cupido	And. Schiavoni	5	15	6	Dr. Markham
10	Die heilige Familie	Seb. Bourdon	6	10	0	Hr. Tuten
11	Ein Frauenskopf =	Holbein	2	2	0	Fox, Esq.

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
12 Ein Mann der auf der Flöte spielet	M. A. Caravagio	7	7	0	Frau Child
13 Christi Geburt =	Rigaud	12	12	0	Ld Ashburnham
14 Eine Landschaft mit der Jagd =	J. Bassano	28	7	0	Dito
15 Der barmherzige Samariter =	Seb. Bourdon	11	15	0	Casly, Esq.
16 Eine Landschaft mit Figuren =	G. Poussin	19	19	0	W. Ellis, Esq.
17 Dessen Gegenstück	Dito	29	8	0	Dito
18 Ein Mann, der auf der Orgel spielet, nach Tizians Manier =	D. Teniers	19	19	0	Willet, Esq.
19 Zween kleine Köpfe					

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
von Maria und Christus =	Duser	13	2	6	Hr. Gowen
20 Kopf der Charlotte von Frankr.	Jeannet	9	9	0	Brand, Esq.
21 Ein Mannskopf, jenes Gegenstück	Holbein	13	0	0	Ld Ashburnham
22 Eine Landschaft mit Figuren =	Wynants	53	11	0	Ld Middleton
23 Dessen Gegenstück =	Pinace	14	3	6	van der Gutcht
24 Mars und Venus =	van Dyck	33	1	6	Adm. Knowles
25 Die Kreuzigung =	Alb. Durer	15	15	0	Gov. Saunders
26 Der englische Gruß, ein klein Stück =	N. Poussin	38	17	0	Paulet, Esq.
27 Ein Kinderkopf =	P. Veronese	11	0	6	Hr. Gowen

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
28 Ein Philosoph	Rembrand	8	8	0	Hr. Bretingham
29 Ein Schornsteinfeger, klein	D. Teniers	15	15	0	Ld Midleton
30 Ein lachender Knabe	van Dyck	126	0	0	Herzog. v. Portland
31 Eine holländische Dame an ihrem Nachttische	Metzu	22	11	6	Hr. Gould
32 Kopf von August. Caracci	Ann. Caracci	8	8	0	Gen. Campbel
33 Holländische Mahler in einer Schenke bey Rom	Seb. Bourdon	14	0	0	Willet, Esq.
34 Eine holländische liebäugelnde Bulerin, die einem jungen auf der					

Flöte

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
Flöte spielenden Menschen zu trinken anbietet =	F. Halls	43	1	0	Ld Byron
35 Ein alter Tempel = = die Figuren von Poelenburg =	van Balen	15	15	0	Gen. Campbel
36 Prospect von Scheveling en =	Alb. Knyp	26	15	6	Gov. Saunders
37 Zigeunerinnen, die einem Spanier Glück sagen =	M. A. Battaglia	27	6	0	Ld Ashburnham
38 Seeprospect, die Figuren von Caracci =	P. Brill	65	2	0	Herzog von Portland
39 Admiral Ruyter =	Rembrand	16	5	6	Hr. Steward
40 Rembrand, wie er ein					

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
altes Weib mahlet, dessen Gegenstück =	Dito	27	6	0	Gideon, Esq.
41 Fabel von dem Manne, der kalt und warm bläset =	Jord. von Antw.	16	5	6	R. Grosvenor
42 Maria lehret Christum lesen	Le Brun	73	10	0	Dr. Chaumcey
43 Die heilige Familie, ein Achteck =	Romanelli	78	15	0	Ld Baltimore
44 Die Taufe Christi	Albano	120	15	0	Hr. Major
45 Ein klein Historienstück =	F. Laura	36	15	0	R. Grosvenor
46 Dessen Gegenstück =	Dito				
47 Brustbild eines Faunus in Erz	Antique	42	0	0	Dito

Gemählde	Mahler	L. S. D.	Käufer
48 Eine von den Haupttugenden =	Rubens	28 17 6	Gov. Saunders
49 Dessen Gegenstück =	Dito	15 15 0	Dito
50 Venus vor dem Nachttische =	Ann. Caraccio	63 0 0	Ed Cowper
51 Christus im Schlafe, von Maria bewachet =	Guido Reni	328 13 0	R. Grosvenor
52 Rinaldo und Armida	P. da Cortona	23 2 0	Adm. Knowles
53 Alpheus und Arethusa, jenes Compagnion	Albano	84 10 6	Hr. Raymond
54 Maria hält Christum schlafend auf dem Schooße	van Dyck	211 1 0	Herzogin v. Portland
55 Ruinen, die Figuren von			

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
Laura =	Viviano	22	1	0	Hr. Blackwood
56 Seehafen, mit einer Galeere, die Figuren von Ph. Neapolitano =	C. Lorraine	34	13	0	Hr. Maxwell
57 Bauren beym Kartenspiel =	D. Teniers	85	1	0	Ld Midleton
58 Christus ruft Matthäus, ihm nachzufolgen, und das Kreuz zu tragen, die Architectur von le Maire Poußin	F. Laura	30	9	0	van der Gucht
59 Der Prospect von der Stadt Antwerpen, ein ganz capital Stück.					

Die

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
Die Stadt von hinten	Paul Brill				
Vorgebürge von Flandern =	Rubens				
Die Schelde mit der Brücke und Gebäuden darauf	Gillis	551	5	0	Herzogin v. Portland
Die kleinen Figuren auf den Canälen und Ufern	Vel. Brueghel				

Verkaufung des dritten Tages, April 28.

	Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
1	Zwey kleine Gemählde von Vögeln u. Hunden	Hondius	4	4	0	Hr. Jones
2	Zwey kleine Landschaften mit Figuren =	Gofredy	6	6	0	Gov. Saunders
3	Diogenes =	Flemish	6	16	6	Ld Byron
4	Herzogin v. Portsmouth	Ritter Pet. Lely	4	7	6	R. Grosvenor

	Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
5	Das Inwendige eines Zimmers mit Figuren =	alte Franck	9	9	0	Booth, Esq.
6	Ein Mannskopf, rund und klein =	Holbein	3	3	0	R. Grosvenor
7	Ein Frauenskopf, dessen Compagnion =	Dito	3	13	6	Dito
8	Eine kleine Landschaft mit Figuren	Teniers	4	7	0	Hr. Carey
9	Dito, grösser	Watteau	8	18	6	Gov. Saunders
10	Dessen Compagnion	Dito	9	9	0	Dito
11	Ein Mann, der auf der Flöte spielet, die Kinder um ihn her =	Jordaens	5	5	0	Ld Byron
12	Eine Landschaft mit Figuren =	Sal. Rosa	7	7	0	Gov. Saunders

13 Dessen

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
13 Dessen Compagnion	Dito	4	4	0	Dito
14 Badende Nymphen	Coypel	4	4	0	Cap. Hamilton
15 Kleiner Kopf des berühmten Anton de Leeve, der Franz den I. von Frankreich gefangen nahm	Titian	43	1	0	Herzoginv. Portland
16 Mercur u. Argus	F. Laura	43	1	0	Maxwell, Esq.
17 Badende Nymphen	Rottenhamer	16	5	6	Gov. Saunders
18 Eine Landschaft mit Strassenräuberey	Murillo	7	7	0	Ld Harrington
19 Dessen Compagnion	Dito	7	7	0	Dito
20 Maria und Christus, klein	Eliz Sirani	23	2	0	Herzog von Portland

21 Ein

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
21 Ein Mannskopf	Jordaens	5	5	0	Gen. Campbell
22 Ein Frauenskopf, zum vorigen =	van Dyck	5	10	0	Hr. Blackwood
23 Zwey kleine Gemählde von den Aposteln =	Polydore	36	15	0	R. Grosvenor
24 Eine Landschaft mit Figuren =	G. Poußin	57	15	0	Ruft, Esq.
25 Dessen Compagnion	N. Poußin	23	2	0	Lord Anson
26 Cupido =	Carl Maratti	6	6	0	Herzog von Leeds
27 Ein Mann mit der Flöte	Rubens	25	4	0	Ld Grosvenor
28 Bacchanalia =	Mola	11	11	0	Hr. Harene
29 Candaules, wie er seine entblössete Gemahlin zeuget =	Ann. Caraccio	31	10	0	Ld Harrington

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
30 Englischer Gruß, rund	le Sueur	32	11	0	Bretting-ham
31 M. Magdalena =	Rubens	24	13	6	Willet, Esq.
32 Eine runde Landschaft mit marschirenden Truppen =	Borgognone	23	2	0	R. Grosvenor
33 Christus in den Wolken, mit Engeln umgeben, deren einer ihm das Kreuz reicht	Canutti	7	0	0	Hr. Carrey
34 Eine Landschaft mit Figuren	B. Torregiani	21	10	6	Bootle, Esq.
35 Dito	Fouquier	24	13	6	van der Gutcht
36 Jacobs Abschied von Laban	F. Bassano	115	10	0	R. Grosvenor
37 Eine Landschaft mit					

Figuren

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
Figuren =	Poelenburg	6	10	0	Hr. Blackwood
38 Eine Baurenkirmiß	P. Wowermans	31	10	0	van der Gucht
39 Eine Landschaft nach P. Brils Manier, mit Figur. von Poelenburch	D. Teniers	21	0	0	Ld Coventry
40 Ein Bruststück von Marmor, ein lachender Knabe =	Fiamingo	18	18	0	Ld Cowper
41 Eine Landschaft, Figuren und Pferde =	Wowermans	39	18	0	Hr. Gaskin
42 Dito, jenes Compagn.	Dito	37	16	0	Dito
43 Abschied des Rinaldo v. Armida	le Brun	73	10	0	Lord Anson
44 Der Cardinal du Bois, Kniestück, halbe					

Länge

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
Länge =	Rigaud	33	12	0	H. Thompson
45 Die Gräfin Platen, jenes Comp.	Dito	15	15	0	Gen. Campbell
46 Ein Bettler	Murillo	32	11	0	R. Grosvenor
47 Eine Frau mit Kindern ꝛc. =	Dito	33	12	0	Lord Anson
48 Paulus prediget =	Guercino	32	11	0	Bretting-ham
49 St. Joseph, dessen Comp. =	Dito	22	1	0	Dito
50 Landschaft mit Figg.	G. Poussin	109	4	0	Ld Thomond
51 Dito, dessen Comp. =	C. Lorraine	37	16	0	Hr. Gowen
52 Die heilige Familie =	Car. Maratti	33	1	6	van der Gucht
53 Maria, Christus u. Johannes	Corregio	220	10	0	Ld Harrington

Gemählde	Mahler	L.	S.	D.	Käufer
54 Sign. Zach. Contarini, halbe Länge	Tintorett	66	3	0	Herzog von Portland
55 Bauren-gesellschaft	D. Te-niers	157	10	0	R. Gros-venor
56 Darius Zelt, das Original =	le Brun	127	1	0	Dito
57 Entdeckung der Calistho	Titian	54	12	0	Hr. Brown
58 Ein Schlaf-stück =	P. Vero-nese	79	16	0	R. Gros-venor
59 Petri Busse	Guido Reni	288	15	0	Hr. Gowen
60 Ein grosses und capital Stück, mit der heil. Fa-milie =	Raphael	703	10	0	Herzogin v. Portland.

Summe der Verkaufung aller 3 Tage = 7784 L. 5 S. 0 D. (über 46,000 Rthl.)

Dr. Meads Sammlung von Gemählden ist verkauft für 3417 = 11. (über 20,000 Rthl.)

* * *

X.

Auszug

aus dem letztherausgekommenen Stücke

der

Philosophical = Transactions

der königl. Gesellschaft;

welches ist der 1 Th. des L Bandes, für das Jahr 1757.

(Gentl. Magaz. 1758. Jun. S. 263.)

Art. I. Nachricht von dem Erdbeben in Neu-England und den angrenzenden Ländern, den 18. Winterm. 1755, ungefähr ein Vierthel nach 4 des Morgens.

Die Nacht, in welcher dieses Erdbeben geschahe, war ganz stille und heiter; der Mond fast voll, und schien helle. Vor dem Erdbeben ließ sich ein polterndes Getöse aus dem Nord-Westen, gleich einem Donner von weiten, hören, welches immer stärker wurde, bis es sich über unsern Ort zog; in welchem Augenblicke die Erschütterung empfunden wurde. Der erste Stoß, welcher etwa eine Minute, seit dem das Getöse zuerst gehöret worden, sich einstellete, war wellenartig, oder wie

Pulsschläge, etwa wie die Bewegung einer in langen Wasserwogen sich bewegenden See. Eine Person, welche zu der Zeit sich auf der Landstrasse befand, erzählete, daß die Gipfel zweener Bäume, deren einer 25, der andere 30 Fuß hoch gewesen, 10 Fuß geschwanket hätten, und daß er nöthig gehabt hätte, sich an etwas fest zu halten, damit er nicht niedergeworfen würde: allein es ist glaublich, daß er aus Furcht sich sehr müsse geirret haben, weil kein einziges Gebäude eingestürzet, noch einigen andern Schaden gelitten, als den etliche einfallende Schorsteine verursacheten. Auf diese wellenartige Bewegung, welche durch keine Stille unterbrochen wurde, folgete ein Zittern, oder schnelle horizontalische Schwingung, mit plötzlichen Stössen und Zückungen. Diese Bewegung dauerte etwa 2 Minuten, worauf sie allmählich abnahm, bis es ruhig und stille wurde; nachdem alles ungefähr vier und eine halbe Minuten gewähret hatte. Etwa 29 Minuten nach 5 Uhr stellete sich wiederum ein Zittern ein, welches aber dem ersten weder an Heftigkeit noch Dauer gleich war. Des folgenden Sonnabends, ungefähr 27 Minuten nach Achten des Abends, kam ein dritter Stoß, welcher stärker als der zweyte, aber nicht so heftig als der erste war. Am Freytage, den 19. Christm. gerade um 10 Uhr des Abends stellete sich ein vierter Stoß ein, welcher nicht so empfindlich war als

einer

einer der vorhergehenden, aber eben wie jene mit einem Getöse begleitet gieng.

Die Richtung dieses Erdbebens war von Nordwest nach Südost, welches übereinstimmet mit den Berichten von Westindien, daß nämlich am 18. Winterm. etwa um 2 Uhr Nachmittages, das ist, ungefähr 9 Stunden nach dem ersten und grossen Stosse, das Meer sich plötzlich von S. Martins zurückgezogen, und die Schiffe auf dem trockenen Lande, wo 3 bis 4 Klafter Wasser zu seyn pflegte, sitzen lassen.

Man hält dafür, daß der Mittelpunkt dieses Erdbebens, welches scheinet von grösserem Umfange gewesen zu seyn, als irgend eines, das sich in diesem Lande ereignet hat, die Seeküste der Provinz Neu-Hampshire, im 43 Grad Norderbreite, gewesen sey. Die Grenzen waren im Südwesten der Meerbusen Chesapeak in Maryland, gegen Nordosten, Halifax in Neuschottland; gegen Nordwesten zum Westen der Lake George. Die südostliche Grenze ist noch nicht bestimmet. Indessen wurde es in der atlantischen See 70 Stunden in Osten vom Cap Anne empfunden. Die Länge von Osten in Westen, nämlich von Halifax bis Lake-George ist 550 englische Meilen; und längst der Seeküste von Nordosten, nach West-Südwesten, 800 Meilen.

An einigen Oertern, besonders zu Pembroke, ungefähr 20 Meilen Südost von Cambridge in Neuengland haben sich verschiedne Klüfte in der Erde aufgespalten, deren eine Wasser, andere aber eine grosse Menge feinen weissen Sandes aufgeworfen. Auf der See wurden verschiedene Schiffe, besonders diejenige, welche in dem Hafen lagen, aufs heftigste hin und her geschmissen, so daß die Leute auf denselben nicht anderst gedachten, als sie hätten auf Sandbänke gestossen; und alsobald darauf wurde das Wasser mit grossen und kleinen Fischen, von verschiedener Gattung, einige halb einige ganz todt, bedecket. Dieser Nachricht ist eine Bemerkung der Witterung desselben Jahres vor dem Erdbeben, seit dem Anfange des Jänners beygefüget; und auf einer gegenüber stehenden Columne findet sich die Witterung vor dem grossen Erdbeben des Jahres 1727, welches sich beynahe in derselben Jahrszeit ereignete.

Art. II. Nachricht von einigen gefährlichen und wunderbaren Wirkungen des Spangrüns, nachdem es zum Aufbrausen gebracht worden: von Dr. Mounsey, Arzte bey der rußischen Armee.

Ein gewisser Butler, Papierfärber in Moskau, in dem Vorhaben die Farben etwas fester, als gewöhnlich zu machen, legte in ein irdnes Krüglein ein Viertheil einer Unze Spangrün, und

in ein anders zwey Blätter unächtes Blattgold und goß auf jedes etwa einen Löffelvoll Scheidewasser. Wie nun die Fermentation alsobald erfolgete, rührete er, um die Auflösung zu beschleunigen, beyde Mischungen mit einer kleinen Scheere, weil sie das erste war, das ihm von ungefähr in die Hände kam. Er blieb, so weit sein Arm reichete davon, und brauchte die Vorsichtigkeit das Gesicht davon abzuwenden, damit der Dampf nicht in die Lunge kommen möchte. Ehe der Proceß zu Ende war, wurde er von ungefähr abgerufen, worauf er fast augenblicklich sich wusch, und umkleidete. Kaum hatte er aber dieses gethan, wie er eine brennende Pein an dem Goldfinger der rechten Hand empfand, welche er daher zu kommen glaubte, daß er etwa unvorsichtiger Weise das Scheidewasser berühret hätte. In sehr kurzer Zeit aber breitete die Pein sich über die ganze Hand aus, welche sehr aufschwoll. Bald hernach hörete die Pein auf, und die Geschwulst legte sich; zu gleicher Zeit aber wurde die linke Hand, eben so wie vorhin die rechte, angegriffen. Nach einigen Minuten zog sich beydes Pein und Geschwulst nach die innere Seite der Beine, an welchen er, wie er sagte, ein Gefühl hatte, als ob sie mit siedend heissen Wasser begossen würden. Wie man ihm nun alsobald die Strümpfe abstreifete, zeigten sich viele rothe Flecken, ungefähr in der Grösse eines Zweygroschen-

stücks, welche etwas über der Haut hervorstunden, und mit sehr kleinen Blasen bedecket waren.

Etwa zwo Stunden, nachdem ihm der Zufall begegnet, besuchte Dr. Mounsey ihn zum ersten male. Er klagte dazumal über grosse Beängstigungen, und eine Pein am Munde des Magens, welche, wie er sagte, sich empfinden ließ, als wenn ein heisses Eisen darauf läge; imgleichen über Ekel, und einem kupferigem Geschmack und Geruch in Mund und Nase. Der Doctor fand seinen Puls regelmäßig, aber langsamer und schwächer als bey einer gesunden Person, schrieb ihm laugenartige flüchtige Salze zur Arzeney vor, und verordnete, daß er Molken trinken sollte. Er erbrach sich einmal, und war vier oder fünfmal zu Stule; doch wird nicht gemeldet, ob dies vor oder nach dem Gebrauche der Arzeneyen und Molken geschehen sey. Nach diesen Auswürfen fand er Linderung im Magen; allein die Pein und der Ekel stelleten sich bald wieder ein, womit eine stechende Pein in dem linken Auge verbunden gieng. Er setzte den Gebrauch der Arzeneyen fort, trank viel Molken, und blieb in einem gelinden Schweisse. So lange der Schweiß währete, empfand er Linderung, aber nach dem Maasse derselbe abnahm, stellete die brennende Pein sich wieder ein, mit Stichen im Auge, und Flecken der Haut, welche fast beständig ihren Ort veränderten, wobey der Puls stets regelmäßig, aber schwach, blieb.

Am Sonntag Abend, dem zweyten Tage seiner Krankheit, schlief er gut. Am Montag Morgen fand er sich, bis eilf Uhr etwas besser, und sein Puls wurde stärker. Nach dieser Zwischenzeit kam die brennende Pein mit grosser Heftigkeit wieder, welche doch durch ein warmes Bad mit etwas Holzasche gelindert wurde. Bey den Anstössen schrie er entsetzlich, und klagete zuweilen, daß sein Leib bersten würde, zuweilen, daß er ersticken müste, zuweilen, daß es ihm wie Feuer im Herzen brennete. Man wurde genöthiget, ausser dem Bade, zuweilen zum Opium Zuflucht zu nehmen, welches allezeit von guter Wirkung war. Endlich nahmen seine Zufälle nach und nach ab; am neunten Tage verließ er das Bette; die Anstösse wurden immer kürzer und seltener, und er genas in kurzer Zeit völlig.

Es ist wahrscheinlich, daß das Uebel vielmehr von der Vermischung des Spangrüns und Scheidewassers, als von dem Scheidewasser und dem Blattgolde entstanden. Denn es ist bey verschiedenen Handwerkern gewöhnlich, Scheidewasser auf Kupfer und Erz zu giessen, und dasselbe umzurühren, auch selbst, wenn sie zu Beschleunigung der Wirkung es auf ein Kohlenfeuer setzen, ohne das geringste Ungemach davon zu empfinden.

Art. III. Nachricht von den Mineralwassern zu Malverne in Worcestershire; von Dr. Wall.

Dr. Wall erzählet verschiedene Exempel, in welchen diese Wasser faule fistulöse Geschwüre, und selbst den wirklichen Aussatz, auf welchen alle andere Arzeneyen nichts vermocht hatten, geheilet haben.

Art. IV. Nachricht von den mineralischen Wassern zu Carlsbad in Böhmen.

Diese Wasser entspringen aus zweyen Quellen, deren eine so heiß ist, daß die Einwohner sich derselben bedienen, ihre Ferken und Hühner darin zu brühen, die andere aber so lau ist, daß man die Hand darein stecken kann. Man hält dafür, daß sie beyde einerley Kraft haben, glaubet aber, daß die heisseste dieselbe im höheren Grade besitze. Wenn man dies Wasser in ein Glas giesset, siehet es bläulicht aus, hat keinen Bodensatz, sondern es ziehet sich bald ein weißlichter Schaum auf der Oberfläche zusammen, welcher salzicht von Geschmack ist, und zur Reinigung der Zähne, und des Silbers gebrauchet wird. Die Röhren, durch welche es fliesset, und alles was darein geleget worden, wird in kurzer Zeit mit einer gelben Kruste bezogen. Diese Kruste an den Röhren und hölzernen Rennen ist leicht, von heller Farbe und mürber zerreiblicher Zusammensetzung. Auch ist

sie

sie anfressend, und wird von den Einwohnern gebrauchet, das wilde Fleisch aus Wunden und Geschwüren wegzubeitzen. Die Kruste, welche sich an der Oefnung der Quelle, wo dieselbe aus dem Felsen hervorbricht, findet, ist brauner und härter. Es giebt auch noch andere steinigte Krusten in den unterirdischen Höhlen der Quelle, welche scheinen eines alabastrischen Kristals zu seyn. Sie sind mit sehr schönen geraden Adern von verschiedenen Farben gezieret, und lassen sich so fein schleifen, daß sie oft zu saubereren Einfassungen und Auszierungen der Tischblätter u. d. gebrauchet werden; und es gehöret mit zu den Manufacturen des Ortes, daß man Ermelknöpfe, Stockknöpfe und Schnupftobacksdosen daraus verfertiget.

Man hält dieses Wasser für sehr kräftig, Verstopfungen zu heben, und den Stein nebst Grieß zu curiren.

Art. V. Versuch zur Bestimmung der specifischen Schwere lebendiger Menschen.

Es ist aus verschiedenen Versuchen erweislich, daß ein Mensch überhaupt specifisch leichter sey, als süß Wasser; mithin noch viel leichter, als Salzwasser. Könte also einer, der in das Wasser fällt, sich nur bey der Gegenwart des Geistes erhalten, so würde er, ohne sich einmal anzustrengen, eine gute Zeit oben schwimmen; und was solche betrift, welche schwerer sind, als Wasser, so ist

doch darunter keiner so schwer, daß er nicht durch ein Stück Holz, welches nur die Grösse eines Ruders hat, sich sollte über dem Wasser erhalten können.

Art. VI. Nachricht von Heilung des Darmes Ileum, welches mit einem Messer durchschnitten gewesen: von Hn. Peter Travers, Wundarzte zu Lissabon.

Der Patient war mit einem Messer in der rechten hypogastrischen Gegend, etwa drey Finger breit über dem Schambeine, gestochen; nach dem Stosse war das Messer schräge nach dem Nabel zu herausgezogen, so daß die Wunde von aussen grösser, als von innen war. Die Durchbohrung durch den Bauchfall war ungefähr drey Viertel Zoll, an den äusserlichen Decken aber einen und einen halben Zoll weit. Das Ileum hieng 11 oder 12 Daumen breit heraus, und war durch und durch gestochen, so daß man in die Wunde gemächlich den Finger bringen konnte.

Nachdem der Wundarzt das geronnene Blut mit warmen Wasser und ungarischem Wasser abgewaschen hatte, machte er eine ununterbrochene Nath an beyden Oefnungen, an jeder Seite des Darms. Darauf machte er die Oefnung der gemeinschaftlichen Integumenten des Bauches etwas weiter, und brachte das Gedärme an seinen Ort, so daß die beyden Enden des Fadens auf der Oberfläche

fläche der Wunde zurückblieben. Die äusserliche Oefnung wurde darauf mit einer unterbrochenen Nath zugenehet, auf welche das gewöhnliche Verband geleget wurde. Alsobald nach der Operation wurde ihm ein Klistir von Baumöl, Eydotter und warmen Wasser beygebracht.

Das Unglück hatte am 3 August sich zugetragen. Am vierten hatte der Patient ein starkes Fieber, nachdem er die ganze Nacht mit grausamen Schmerzen, und beständigem Erbrechen war gequälet gewesen. Um diese böse Zufälle zu lindern, wurden ihm 10 Unzen Blut genommen, und verordnet, daß alle drey Stunden das Klistir, mit einem Decoct von Wermuth und Kamillen, statt des warmen Wassers, sollte wiederholet, und ihm, nach Erfoderung der Umstände, eine schmerzstillende Mixtur von Münzwasser, Sydenham, Laudanum und Zucker, alle zwo Stunden aber, von 3 Unzen Rhebarbersyrup mit einer Unze frischen Süßmandelöl, ein ordentlicher Löffelvoll gegeben werden. Am Abend wurde das Aderlassen in derselben Quantität wiederholet. Am 5ten war das Fieber noch immer stark, der Patient erbrach etwas Excremente und klagete über ein Schlucken; weswegen die Klistire wiederholet, und in zweyen Aderlässen noch 6 Unzen Blut weggenommen wurden.

Am 6ten plageten ihn das Schlucken und Erbrechen ungemein. Beydes wurde aber durch ei-

nen

nen Theelöffelvoll von Dr. Huxhams Chinatinctur, welche ihm mit ein wenig Münzwasser, des Tages sechsmal, gegeben wurde, gelindert. Das Aderlassen und die Klistire wurden immer wiederholet.

Am 7 wurde der Puls schwächer, und es erfolgete eine starke Ausdünstung. Man hielte derhalben mit dem Aderlassen inne; da man aber mit Klistiren fortfuhr, hatte der Patient gegen Abend einen ordentlichen, aber sehr zähen und übel riechenden Stulgang.

In der Nacht zwischen dem 7 und 8 schlief er zum ersten male, obschon er einen Durchfall bekam. Des Morgens war das Fieber schwächer, das Purgiren aber hielte den ganzen Tag an.

Am 9 war er fünfmal zu Stule; der Ekel nahm ab, und der gelinde Schweiß hielte an.

Am 10 hörete das Schluchzen auf, das Erbrechen nahm ab, das Purgiren aber war stark, und der Puls schwach und schnell. Der Patient beklagete sich auch über eine sehr heftige Pein in den verwundeten Theilen. Es wurde darum verordnet, daß er 1 Drachma Krebsaugen, und 1 Drachma präparirte rothe Korallen mit 2 Gran Opium, in Pulver, zu 3 Dosen nehmen sollte.

Am 11 befand er sich besser, obwohl der Durchfall anhielte.

Am

Am 12 gaben die Fäden, womit der Darm war zugenehet worden, sich von selbst heraus. Die Wunde war in gutem Stande, das Fieber hatte nachgelassen, der Durchfall aber mehr zu- als abgenommen.

Am 13 klagte der Patient über grosse Schmerzen im Bauche; die Materie aus der Wunde war von guter Beschaffenheit und häufig genug.

Am 14 fand er sich besser, als man erwartet hatte: weil aber der Durchfall ihn noch immer plagete, nahm er das Decoct von Hirschhorn.

Am 15 wurden die Fäden der äusseren Wunde weggeschnitten, und man fuhr fort, ihn mit dem gewöhnlichen Digestiv zu verbinden.

Seit dem 16 wurde er immer besser, und am 7 Herbstm. völlig genesen aus der Cur gelassen. Während der ganzen Cur genoß er nichts als die Brühe von jungen Hünern, ohne ihm die geringste feste Speise zu erlauben.

Die Fortsetzung nächstens.

XI.

Die Masern einzupfropfen.

(Gentl. Mag. 1758. Jun. S. 285.)

Zu Edenburg ist vor kurzer Zeit eine neue Entdeckung von ungemeinem Nutzen gemacht, und durch viele glückliche Erfahrungen bestätiget worden. Dr. Franz Hume hat die Masern eingepfropfet, und dadurch zuwege gebracht, daß die Krankheit ohne einige gefährliche Zufälle gewesen.

XII.

Leben des Dr. Edmund Halley,

Königlichen Sternsehers, und Professors der Geometrie auf der Universität Oxford.

(Univ. Magaz. Num. 148. Vol. XXI. p. 301.)

Edmund Halley war im Jahr 1656 den 29 Weinmonats unweit London zu Haggerston, einem Orte in dem Kirchspiel St. Leonard Shoreditih gelegen, gebohren. Damals war Haggerston also beschaffen, daß in demselben, nebst dem Landhause, welches seinem Vater Edmund Halley zugehörete, nur wenige andere Häuser gezählet wurden. Dieser, sein Vater, war ein Bürger und Seifensieder in der Wincheſterstrasse (zu London), und hatte sich durch seine Handthierung ein ansehnliches Vermögen erworben. Dieses hatte ihn bewogen, seinen Sohn, welcher sein einziger Erbe, und ein hofnungsvoller Jüngling von grossem Verstande war, also zu erziehen, wie es solche glückliche Umstände erforderten. So bald es also seine Jahre zuliessen, sandte er ihn nach der Schule von St. Paul, und vertraute

ihn

ihn der Vorsorge des vortreflichen Lehrmeisters Dr. Thomas Gale an; wo er es seinen übrigen Mitschülern so sehr zuvor that, daß er schon in dem 15ten Jahre seines Alters der oberste (Captain) in der Schule war. Er war nicht allein fürtreflich in allen Theilen der Wissenschaften, die in der Schule gelernet werden, sondern fürnehmlich auch in der Mathematik, worin er so weit kam, daß er eines jeglichen Aufmerksamkeit und Bewunderung rege machete. In der That scheinet es, daß er nicht nur in beyden Theilen der Trigonometrie sehr erfahren gewesen, sondern auch in den Wissenschaften der Schiffahrt und Sternkunst weit gekommen ist, ehe er nach Oxford sich begeben. Daselbst ist er 1673 als ein Commoner (*) in das Königinnencollegium eingetreten, da er 17 Jahr alt war, als welche Zeit in einer Acte bestimmet ist.

Da er sich auf der Universität aufhielt, sparete sein Vater keine Kosten, das glückliche Genie seines Sohnes aufzumuntern. Er kaufte ihm einen sehr schönen Vorrath von auserlesenen Instrumenten, welches ihn erweckte, in seinen Studien mit unermüdeten Fleiß fortzugehen, und der Republik der Gelehrsamkeit frühzeitig eine Probe zu geben, was man

(*) Commoner in einem Collegio zu Oxford ist ein solcher, der vor sein eigen Geld studiret. Siehe ALBERTI Briefe von dem Zustande der Religion und Wissenschaften in Großbritt. im 49 Briefe S. 868.

man von seinem Genie hoffen könne, wenn es mit der Zeit zur Reife würde gekommen seyn. In dem neunzehenten Jahre seines Alters gab er heraus: **Richtige und geometrische Methode, den Abstand und die Eccentricität der Planeten zu berechnen**, deren Mangel bis dahin den Vertheidigern der Keplerischen Meynung vorgeworfen war. **M. Marian** sagt von diesem Werke, daß es billig den Neid der erfahrensten Sternkundiger damaliger Zeiten erwecken möchte, und den berühmten Streit über dieser Sache, der so lange gedauert, ein Ende gemachet habe. Nicht weniger that er sich in dem practischen Theil der Astronomie hervor. Er machte in den philosoph. Transactionen Num. 128. eine Mondfinsterniß bekannt, da er sie 1675 den 17 Brachmonats in seines Vaters Hause in der Wincheſterstrasse beobachtet. Er fügete einige Anmerkungen hinzu über einen Sonnenflecken, den er zu Oxford 1677 im Heumonat und August entdecket hatte, und diese wurde zugleich mit Herrn Flamstrads Gedanken über dieselbe Materie an dem angeführten Orte mitgetheilet. Durch diese Anmerkungen ist der Streit über die Bewegung der Sonne um ihre Axe, eine Sache, wovon man vorhin keine gnugsame Gewißheit hatte, völlig entschieden worden.

Imgleichen bemerkte er in der Nacht vom 21 August zu Oxford eine Bedeckung des Mars durch

den Mond, welches hernach ihm und andern dazu gedienet hat, die Länge von dem Vorgebürge der guten Hofnung wider die Einwürfe der französischen Sternkundigen zu beweisen, und festzusetzen. Er hat auch, so lange er sich zu Oxford aufgehalten, die Bewegungen des Jupiters und Saturns genau beobachtet, welches ihn in den Stand stellete, unterschiedliche Verbesserungen in den besten damaligen astronomischen Tabellen dieser Planeten zu machen.

Zu der Zeit hat er, ehe er seine Reise nach St. Helena angetreten, die jetzt genug bekannte Methode entdecket, die Sonnenfinsternisse, wie sie auf einander folgen, zu zeigen, wodurch man der Ausrechnung der Parallaxen in diesen Erscheinungen kann entübriget seyn. Sein Fleiß aber war nicht in diesen Grenzen eingeschrenket; er hatte von der Zeit an, da er zu der Universität war zugelassen, mit aller Sorgfalt die nöthigen Beobachtungen angestellet, um den wahren Stand der Fixsterne zu bestimmen, und auf diese Weise die Irthümer des Tycho de Brahe zu verbessern. Anfänglich war seine Absicht, was dieser erste Verbesserer der Astronomie sich vorgesetzet hatte, weiter zu treiben. Des Endes trachtete er darnach, das Register dieser Sterne durch eigene Bemerkungen zur Vollkommenheit zu bringen. Da er aber bey näherer Untersuchung fand, daß Hevel und Flamstead

sich

sich schon mit diesem Werke beschäftiget hatten, ließ er sein Vorhaben fahren, und fassete alsofort den Entschluß, den ganzen Abriß des Himmels vollkommen zu machen, und des Endes die Sterne hinbey zu setzen, welche so nahe am Südpole gelegen sind, daß sie niemals, weder zu Danzig, noch zu Greenwich über den Horizont steigen, und also daselbst von Sternkundigen nicht können bemerket werden.

Angefeuert durch die Hofnung, die ihm angenehme Wissenschaft so ausnehmend zu erweitern, verließ er die Universität, und wartete die Jahre nicht ab, welche er allda hätte bleiben müssen, academische Würden zu erhalten. Er begab sich wieder zu seinem Vater, und bat ihn, daß er ihm erlauben wolle, eine so weite Reise zu thun, als er nöthig hatte, sein Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Als er hier alle Aufmunterung erhielt, die nur ein Sohn von so grosser Hofnung, als er war, von einem gütigen Vater erwarten konte, wandte er sich zu dem damaligen Staatssecretair Ritter Joseph Williamson, und zu dem Ritter Jonas Moore, Oberaufsehern über die Ordonnanzen, weil beyde grosse Beförderer dieser Studien, und der letztere überdem ein geschickter Mathematicus war. Diese Herren lobten sein Vorhaben sehr, und stelleten dasselbe dem Könige Carl II. vor, dem dasselbe nicht weniger gefiel, weswe-

gen er ihm auch ein Empfehlungsschreiben an die ostindische Compagnie geben ließ. Eine Unternehmung von dieser Art muste nothwendig von der Compagnie gebilliget werden. Sie verhieß deswegen, nach ihrem Vermögen alles zu thun, was sein Vorhaben zu erleichtern dienlich und nützlich seyn könte, und ihn nach St. Helena bringen zu lassen, weil er besonders auf diesen Ort sein Augenmerk richtete, und vermeynete, allda seine Absicht am besten erreichen zu können.

Da alles fertig war, gieng er im November 1676. zu Schiffe nach St. Helena, wo er nach drey Monaten anlandete. Hier wandte er den grössesten Fleiß an, und ließ sich durch nichts abhalten, das Werk zu Stande zu bringen, welches er unternommen hatte. Und da er sein Verzeichniß geendiget, kehrete er im November 1678 nach England zurück.

Währender Zeit er sich zu St. Helena aufhielt, machete er unterschiedliche artige philosophische und astronomische Anmerkungen, die nicht nur eine Beziehung auf sein Verzeichniß hatten, sondern ihm auch nachhero einen besonderen Vortheil verschafften, den Wachsthum von solchen Aesten der Gelehrsamkeit, davon wir im Verfolg zu reden Gelegenheit haben werden, zu befördern. Bey seiner Wiederkunft eilete er, ein so gutes Denkmahl der Dankbarkeit gegen den König, seinem Wohlthäter,

als

als in seinem Vermögen war, aufzurichten. Er entwarf ein Planispherium, worauf er die eigenen Plätze der Sterne, die nahe am Südpol sind, nach seinen eigenen Anmerkungen aufs genaueste bestimmete. Dieses Planispherium überreichete er seiner Majestät nebst einer kurzen Beschreibung desselben. Der König bezeigte darüber seine höchste Zufriedenheit, und gab ihm einen Brief an die Universität zu Oxford, worin befohlen wurde, daß solche ihm die Würde eines Magisters der freyen Künste ertheilen sollte (*). Dieser war den 18 November unterzeichnet, und in demselben Monat ward er auch zu einem Mitglied der königlichen Societät erwählet.

Bald, nachdem er darin aufgenommen war, trug diese gelehrte Gesellschaft ihm auf, nach Danzig zu reisen, um den Streit, den die Herren Hevel und Hook, in Ansehung der astronomischen Werkzeuge mit oder ohne Glas, mit einander hatten, ein Ende zu machen (**). Herr Halley begab sich deshalben auf die Reise nach gemeldeter Stadt den 14 May 1679. Als er allda den 26 angelandet war, machte er alsobald diesem Burgermeister seine Aufwartung, und nachdem er einige Unterredungen mit demselben gepflogen, wurde mit beyder Einwilligung der Entschluß gefasset,

(*) *a Letter of Mandamus.*

(**) Siehe Philosoph. Transact. 1702.

daß sie die folgende Nacht das Geschäfte, warum er gekommen, anfangen wollten. Da der Himmel in diesen und einigen folgenden Nächten heiter war, machten diese beyden Sternkundige ihre Beobachtungen gemeinschaftlich, bis auf den 18 Julius. Wie nun die Bemerkungen des Burgermeisters sehr genau waren, so erweckten sie dem Herrn Halley ein ausnehmendes Vergnügen, und er machte seine Meynung, die er davon hegete, der Welt durch einen Brief bekannt, den er an diesen scharfsinnigen Gelehrten richtete.

Da er dieses Werk geendiget hatte, kehrete er wieder nach Hause zu seinem Vater, und blieb bey demselben bis zu Ende des folgenden 1680sten Jahrs. Hierauf trat er die sogenannte grosse Reise an, und hatte zum Gefährten den Hrn. Robert Nelson, welcher ein ausnehmendes Muster der Gottseligkeit war. Herr Nelson war sein Schulgesell gewesen, und hat seine Verdienste stets nach ihrem Werth geschätzet. Sie fuhren über den Canal, und stiegen im December zu Calais ans Land; und da sie auf dem halben Wege von dort nach Paris waren, sahe Herr Halley am ersten unter allen den bemerkenswürdigen Comet, der nun zum zweytenmal erschien, und deswegen der astronomischen Welt gleichsam eine neue Zeitrechnung gab. Es war damals eben die Zeit, da der Comet in die Höhe stieg, oder von der Sonne wiederkehrte,

kehrte, und Herr Halley hatte ihn vorher im Nov. im Herabsteigen gesehen. Er eilete, seine Neigierigkeit zu sättigen, nach Paris, um diese ausserordentliche, und damals noch nicht zu berechnende Erscheinung auf dem königlichen Observatorio zu betrachten. Dieses Gebäude war neulich erst verfertiget; und die Absicht des Herrn Halley war, einen freundschaftlichen Briefwechsel zwischen den königlichen Sternkundigen zu Greenwich und Paris zu stiften. Und zu gleicher Zeit bemühete er sich, alle Gelegenheiten, die ihm angeboten wurden, anzuwenden, um in seinen Wissenschaften, unter einem so grossen Manne, als Herr Cassini, vollkommener zu werden, so wie er vorher unter Hevel gethan hatte.

Herr Halley reisete von Paris über Lion nach Italien, und wurde dahin von seinem obgemeldetem Gefährten begleitet. Es verfloß ein grosser Theil des Jahres 1681, ehe er von dannen wegreisete. Da ihn aber seine Geschäfte nöthigten, nach Hause wiederzukehren, ließ er Hrn. Nelson zu Rom, und reisete zu Lande wieder nach Paris, allwo er mit der grössesten Hochachtung von den vornehmsten Personen der Stadt aufgenommen wurde, weswegen er sich auch daselbst einige Zeit aufhielt.

Bald nach seiner Ankunft in England heirathete er Marie, eine Tochter des Herrn Took, Auditors

der Schatzkammer, ein junges Frauenzimmer, welches sowohl wegen der Artigkeit ihrer Person, als auch wegen der Schönheiten ihres Gemüths liebenswürdig war, und mit welchem er 55 Jahr glückselig gelebet. Bey dieser Heirath bezog er ein Haus zu Islington, ohnweit London, allwo er alsobald sein Seerohr und seinen Sextanten aufstellete, da er ein grosses Vergnügen fand, sich mit dergleichen Sachen zu beschäftigen.

Das folgende Jahr 1683 gab er seinen Lehrbegriff von den Abweichungen der Magnetnadel heraus (*), worin er annimmt, daß die ganze Erdkugel ein grosser Magnet sey, der vier magnetische Polen, oder Anziehungspuncte hat, zween nahe an den beyden Polen, und zween unter der Linie (Aequator). Nach seiner Meynung soll die Nadel in solchen Theilen der Welt, welche einem der magnetischen Polen am nähesten liegen, von denselben regieret werden, sintemal der nächste Pol allezeit mehr Kraft, als die entfernteren, äussert. Die bekannte Schwierigkeit, welche diese Materie sonst dunkel machet, war die Ursache, daß diese Hypothese, selbst in ihrem ersten Entwurf, den Gelehrten sowohl allhier in England, als auswer Landes sehr annehmlich vorkam. Aber da er seine Meynung nachgesehen, fand er, daß dieselbe unauf-

(*) His Theory of the Variations of the magnetic Needle.

unauflösliche Schwierigkeiten habe, und er theilete der gelehrten Welt einige Jahre hernach eine Verbesserung von seinem Lehrbegriffe mit. Hierin hat er es gewaget, einige dreiste Muthmassungen von dem Bau der inneren Theile der Erde vorzustellen. Und obwohl man solche viele Jahre her für unwahrscheinlich gehalten, so haben dieselbe doch durch einige Anmerkungen, welche neulich, bey anderen Gelegenheiten, Franzosen und Engländer in unterschiedlichen Welttheilen gemachet, ein bessers Ansehen empfangen. Was auch ein Lehrbegriff, wobey man sich unterstehet, in dem finsteren Bauche unserer allgemeinen Mutter nachzugrübeln, endlich für ein Schicksal haben mag, so hat dennoch unser Schriftsteller, weil die Erscheinungen der Abweichungen der Magnetnadel, worauf die Theorie gegründet ist, so manche gewisse und unstreitige Begebenheiten sind, keine Mühe gesparet, sich alle Anmerkungen, die darauf eine Beziehung haben, und welcher er nur habhaft werden konte, zu sammlen. Deswegen bat er seine Freunde, daß sie ihn der Gnade des Königes William empfehlen möchten. Derselbe machte ihn zum Befehlshaber von dem Schiffe Pamamour den 16 August 1698, und befahl ihm ausdrücklich, daß er sich bestreben sollte, durch anzustellende Anmerkungen zu entdecken, nach welchem Gesetze die Abweichungen der Magnetnadel sich richten.

Seine Versuche anzufangen, segelte er den 24 November ab, und setzete seine Reise nach der Südseite der Linie fort. Aber da seine Matrosen anfiengen krank und mürrisch zu werden, und sein Lieutenant sich gegen ihn auflehnete, kehrete er am Ende des Brachmonats 1699 nach Hause. Und da der Lieutenant auf seine Anklage abgedanket worden, trat er zum zweyten mal seine Reise mit demselben Schiffe an, in Begleitung eines anderen Schiffes, welches nicht so schwer beladen war, und worüber er auch zu befehlen hatte. So ausgerüstet, durchkreuzete er das grosse atlantische Meer, von einer Halbkugel zur anderen, so weit als er des Eises wegen kommen konte. Bey seiner Zurückreise lief er zu St. Helene, in Brasilien, an dem grünen Vorgebürge zu Barbados, an den canarischen Inseln und anderen Oertern ein, und landete in England im Monat September 1700 wiederum glücklich.

Da er sich also mit einer genugsamen Anzahl von Beobachtungen versehen hatte, gab er eine allgemeine Karte heraus, auf welcher man die Abweichungen von dem Compaß in allen Seen, so den englischen Schiffleuten bekannt sind, auf einmal übersehen kann. Auf diese Weise legte er den ersten Grund, das Gesetz zu entdecken, nach welchem jene Abweichungen in allen Theilen der Welt sich ereignen.

Die

Die Erscheinungen, die man dort wahrgenommen, stimmeten mit seinem Lehrbegriffe vollkommen überein. Sie sind hernacher durch unterschiedliche Anmerkungen, welche französische Lootsen gemachet, und wovon sie eine Nachricht herüber geschrieben, befestiget worden. Dasselbe Gesetz ist durch eine andere Reihe von Wahrnehmungen von mehr als 150 Jahren, wovon man eine Nachricht in einem Tagebuche des spanischen Schiffes von Manila gefunden, bekräftiget worden. Dieses ist dasjenige Schiff, welches Lord Anson auf seiner Reise durch das Weltmeer, so Asien von Amerika scheidet, genommen. Und dieses ist die wichtige und grosse Wahrheit, welche nach dem Geständniß des Herrn Halley bis dahin noch fehlete, die Richtigkeit seines Lehrbegriffes völlig zu beweisen. Diese Erfindung muß also unter die nützlichsten Wohlthaten, die das menschliche Geschlecht je von einem seiner Mitglieder empfangen hat, gezählet werden.

Da wir auf diese Weise alles zusammengefasset, was eine Beziehung auf die Abweichungen der Magnetnadel hat, so wollen wir nun wieder zu seinem Leben zurückkehren. Davon können wir sagen, daß unter vielen Jahren, die er erlebet, kaum eines zu finden ist, worin er nicht etwas neues entdecket, oder einen Wachsthum in den Künsten und Wissenschaften verspüret hat.

Früh-

Frühzeitig kam er auf die Gedanken, daß man die Länge auf der See durch die Betrachtung der Bewegung des Mondes finden könne. Und er hatte nicht sobald sein Telescop zu Islington aufgerichtet, als er sich entschloß, sein Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Er fing seine Anmerkungen frühe im Jahr 1683 an, und fuhr damit sechszehen Monat, ohne Beystand, und ununterbrochen fort. Auf diese Weise erhielt er bey 200 Anmerkungen, so er größtentheils mit den besten Theorien des Mondes, die damals vorhanden waren, verglich. Und da er die Abirrungen desselben auf einer Tabelle entworfen, fand er, daß dasjenige, welches in dem Umlauf der sariotischen Periode von der Regul abzuweichen schien, so regulmäßig sey, daß er die Abirrungen der Tabelle bald mit eben so grosser Gewißheit vorher sagen konte, als diejenige war, mit welcher er seine Bemerkungen selbst gemachet hatte.

Aber sein eifriger Vorsatz wurde nun auf einmal durch unerwartete häusliche Vorfälle gehemmet, welche ihn nöthigten, alle andere Betrachtungen an die Seite zu setzen, und sich zur Vertheidigung seines väterlichen Erbtheils anzuschicken. Nicht lange vorher hatte er eine Bekanntschaft gemachet, die ihm in dieser Absicht sehr nützlich gewesen, wiewohl er dabey einen andern Zweck gehabt hat. Denn da er im Jenner 1684 seine Gedanken auf die von

Kepler

Kepler erfundene anderthalbige Proportion (sesqui alterate) gerichtet, so schloß er, daß die Centripertalkraft abnehmen müsse, in Verhältniß der gegenseitigen Entfernungen; aber da er sich nicht im Stande fand, es geometrisch zu beweisen, hat er sich zuerst zu den Herrn Hook und Christoph Wren gewandt. Da aber keiner von beyden ihm einige Hülfe leisten konte, begab er sich im August nach Cambridge zum Herrn Newton, der ihm reichlich mittheilete, was er mit so grosser Begierde gesuchet hatte.

Da er nunmehro einen ausnehmend grossen Schatz von solcher Gelehrsamkeit gefunden, konte er nicht ruhen, bis er den Besitzer desselben bewogen, die Welt damit zu bereichern. Und in Betrachtung dessen ist die Welt ihm einigermassen Dank schuldig für die Principia Mathematica Philosophiä naturalis des Newtons.

Da am Ende des folgenden Jahres 1685 Dr. Will. Musgrave Secretär der königlichen Gesellschaft, die Arbeit, welche mit seinem Amte verknüpfet war, von sich ablehnete, wurde er zu einem zweyten Secretär erwählet. Die erste Schrift, welche er, nachdem er diese Würde erlanget, herausgegeben, war, ein Tractat von der Artillerie, worin diese nützliche Kunst sehr verbessert wurde. Auf diese Schrift ließ er bald eine andere folgen, worin er die leichte Methode, die nachhero so bekannt

kannt geworden ist, die Höhe von hohen Bergen, von Thürmen und dergleichen erhabenen Oertern, durch das Barometer zu messen, zuerst entdecket hat. Dasselbe Jahr wurde auf gleiche Weise mit einem dritten Tractat bereichert. Derselbe fassete in sich beydes die historische und natürliche Ursache von den Passat und Tradewinden. Er verfertigte auch eine Karte, welche ihre Richtung, wohin sie wehen, in allen Theilen der Welt, die den englischen Seeleuten bekannt sind, vorstellet.

Da Herrn Isaak Newtons Principia in demselben Jahr 1686 herauskamen, hat Herr Halley solche zum Druck befördert, und er hat sie auf Ordre der königlichen Societät, in einer von ihm selbst wohlausgearbeiteten Abhandlung Ihro Majestät dem Könige Jakob II zugeschrieben. Vor diesem Buche sind auch zierliche lateinische Verse gedrucket, die er verfertiget hat.

In diesem Jahr unternahm unser Schriftsteller auch eine Erscheinung der Natur zu erklären, deren Ursache bis dahin durch keine Untersuchungen selbst der besten Erdbeschreiber hat entdecket werden können. Man siehet nicht, daß das mittelländische Meer im geringsten aufschwelle, ob man gleich nicht wahrnehmen kann, daß die ungeheure Menge Wassers, welche in dasselbe von neun grossen Flüssen, von einigen kleineren, und von einem stets eindringenden Strom an der Mündung der

Strasse

Strasse fliesset, sich irgendwo entlade. Die von ihm gemachte Auflösung dieser Schwierigkeit, fand bey der Societät einen solchen Beyfall, daß sie ihm den Befehl ertheilete, die Untersuchungen fortzusetzen, welches er auch dem zu folge mit dem größesten Fleiße, und mit einer bewundernswürdigen Scharfsinnigkeit ausgerichtet hat.

Aber diese Arbeit war nicht zureichend, ihn gänzlich beschäftiget zu halten, da ihn seine Lust und Fähigkeit zugleich zu noch anderen Werken tüchtig machete. Er sahe sich nach der Weise einer fleissigen Biene in den Feldern der speculativen Geometrie um, alwo er in den Methoden, so andere vorgeschrieben Gleichungen der dritten und vierten Kräfte zu machen, Unvolkommenheiten entdeckete. Er setzete neue Reguln feste, die er selbst erfunden, und welche weit leichter, und schöner, als einige der vorigen, waren. Er war auch nicht zufrieden bis er so weit gekommen, daß er eine neue Methode zeigen konte, wie man in solchen Aequationen die Wurzelzahlen, und ihre Grenzen finden könne. Er bedienete sich dazu einer besondern krummen Linie, deren Rectification zuerst von unserem Landmann Herrn Neil ist erfunden, und welche daher *Neiliana parabola* genennet wird.

Des folgenden Jahrs, da die Revolution sich zutrug, gab Herr Halley das folgende Buch in Octav heraus: *Ephemeris ad annum a nativi-*

tate

tate Domini 1688. *et ad longitudinem vrbis Londinensis ex novis Hypothesibus exactissime supputata et Reg. Soc. dicata.*

Unser Schriftsteller fuhr noch fort seine Werke der Welt mitzutheilen in denen philosophischen Transactionen, wovon seine Stücke viele Jahre die fürnehmste Zierde, und Stütze gewesen sind. Die Wahrheit dieses Lobspruches wird zur Gnüge erhellen, wenn wir betrachten, die große Anzahl und Verschiedenheit der Materien, und auf was für eine unterhaltende Weise er solche abgehandelt, ohne zu gedenken, wie sehr seine Stärke im Schliessen durch lebhafte Ausdrücke vermehret wird. Es ist etwas in seinen meisten Abhandlungen, das bey dem Leser allezeit eine Zufriedenheit zurückläßt, welches ein Beweis einer guten Schreibart ist: Ich meine solche historische Nachrichten der von ihm erläuterten Materien, welche zugleich kurz, und genau sind. Ein Beyspiel haben wir davon in einer Abhandlung über die Methode, den Abstand der Sonne von der Erde zu bestimmen, so er in den philosophischen Transactionen herausgegeben. „Es ist, sagt er, keine Aufgabe schwerer noch weniger von den Sternkundigen bestimmet, als diese; Ptolomäus und seine Nachfolger, wie auch Copernicus und Tycho, lehren die Entfernung sey nur 1200 halbe Durchmesser der Erde; Kepler steiget bey nahe bis 3500 hinauf; Ricciolus

machet

machet den Abstand doppelt so weit als Kepler und Hevel erweitert denselben nur um die Hälfte. Alle diese Ausrechnungen sind gegründet auf die vorausgesetzte Größe der unteren Planeten, welche wegen des Glanzes von ihrem zurückgeworfenen Lichte für weit größer gehalten wurden als sie in der That sind. Diese Irthümer wurden zuerst verbessert, da man diese Planeten in der Sonnen sahe; denn da sie dadurch ihres geborgeten Glanzes beraubet wurden, sahe man, daß ihre Halbmesser so groß nicht wären, als man vorhin geglaubet. Dann die Venus erschien unter einem Winkel von 15 Secunden, Merkur in seinem geringsten Abstand unter einem Winkel von 10 Secunden, Saturn unter dem nämlichen Winkel, und Jupiter der größte aller Planeten, nur unter einem Winkel nicht über 20 Secunden. Daher haben einige neuere Sternkundige aus der Analogie geschlossen, und geglaubet, daß der Halbmesser der Erde, wenn sie von der Sonne betrachtet werden solte, einen Winkel machen würde, der der Venus gleich wäre, nämlich von 15 Secunden. Hieraus schlossen sie, daß die Sonne vor der Erde ungefehr 14 tausend Halbmesser entfernet wäre.

Aber wenn man dieses voraussetzet, so hält man die Erde und die Venus für gleich groß, da jene doch zu der ersten, diese aber zu der zweyten

Classe der Planeten gehöret, und dennoch soll der Mercur ein Planet von der ersten Classe, nicht größer als der Mond seyn, welcher zur zweiten gezählet wird. Dieses aber würde die Ordnung und Uebereinstimmung des Planetensystems unterbrechen. „Laßt denn, fähret er fort, den halben Durchschnitt der Erde, wenn sie von der Sonne gesehen wird, oder welches dasselbe ist, laßt die Horizontalparallaxe zwölf und eine halbe Secunden seyn (woher folgen muß, daß der Mond kleiner sey, als der Mercur, und die Erde grösser, als die Venus), so wird sich finden, daß die Erde 16,500 halbe Durchschnitte von der Sonnen abstehe.„ Aber Doctor Pound und sein Vetter Doctor Bradley, der gegenwärtige königliche Astronom haben durch oftmals wiederholete, und mit den fürtreflichsten Instrumenten angestellete Versuche gefunden, daß diese Parallaxe nicht mehr betrage als 12 Secunden, und nicht weniger dann neun; weswegen Herr Halley dieselbe auf 10 und eine halbe Secunde fest gesetzet, und also die Mittelstrasse gehalten hat. Inzwischen hätte diese Parallaxe zu einem höhern Grad der Gewisheit können gebracht werden, wenn die vorigen Sternkündiger die Vereinigungen der Venus mit der Sonne, wie sie ehedem geschehen sind, genau bemerket hätten. Aber unser Landsmann, Herr Horro, war der erste, welcher diese Erscheinung

im

im Jahr 1639 gesehen. Und Doctor Halley hat in der Abhandlung, die wir jetzt vor uns haben, gezeiget, daß dieselbe Erscheinung sich im Jahr 1761 wieder ereignen werde, daß man nämlich am 26 May, gegen sechs Uhr des Morgens die Venus in der Sonnenscheibe sehen werde nicht über vier Minuten vom Mittelpunkt nach Süden. Der Durchgang wird meist acht Stunden dauren von zwey Uhr des Morgens bis meist zehn Uhr. Demzufolge wird der Eintrit in den Kreis der Sonne in England nicht können gesehen werden, aber vielleicht wird man solchen in anderen Theilen der Welt bemerken können. Und er versichert uns nach seinen eigenen Anmerkungen, die über den Mercur zu St. Helena gemacht sind, daß man den Durchgang dieses Planeten ganz genau bis auf die Zeit einer Secunde, von Anfang bis zu Ende wahrnehmen könne. Er sagt: „Ich hatte das Glück den Mercur zu sehen, als er eben in den Rand der Sonnen eintrat, und darin einen schwarzen Strich machte. Und ich war gewis von dem Augenblick, da er gänzlich (in den Kreis der Sonnen) hineingetreten war, durch einen feinen Strahl des Sonnenlichtes, der alsobald hervorbrach, und mir in die Augen schien, als der Planet den äussersten Rand der Sonnen, wo sein Eintrit war, mit seinem untersten Rande berührete. Und als Mercur anfing heraus zu treten, wurde ein gleicher ge-

brochener Lichtstrahl gesehen, der aber verschwand, da der Planet den entgegen stehenden Rand der Sonne wieder berührete.„ Wenn dergleichen Bemerkungen bey dem folgenden Durchgang der Venus in unterschiedlichen von einander entfernten Ländern mit einer guten Uhr, und mit einem Telescop auf eine geschickte Weise gemachet werden, so können wir, wie er zeiget, die Parallaxe von der Sonne und ihre Entfernung von der Erden genau bis auf den fünfhundertsten Theil des Ganzen bestimmen, da man die Maasse von beyden vorhin, ehe dieser Tractat geschrieben ist, nur bis auf den siebenden Theil gewiß bestimmen konte. Am Ende seiner Abhandlung ermahnet er alle damals lebende Sternverständige auf eine nachdrückliche Weise, daß sie gegen jene wichtige Erscheinung bereit seyn möchten, um mit aller Aufmerksamkeit und mit Anwendung ihrer Kunst alle Umstände einer so ungewöhnlichen und entscheidenden Sache zu betrachten. Er hatte keine sonderliche Hofnung, daß er selbst ein Augenzeuge von dieser Erscheinung seyn würde; aber nichts destoweniger war er sehr sorgfältig mit Absicht auf diese Begebenheit, und versäumete nichts, was derselben einen glücklichen Ausschlag geben könte.

Da im selbigen Jahr Dr. **Edward Bernard** das savilianische Professorat der Astronomie zu **Oxfort** niederlegte, bewarb **Herr Halley** sich

um

um diesen Lehrstuhl, aber er konte damit seinen zweck nicht erreichen. Nicht lange hernach gab er ein kleines Werk heraus, welches wegen seiner Beschaffenheit, und ausgedehnten Nutzens vielleicht überall, und besonders in unserem Vaterlande bekannter als sonst eines ist, das aus seiner Feder geflossen. Ich meyne seine Tafeln, worauf er den Werth der Leibrentenbriefe gezeiget, und nach den breslauischen Sterberegistern ausgerechnet hat.

In diesen Nachrichten, die vor einiger Zeit der königlichen Gesellschaft mitgetheilet waren, wird beydes das Alter, und Geschlecht der Sterbenden nach Monaten angezeiget, und ihre Anzahl wird mit der Anzahl der in 5 Jahren vor 1692 Gebohrnen verglichen. Und da diese Tafeln also auch dem Herrn Halley, der damahls zweyter Secretär war, zu Händen kamen, fand er bey näherer Untersuchung, daß sie so unpartheyisch, und so genau aufgesetzet wären, als ihre Absicht erforderte; weswegen er solche auch zur Hand nahm, sie zu gebrauchen, um den Werth der Leibrenten zu bestimmen, als wozu sie ihm recht dienlich seyn konten.

Er zog auch daraus noch einen doppelten Vortheil, welcher hier nicht muß vorbeygelassen werden, da derselbe klare Beweisthümer von der Neigung seines Herzens zur Religion und Menschenliebe, die ein reizender Theil von seinem Cha-

racter waren, in sich fassete. Er leitete erstlich daraus her, wie ungerecht unser Klagen über die Kürze unsers Lebens sey. „Wie unbillig, sagt er, handeln wir, wenn wir über die Kürze unsers Lebens murren, und meynen, daß uns Unrecht wiederfahre, wenn wir nicht ein hohes Alter erreichen, sintemal aus diesen Registern erhellet, daß die Hälfte von denen, die gebohren werden, innerhalb 17 Jahren gestorben sind? Wir müßten derohalben, anstatt daß wir über einen frühzeitigen Tod klagen, mit Gedult und Gelassenheit uns der Auflösung unterwerfen, welche die nothwendige Folge unserer verderblichen Theile, und des zarten und künstlich zusammengesetzten Baues derselben ist. Wir müssen es vielmehr für einen Segen rechnen, daß wir schon mehr Jahre zählen können, als die Periode des Lebens beträgt, welche nicht einmal die Hälfte des menschlichen Geschlechts erreichet. Die zweyte Anmerkung, (also fähret dieser grosse Mann zu reden fort) die ich von dieser Tafel herleite, ist, daß der Wachsthum und die Erweiterung des menschlichen Geschlechts nicht durch die Natur desselben gehindert werde, sondern vielmehr durch die Schwierigkeit und Sorge, wodurch sich die meisten vom Heyrathen zurückhalten lassen, wenn sie es bedenken, was für Last und Mühe die Versorgung von Frau und Kindern mit sich führe. Und gewißlich, die nicht viel im Vermögen haben,

die

die können in diesem Stück nicht getadelt werden. Sie können schwerlich bestehen, und dieses wird durch die ungleiche Austheilung der Güter verursachet, da es nöthig ist, daß alle Menschen von der Erde leben müssen, und nur wenige davon Eigenthumsherren sind. Jene müssen also nicht allein für sich selbst und ihr Haus, sondern auch für denjenigen arbeiten, dem das Land, das sie ernähren soll, zugehöret. Und aus solchen bestehet der grösseste Theil des menschlichen Geschlechts, da es sonst offenbar ist, daß noch viermal mehr Menschen, als jetzt könten gebohren werden. Denn ich finde, fährt Herr Halley fort, daß nach der Berechnung auf jener Tafel beynahe 15000 Personen gezählet werden, die über 16 Jahr sind, und noch keine 45 erreichet haben: Unter diesen sind zum wenigsten 7000 Frauenspersonen, welche Kinder gebähren konten. Von diesen sind doch nur jährlich 1238 gebohren, welches ein wenig mehr ist, als der sechste Theil; so daß jährlich von diesen Frauenspersonen nur eine von sechs gebohren hat; da es nicht fremd, noch unwahrscheinlich seyn würde, daß wenn sie alle wären verheyrathet gewesen, jährlich vier von sechs ein Kind zur Welt gebracht haben würden. Was dieses für Folgen in einem Staat habe, davon will ich nichts erwähnen; aber da die Macht und Grösse eines Königes in der Menge seiner Unterthanen bestehet, so

will nur allein erinnern, daß das eheloſe Leben, durch Auflage auſſerordentlicher Laſten und Kriegesdienſte beſchwerlich gemachet und die Menſchen auf dieſe Weiſe davon abgeſchrecket werden müſten; daß im Gegentheil ſolche, die eine zahlreiche Familie von Kindern haben, durch ſolche Geſetze, als der Römer ihr Jus trium liberorum war, begünſtiget und aufgemuntert werden müſten. Aber insbeſondere müßte zur Erreichung dieſer Abſicht eine für die Unterhaltung der Armen hinreichende Sorge getragen, und ihnen des Endes eine ſolche Arbeit angewieſen werden, wodurch ſie ihr Brod verdienen könten, ohne dem gemeinen läſtig zu fallen.„

In demſelben Jahre 1692 kam ſein berühmtes Theorem, wie man die Brennpuncte von den optiſchen Gläſern finden könne, heraus. Er gab es darum ans Licht, damit es als ein Beyſpiel dienen möchte, woraus man ſehen könte, wie weit man durch die neuere Algebra gekommen ſey. Den erſten Jenner legte er das Amt eines zweyten Secretairs der königlichen Societät nieder, obwohl kaum ein Stück von den philoſophiſchen Transactionen in drey auf einander folgenden Jahren erſchienen iſt, worin nicht eine anmerkenswürdige Schrift von ſeiner Hand zu finden iſt, und er überdem noch andere Abhandlungen geliefert hat, die nicht gedrucket ſind.

Da

Da die Regierung beschlossen hatte, das Silbergeld umzuprägen, wurden damals zu dieser Absicht fünf Münzörter aufgerichtet, und unter denselben einer zu Chester, worüber Herr Halley im Jahr 1696 zum Aufseher ernennet wurde. Dieser Bedienung wegen begab er sich zu gemeldter Stadt, und er hielt sich allda zwey Jahr auf, welche darauf hingiengen, ehe er von seinem Amte konte entschlagen werden. Aber seine Arbeit, da er dieses Geschäfte mit Fleiß abwartete, konte die Lebhaftigkeit seines wirksamen Geistes so nicht schwächen, daß er dasjenige Werk sollte haben liegen lassen, wozu er eine so ausnehmende Neigung hatte. Dem zufolge finden wir, daß er damals an die königliche Gesellschaft eine Nachricht von einem ausserordentlichen Sturm und Hagel, der 1697 den 29 April in Wallis, und zu Chester gefallen ist, übersandt habe. Er zeigte dabey an, wie er alsobald nach jenem Ungewitter auf die Spitze des Hügels Secerdon gestiegen sey, etwas neues zur Befestigung und Aufklärung der Regel, die er ehedem angepriesen, zu finden, nämlich grosse Höhen nach dem damit übereinstimmenden Herunterfallen des Mercurs im Barometer zu messen. Er machete auch einige ungemein schöne Anmerkungen über einen bewundernswürdigen Regenbogen, den er zu Chester den 6 Aug. des folgenden 1698 Jahrs gesehen; und am dritten November segelte er in dem

Kriegesschiffe Paramour ab, um die Abweichungen der Magnetnadel zu bemerken, wie wir schon gemeldet haben.

Bald, nachdem dieser Capitain, wie er nun genannt wurde, wieder zurückgekehret war, begab er sich mit demselben Schiffe wieder in See, um, wie ihm ausdrücklich vom Könige aufgetragen war, die Verhaltung von Ebbe und Fluth in allen Theilen des brittischen Canals zu bemerken, und die Länge und Breite der Länder, welche die fürnehmsten Landzungen ausmachen, zu messen, um die Küsten mit der größten Genauigkeit zu entwerfen. Diese Befehle wurden von ihm mit seiner gewöhnlichen Fertigkeit ausgeführet, und bald nach seiner Rückkehr, nämlich 1702, gab er eine grosse Karte von dem brittischen Kanal heraus.

Da der römische Kayser gern einen bequemen und sichern Hafen in dem Theil seiner Herrschaften, so an dem adriatischen Meere grenzen, anlegen wollte, empfing Capitain Halley von der Königin Anna Befehl, die beyden Häfen an der Küste von Dalmatien, deren Mündung an dem Meere lieget, zu besehen. Er gieng deswegen den 27 Novemb. auf der Thäms zu Schiffe, und reisete über Holland und durch Deutschland nach Wien, allwo er mit dem englischen Abgesandten Herr Stepney eine Unterredung hielte. Von da gieng er nach Istrien, mit dem Endzweck, des

Kaysers

Kayſers Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Aber da die Holländer einige Vorſtellungen dawider gethan hatten, kehrete er nach Wien zurück. Und nachdem er von Herrn Stepney dem Kayſer Leopold vorgeſtellet war, gab er denſelben Nachricht von den zween Häfen an der Küſte von Iſtrien. Seine kayſerliche Majeſtät gab ihm hierauf einen koſtbaren mit Diamanten beſetzten Ring von ſeinem eigenen Finger, und einen mit ſeiner eigenen Hand geſchriebenen Brief an die Königin Anna, deſſen Inhalt ihm zu einer beſonderen Ehre gereichete. Er wurde imgleichen von dem römiſchen Könige, von dem Prinzen Eugen und den fürnehmſten Miniſtern des Hofes mit vieler Hochachtung empfangen.

Bald nach ſeiner Ankunft in England wurde er aus eben der Urſache wieder verſchicket. Er nahm jetzt ſeinen Weg über Osnabrück und Hannover, an welchem letzten Orte er mit ſeiner Majeſtät dem jetztregierenden Könige, welcher damals Churprinz war, und mit deſſelben Schweſter der vorigen Königin von Preuſſen zu Abend ſpeiſete. Da er zu Wien ankam, wurde er noch denſelben Abend vor den Kayſer geführet, welcher ſeinem fürnehmſten Ingenieur ausdrücklich befohlen, ihn nach Iſtrien zu begleiten. Sie begaben ſich dahin und befeſtigten Trieſte mit einigen neuen Werken, weil Capitain Halley befunden, daß in dem

Hafen

Hafen von Boccari alle Arten von Schiffen sicher einlaufen, und darin liegen könten.

Da dis Werk vollendet war, kehrete er nach England zurück, allwo er eben vor dem großen Sturm, der den 26 November 1703 entstund, angekommen ist. Und da Dr. Watlis einige Tage vorher gestorben war, wurde er an dessen Stelle zum savilianischen Professor der Geometrie zu Oxfort erwählet, bey welcher Gelegenheit die Universität ihm die Doctorwürde in den Rechten ertheilete.

Kaum hatte er sich zu Oxfort häuslich niedergelassen, als Dr. Aldrig, Diaconus von der Christkirche, ihn zu einer Unternehmung bewog, welche Dr. Bernard angefangen hatte, daß er nämlich den Apollonius *de sectione rationis* aus dem Arabischen ins Latein übersetzen möchte. Diese Arbeit war für unserem neuen Professor sehr schwer, besonders da ihm die arabische Sprache gänzlich unbekannt war, und sein Vorgänger nur erst einige wenige Stücke übersetzet hatte. Aber Doctor Halley verstund jene Materie vollkommen, und wuste diese seine Wissenschaft als einen Schlüssel zu dem übrigen geschickt zu gebrauchen, dadurch er nämlich einigermaßen das Ganze entzieferte, und die Uebersetzung mit einem erstaunenswürdigen Fortgang vollendete. Zur selben Zeit ergänzete unser Schriftsteller zween verlohrne Bücher des Apollonius *de sectione spatii*, aus der Nachricht

richt, so Pappus davon gegeben: und das ganze Werk wurde von ihm zu Oxfort im Jahr 1706 heraus gegeben. Sobald er hiemit fertig war, unterzog er sich mit seinem Collegen Dr. Gregory einer größeren Arbeit, nämlich das Werk des gemeldeten Apollonius von den kegelförmigen Figuren heraus zu geben. Hier nahm er wiederum den beschwerlichsten Theil der Arbeit auf sich, und wagete es, das ganze achte Buch, das in dem Original fehlete, zu ergänzen. So schwer nun auch dieser Versuch war, so reichete derselbe doch nicht zu, alle Kräfte seines großen Geistes zu beschäftigen. Er ließ auch den Tractat des Serenus von den Cylinder und Kegelschnitten nach dem griechischen Original mit einer lateinischen Uebersetzung in zweyen Bänden drucken, und gab das ganze Werk in Folio heraus im Jahr 1710. Zur selben Zeit überlieferte er auch der Presse eine neue Ausgabe von Menelai sphärica.

Mitten unter allen diesen Geschäften kamen unter seiner Aufsicht im Jahr 1708 in drey Octavbänden heraus die Miscellanea curiosa, welche nebst anderen, auch unterschiedliche Abhandlungen von seiner Hand in sich fassen. Und da der Ritter Hans Sloan die Stelle eines Secretairs der königlichen Gesellschaft im Jahr 1713 niederlegte, wurde er an seinen Platz erwählet.

Da Herr Halley stets eine heftige Begierde hege-

hegete, die Theorie von der Bewegung des Mondes zur Vollkommenheit zu bringen, so wandte er jederzeit alle Stunden, die er von anderen nothwendigen Geschäften überspahren konte, zu diesem wichtigen Versuche, an. Er hatte im Jahr 1715 das Vergnügen, seine Theorie mit Beziehung auf die Vereinigungen des Mondes beynahe vollkommen zu sehen. Hiedurch war er im Stande, nicht nur die centralische Sonnenfinsterniß, so sich in demselben Jahre ereignete, bis auf einige Minuten vorherzusagen, sondern er entwarf auch eine Karte, worauf er die Größe von dem Schatten des Mondes mit einer verwundernswürdigen Genauigkeit vorstellete. Sowohl der königliche Astronomus, als Herr Wisthon gaben Berechnungen von dieser Sonnenfinsternisse heraus, aber sie waren beyde bey weitem so genau nicht, als diejenigen, welche Dr. Halley gemachet hatte. Dieses war also ein herrliches Beyspiel, woraus man sehen konte, wie vorzüglich groß seine Fähigkeiten, wenigstens in der Astronomie waren, und wie weit er darin andere übertroffen habe. Warlich sein Verdienst ist durch diesen Vorfall dergestalt befestiget worden, daß solches nicht hat können verringert werden, wie sehr man dasselbe auch beneidet, oder bestritten hat. Der Erfolg hievon war, daß Doctor Halley nach dem Tode von Herrn Flamsteed, im Jahr 1719 an seiner Stelle von seiner

Majestät

Majestät dem letztverstorbenen König Georg dem ersten, zum königlichen Sternseher erwählet wurde.

Da er sich also zu Greenwich niedergelassen hatte, sahe er sich nicht nur in dem Besitz von solchen Vortheilen des Glückes, die ihn nach seiner Mäßigung vergnügen konten, sondern er fand hier auch solche Gelegenheiten, sich einen Ruhm zu erwerben, welche jederzeit der fürnehmste Gegenstand seiner Wünsche gewesen waren. Er verlangete nichts so sehr, als die Theorie von der Bewegung des Mondes wenigstens so weit zu bringen, daß andere möchten bewogen werden, den Entwurf, den er davon gemachet, zur Vollkommenheit zu bringen, weil er dieses für das einzige mögliche Mittel hielte, die Länge auf der See zu finden. An besagten Orte hatte er nicht nur alles, was ihn zu seinen Zweck führen konte, sondern sein König hatte ihm auch die Ehre erwiesen, ihm ausdrücklich zu befehlen, daß er seinen Fleiß und Arbeit besonders dieser Sache wiedmen solte. Und jetzt war er im Stande, dieses Werk ununterbrochen fortzusetzen, da er nun für seine Familie genug zu leben hatte. Er hat auch nicht ermangelt, selbst der grossen Hofnung, welche seine Freunde von ihm hegeten, ein Genüge zu leisten. Denn obwohl er zu Greenwich in ein Haus kam, worin nichts als die blossen Wände gelassen waren, so verfertigte er doch alsofort ein Werkzeug, den Durchgang der Planeten

durch

durch die Mittagslinie damit zu beoachten, und fing diejenige Beschäftigung an, die ihn besonders belustigte, und setzete es mit dem Fleisse fort, welcher das Vorzüglichste seines ganzen Characters ausmachte.

Er hatte nun das vier und sechzigste Jahr erreichet, von welchem Alter Cicero, nach dem Zeugniß des Plutarchs, gesaget hat: *Mihi quidem aetas acta ferme est*, mein Leben ist meist zum Ende; doch hat er sich noch 18 Jahr hernacher ohne einige Hülfe mit seinem Telescop beschäftiget. Während dieser Zeit verabsäumete er fast nie, den Mond in der Mittagslinie zu beobachten, so oft nur der Himmel dieses zulassen wolte. Und damit er an diesem Werke nicht möchte gehindert werden, legte er 1721 das Amt eines Secretairs bey der königlichen Gesellschaft nieder. Das folgende Jahr fing er an, die gerade Ascension des Mondes, durch sein eben erwähntes Werkzeug aufzunehmen, bis der auf öffentliche Kosten gemauerte Meridian im Jahr 1725 fertig wurde, wodurch er im Stande war, die Längen durch Beobachtungen zu bestimmen. Da Ihro gegenwärtige königliche Majestät den Thron bestiegen, hatte die Königin Carolina, seine Gemahlin, Lust, das königliche Observatorium zu besehen, und sie wurde auf eine so artige Weise empfangen, daß sie daran ein allerhöchstes Wohlgefallen hatte. Unter anderen ließ

sie

sie sich besonders berichten, daß Doctor Halley ehedem bey der Krone der königlichen Flotte als Capitain gedienet habe; und sie hatte die Gnade, für ihn den halben Sold dieses Dienstes wegen bey seiner Majestät auszuwirken, so er auch von der Zeit bis ans Ende seines Lebens genossen hat. Es wurde ihm auch aufgetragen, den Herzog von Cumberland in der Matheſis zu unterrichten; aber er lehnete diese Ehre seines hohen Alters wegen von sich ab, weil er befürchtete, daß diese Arbeit ihn hindern würde, zu Greenwich seiner Pflicht ein Genügen zu leisten.

Er wurde im August 1729 von der Academie der Wissenschaften zu Paris als ein ausländisches Mitglied an die Stelle des Herrn Bianchini angenommen. Sobald er anfieng sein Lehrgebäude von dem Mond aufzurichten, sahe er es wohl ein, wie verdrießlich, und beschwerlich dieses Werk sey, und verlangete deswegen sehr, andere zu Gehülfen in dieser Unternehmung zu haben, damit alles so genau möchte bestimmet werden als nöthig war. Deswegen gab er einen Vorschlag heraus, die Meerslänge innerhalb 15 Meilen oder eines Grades zu finden.

Jetzt hatte er das fünf und siebenzigste Jahr seines Alters erreichet; dennoch beschäftigte er sich noch mit seinem festen Teleskop, bis zu Ende des Jahrs 1739, in welchem er seine dritte plinianische

Periode endigte, und nun sein wichtiges Werk beschloß. Er hatte ein oder zwey Jahr vorher einen paralytischen Zufall an der rechten Hand gehabt. Er war nie vorher krank gewesen; und obwohl er durch jene Unpäslichkeit keinesweges gehindert wurde, seine Beobachtungen eben so genau, als vorhin geschehen war, fortzusetzen, so sahe er sich dennoch dadurch gezwungen, seine Berechnungen durch die Hand eines seiner Freunde schreiben zu lassen. Er pflegte stets bis auf die letzte Zeit seines Lebens einmal in der Woche nach London zu kommen, seine Freunde zu besuchen, und den Versammlungen der königlichen Gesellschaft mit beyzuwohnen, und es verflossen nur einige wenige Monate vor seinem Tode, in welchen er seiner Arbeit bey der gemauerten Mittagslinie nicht abwarten konte. Er war von einer guten und festen Gesundheit, und er behielt ein gutes Gedächtnüß, und Urtheil bis ans Ende seines Lebens, gleichwie er auch stets ausnehmend aufgewecket, und angenehm in seinen Umgang war. Da seine paralytische Zufälle algemählig zunahmen, und er immer schwächer wurde, erhielt er sein Leben zuletzt allein durch herzstärkende Mittel, welche ihm sein Arzt, der Doctor Mead, verordnete. Endlich aber, da ihm dieselben widerlich geworden waren, forderte er ein Glas Wein, und da er es ausgetrunken hatte, starb er auf seinen Suhl sitzend,

ohne

ohne einen Seufzer hören zu lassen, den 14 Jenner 1741 bis 42 in dem sechs und achzigsten Jahre seines Alters. Sein Leichnam ist, wie er es selbst befohlen hatte, auf dem Kirchhofe von dem kleinen Dorfe Lee genannt, unfern Greenwich, wo er vor wenig Jahren seine geliebte Ehefrau hatte begraben gesehen, zu seiner Ruhestätte gebracht worden.

Ueber sein Grab, welches an der Ostseite nahe am Ende von dem Kirchhofe ist, ist ein standesmäßiges Grabmal von dem Stein aus Portland aufgerichtet, welches seine zwo Töchter, die ihn überlebet, besorget haben. Und darauf lieset man nachfolgende Aufschrift.

Sub hoc marmore
Placide requiescit cum Uxore carissima
EDMUNDUS HALLEIUS L. L. D.
Astronomorum sui seculi facile princeps
Ut vero scias lector
Qualis, quantusque vir ille fuit
Scripta ejus multifaria lege
Quibus omnes fere artes et scientias
Illustravit ornavit amplificavit
Æquum est igitur
Ut quem civis sui vivam
Tantopere coluere
Memoriam ejus posteritas

Grata veneretur

Natus } est A. C. } MDCLVI.
Mortuus } est A. C. } MDCCXLI.

Hoc saxum optimis parentibus
Sacrarunt duæ filiæ pientissimæ
Anno C. MDCCXLII.

Man kann diese Aufschrift also übersetzen: Unter diesem Stein ruhet samt seiner geliebtesten Ehefrau Edmund Halley, L. L. D. welcher unstreitig der größeste Astronomus seiner Zeit war. Damit du aber mögest wissen, Leser, welche Eigenschaften ihn gezieret, und wie groß er gewesen, so schlage seine mannigfaltigen Schriften auf, wodurch er bey nahe alle Künste, und Wissenschaften, erläutert, gezieret, ausgebreitet hat. Es ist also billig daß Ihn, der von seinen Mitbürgern in seinem Leben so hochgeachtet ist, die Nachwelt in stetem Andenken behalte, und mit dankbaren Herzen verehre. Er ist

gebohren } im Jahr } 1656.
gestorben } im Jahr } 1741.

Diesen Stein haben ihren wertheſten Eltern durch die zärtlichste Liebe bewogen aufgerichtet deren zwo Töchtere im Jahr 1742.

Dr. Halley war von einer mitlern Statur, doch so, daß sie mehr für lang als kurz konte gehalten werden. Er war mager, und sahe blaß aus. Er that alles, und redete jederzeit mit einer ausnehmenden Munterkeit, und Lebhaftigkeit. Er war mit allen Eigenschaften, die jemand nothwendig sind, wenn er Fürsten, die Unterricht verlangen, gefallen soll, begabet. Er besaß eine ausgebreitete Wissenschaft, und eine ungestörete Gegenwart des Geistes. Er war fertig im Antworten; und was er sagte, schickete sich zur Sache, es war vernünftig, geschliffen und aufrichtig. Da der Kayser von Moscau Peter der grosse sich nach England begeben hatte, ließ er Dr. Halley zu sich kommen, und fand daß sein Character so groß sey, als er von ihm gehöret hatte. Er that ihm manche Fragen wegen einer Flotte, die er zu bauen Willens war, wegen der Künste, und Wissenschaften, die er in seine Herrschaften wolte einführen, wegen tausend anderer Sachen, worauf ihn seine grenzenlose Neugierigkeit brachte. Halleis Antworten gaben ihm ein solches Genügen, und dessen Umgang war ihm so angenehm, daß er ihn auf eine vertrauliche Weise zu seiner Tafel zog, und ihn unter seine Freunde zählete. Wir dürfen es wagen diesen Ausdruck von einem Fürsten von seinen Character zu gebrauchen, da er wahrlich ein grosser Fürst war, der keinen Unterscheid unter Menschen machete,

chete, als den ihre Verdienste erforderten. Aber Dr. Halley besaß noch mehr Eigenschaften, welche ihm die Liebe von denen, die seines Standes waren, erwerben konten. Er liebete sie, und gleichwie er von Natur feurig, und hitzig war, so zeigete er es in ihrer Gegenwart, wie er mit einen edelmüthigen Triebe, ihnen alle Höflichkeit zu erzeigen, beseelet sey, den selbst das Vergnügen, sie zu sehen, in ihm erweckete, und anfeurete.

Er war offenherzig, und genau in seinen Handlungen, aufrichtig, wann er seine Meynung sagen solte; Er war sich stets gleich, und unsträflich in seinen Sitten, Gesprächsam, angenehm, und stets bereit, anderen mitzutheilen, was er wuste, und von unvernünftiger Selbstliebe entfernet. Er bahnete einen Weg zum Reichthum, da er die Kunst der Schiffahrt sehr verbesserte, aber er unternahm nichts, sich selbst zu bereichern. Er lebete, und starb in einem solchen mittelmäßigen Stande, als die Weltweisen so sehr erheben, dessen freye Wahl einen Beweis von einem hohen Grade der Tugend, und Weisheit in sich fasset. Er war freygebig, und edelmüthig, und dieses zeigete sich selbst in einem Aufwand, der nur eine Eitelkeit zum Grunde hatte, wovon die Gelehrten so wenig, als andere Menschen frey sind, und der sie oft mehr bloß gestellet sind. Der Ruhm, den sich andere erworben, beunruhigte ihn nicht; der unruhige

hige Neid, und die ängstliche Nacheiferung waren von seiner Brust weit entfernet. Er kannte die ausschweifenden Vorurtheile nicht, welche eine Nation erheben, und alle andere auf eine unbillige Weise verachten. War er schon ein Freund, Landsmann, und Schüler von dem Newton, so sprach er dennoch mit Hochachtung von Des Cartes; und wiewohl er ein Nachfolger des Dr. Wallis in seinem Amte gewesen, so ließ er dennoch den alten Lehrer der Geometrie Gerechtigkeit wiederfahren. Kurz, diese ungemeine und schätzbare Eigenschaften waren in dem Dr. Halley gemischet mit einem frölichen und gutherzigen Gemüthe, welches keine Abnahme weder durch seine abstracte Betrachtungen, noch durch die Schwachheiten seines hohen Alters, noch selbst durch den Schlag, womit er gerühret ward, erlitten hat. Und diese glückliche Gemüthsbeschaffenheit, so eine Gabe der Natur ist, war desto vollkommener in ihm, da sie gepaaret war mit dem Frieden der Seele, welcher ein noch edlere Geschenk der Tugend ist.

XIII.

Fortgesetzter Auszug aus den Philosophical-Transactionen der K. G. d. Wissenschaften in London, Th. I. B. L. für das Jahr 1757.

(Gentl. Magaz. 1758. Jul. S. 309.)

Art. VII. Nachricht von einer Art Aussatzes auf der Insel Guardaloupe.

Um die von der Gesellschaft gegebene Uebersetzungen der Nachrichten, welche die Franzosen zu Guardaloupe geschrieben haben, desto besser zu verstehen, ist zu wissen, daß diese Insel aus zweyen, durch eine schmale Erdenge an einander hangenden Stücken bestehe, deren eines Grand terre, das andere Basse terre genannt wird; denn sonst werden die Ausdrücke: diese Insel Grand terre, und, diese Insel Guardaloupe, welche einer für den andern gebraucht werden, eine grosse Verwirrung in der Nachricht verursachen, und Anlaß geben zu denken, daß sie zwo verschiedene Inseln, deren eine Grand terre, die andere Guardaloupe hiesse, zu erkennen geben.

Man

Man siehet, daß die Papiere, welche diesen Artikel ausmachen, so nachläßig zusammen gerafset sind, daß sie in vielen besondern Stücken verwirret und dunkel heraus kommen. Das erste ist ein Brief von Johann Peysonelle, M. D. welcher vermeldet, daß im Jahre 1727 eine allgemeine Besichtigung der Personen, welche mit diesem Aussatze behaftet seyn sollten, verhenget worden. Dieser Brief ist den 10 Aug. 1748 unterschrieben.

Das zweyte Stück, welches den Titel führet: Ausgang der Besichtigung, schließt sich mit den Worten: zu Basse terre, an obbemeldeten Tage: da aber weder Jahr noch Monatstag dabey geschrieben, so kann man unmöglich wissen, auf welchen Tag obbenannte Worte zielen. Muthmaßlich war es einer im Jahre 1727, weil in einer untenstehenden Anmerkung gesagt wird, daß eine zwote Besichtigung im Weinmonate des Jahres 1748 vorgenommen worden. Es giebt noch mehr Stellen, in welchen die Bestimmung der Zeit irrig zu seyn scheinet. Der Brief von 1748 sagt, der Aussatz habe sich allererst vor etwa 30 Jahren, das wäre ungefähr im Jahre 1718, geäussert. Die Schrift ohne Datum aber, welche man glaubet 1727 geschrieben zu seyn, sagt, er habe sich im Jahr 1694, mithin 24 Jahr früher zuerst geoffenbaret. Betreffend die Zeit, da sich diese Krankheit in Guardaloupe zuerst geäussert, so wird

in einem Paragraphe gesagt, daß sie durch die Schwarzen aus Guinea dahin gebracht worden, in einem andern aber, daß solches durch einen armen Schelm, Namens Clement, aus St. Christoffel geschehen sey. Man sagt zwar, daß die Krankheit unter die Schwarzen aus Guinea, unter die Weissen und Mulatten (*) aber durch den Clement gebracht sey: es läßt sich aber nicht wohl begreifen, wie eine ansteckende Krankheit, auf einer und derselben Insel, durch einen andern Zufall unter die Weissen als unter die Schwarzen, und zwar nach einem dazwischen liegenden Zeitraum von 24 Jahren, sollte gekommen seyn; besonders wenn man erwäget, wie die Weissen und Schwarzen sich so stark mit einander vermischen, daß beständig viele Kinder von vermischter Farbe zum Vorschein kommen.

Die Nachricht, welche in diesen Schriften von der Krankheit selbst gegeben wird, kommt, in Ansehung ihres wesentlichen Inhalts, auf folgendes hinaus:

Der Aussatz in Guardaloupe ist nicht die geile Seuche, und gehet mit keinem der Zufälle dieser Krankheit begleitet, sondern scheinet in aller Absicht dasselbe zu seyn, was die Alten Lepra oder Elephantiasis nannten. Er ist erblich, ansteckend und

(*) Ein Mulatte ist ein halber Mohr, dessen Aeltern einer schwarz, der andere weiß gewesen.

und unheilbar. Bey dem Anfange läßt er sich kaum merken, nur daß man ihn an kleinen Flecken auf der Haut, welche bey den Weissen schwarzbläulicht, und bey den Schwarzen dunkelroth sind, verspüret. Diese Flecken ragen ein wenig hervor, gehen aber mit keinem Schmerze oder einigem andern Zufalle der Krankheit begleitet. Der Fortgang der Krankheit ist sehr langsam, und nach dem Maasse ihrer Zunahme werden die Flecken häufiger. Nach Verlauf einiger Jahre schwellet die Nase, die Nasenlöcher erweitern sich, und das Nasenbein wird weich. In dem Fortgange der Krankheit zeigen sich Knoten auf dem Knochen des obern Kinbackens, die Augbraunen blähen sich auf, und die Ohren werden dick. Nimmt sie darauf noch weiter überhand, so schwellen Finger und Zähen, und darauf Hände und Füsse, doch ohne Pein, Entzündung, oder einigen andern Zufall, als eine leichte Betäubung. Hierauf werden die Nägel schuppicht, tiefe weisse Geschwüre setzen sich unter der Haut, in den Flächen der Hände und an den Fußsohlen, welche schwielicht und unempfindlich werden, und woraus eine klare dünne Feuchtigkeit als Wasser läuft (*). Dann geben die Gelenke der

(*) Peysonelle sagt in seinem Briefe, es wären trockne Geschwüre; in der Nachricht von der Besichtigung aber heißt es, daß eine dünne Feuchtigkeit, als Wasser heraus laufe.

der Finger sich von einander, und die Faden derselben fallen ab; doch setzen sich die Narben von selbst, ohne Beystand einiger Arzeney, auf die Wunden. Die Stimme wird nach und nach grob und heiser, der Athem stinkend, das Gesicht fürchterlich, das Fleisch fühllos, und indem die Ersterbung allgemein wird, fallen die Glieder ab, so daß der ganze Körper lebendig in Stücken von einander gehet.

Seit der Zeit die ersten Zufälle der Krankheit sich zeigen, bis zum Tode des Kranken, verstreichen zuweilen 15, zuweilen 20 Jahre: während dieser Zeit aber, selbst wenn schon Finger und Zähen hinwegfallen, isset und trinket der Kranke, schläft gut, ist wohl bey Fleische, und vollbringet alle thierische Verrichtungen ohne Schmerzen und Ungemach.

Art. VIII. **Nachricht von einigen neulichen Entdeckungen zu Herculaneum; in einem Briefe des Herrn C. Paderni, vom 16 Christm. 1756.**

Die vornehmsten in diesem Artikel erwähnten Stücke sind: 1) Zwey weibliche Brustbilder unbekannter Personen. 2) Ein Hirschkalb auf einem Fußgestelle, von feiner Arbeit, drey und einen halben Palmen hoch. 3) Das Nebenstück, welches in viele Stücke zerbrochen, doch wieder kann zusammengesetzet werden. 4) Ein kleines Ferken. 5) Eine weibliche Statüe, von nicht sonderlicher

Arbeit.

Arbeit. 6) Ein Silenus, einen Palmen und 3 Zoll hoch, auf einem viereckichten Fußgestelle, welches auf 3 Reihen Stufen steht, die an jeder Ecke auf Löwenklauen ruhen. Er hat einen kahlen Kopf, langen gekräuselten Bart, rauchen Leib und glatte Füsse. Die Kleidung ist ungebunden und flatternd. An den Händen ist jeder Zeigefinger ausgestrecket, und alle übrige gebogen. Hinten erhebet sich über dem Haupte der Ast eines Baums, der sich in zween Zweige zertheilet, welche, da die Blätter sich unter einander vermischen, ausgebreitet bis unter die Schultern herabfallen, deren jede eine Stelle für eine Lampe ist. Zwischen den Gipfeln der beyden Zweige steht ein dem Papagey ähnlicher Vogel. Das ganze Stück ist von einem sehr gutem Geschmacke; und alle sechs Stücke sind von Erz. 7) Ein schöner marmorner Terminus, von griechischer Arbeit, in Lebensgrösse. Er trägt einen Chlamys, hat ein jugendliches Gesicht, und auf dem Kopfe einen griechischen Helm.

Dieser Brief versichert, daß ein Band von 50 Kupferstichen, der an diesem Orte ausgegrabenen alten Gemählde, gegen nächstkünftige Ostern würde herauskommen, und daß ein sehr geschickter Mann beschäftiget wäre, die zwo Verhandlungen des Philodemas, von der Redekunst und Musik, zu übersetzen.

Art.

Art. IX. Nachricht von einigen unter der Erde gefundenen Bäumen, an dem Seeufer zu Mounts-Bay in Cornwall; von dem Ehrw. Hrn. Wm. Borlase.

Der eine von diesen Bäumen war eine Eiche, der andere eine Weide, und der dritte eine Hasel: es waren auch noch Ueberreste von zween andern Bäumen da; man konte aber nicht erkennen, von welcher Art sie wären. Diese Bäume lagen 300 Yards (ein Maaß von 3 Fuß) weiter in die See hinein, als die Flut herauf steigt, und sind, wenn das Wasser am höchsten ist, volle 12 Fuß unter demselben. Um die Bäume herum war 10 Zoll tief Sand, und darauf kam die natürliche Erde, worin sie ehemals gewachsen. Diese war eine schwarze sumpfigte Erde, worin die Blätter des Rohrs noch ganz unverfaulet lagen. Hr. Borlase glaubet, daß weiter nach Süden hin noch mehr Bäume liegen, welche beständig von der See bedecket sind, und itzo 30 Fuß unter Wasser liegen. Er meynet, die Bäume, welche er entdecket hat, befestigen genugsam die Ueberlieferung, daß der St. Michaelsberg, welcher itzo eine halbe Meile ins Meer hineinsteht, wenn die Flut am höchsten ist, ehemals mit einem Walde von Eichen, Weiden und Haseln umgeben gewesen sey. Zum fernern Beweis, daß die Ufer dieser Küste niedriger geworden, wird der Leser noch einen andern Brief

des

des Herrn Borlase, auf S. 92. hingewiesen: welcher aber sich S. 92. dieses Bandes nicht findet.

Art. X. Versuche, um Dr. Hales Methode, salzicht Wasser zu destilliren, bey der Dampfmaschine anzubringen, von Nean Fitzgerald, Esq.

Dies ist eine Nachricht von einer Erfindung, Luft durch das siedende Wasser der Dampfmaschine zu blasen, vermittelst einer Röhre und eines Blasebalgs; welche in einem Kupferstiche abgebildet werden. Der Verfasser fand, nach seiner besten Beobachtung, daß, wenn der Blasebalg gebraucht wurde, ein sechster Theil Dampf mehr zuwege gebracht wurde, als bey demselben Feuer ohne Blasebalg zuwege gebracht werden konte. Er befand ferner, daß diese Operation einen gleichen Fluß zuwege brachte, das Feuer möchte stark oder gelinder seyn; indem die Maschine so viel Wasser in die Höhe brachte, daß er genöthiget wurde noch eine Röhre daran zu setzen. Noch überdem allen konte er mit schwachen Kohlen, welche vorhin als unbrauchbar an die Seite geworfen waren, sein Destilliren verrichten; und selbst von diesen brauchte er in 6 Stunden drey Scheffel (bushels) weniger, als vor seiner erfundenen Verbesserung waren gebrauchet worden. Das wunderbareste aber bey der ganzen Sache war,

daß

daß er, ungeachtet aller dieser Verbesserungen, endlich gewahr wurde, daß die Luft, welche er durch das siedende Wasser geblasen zu haben meynete, durch eine Ritze im Blasebalge, gar mit einander davon geflogen, mithin seine Maschine unter der Operation völlig in demselben Zustande, als vor derselben, gewesen wäre. Diese letztere Entdeckung machte er der königl. Gesellschaft in einem folgenden Briefe bekannt, welcher No. XLV. dieses Bandes, unter dem Titel: Fernere Versuche zur Vermehrung der Dämpfe in der Feuermaschine, gedrucket worden. Den Grund der Vortheile, welche bey der Maschine verspüret wurden, während der Zeit dieser Luftstrom in dem undichten Blasebalge circulirte, stellet man in der Sorgfalt, die man gebrauchet hatte, nur eine gemässe Quantität der Kohlen zu nehmen, und das Feuer, durch ein stetiges und regelmäßiges Zuschüren in einer gleichen Hitze zu erhalten. Indessen wäre zu wünschen, daß die Gesellschaft, anstatt daß sie diese beyde Schriften hat drucken lassen, die erstere, nach Empfang der letztern, unterdrucket hätte. Zwar sagt uns der Verfasser in der letzteren Schrift, daß er mit dem Blasebalge, nachdem er ihn wieder dicht machen lassen, gar nicht habe blasen können, und machet diese Anmerkung; wenn es gleich zweifelhaft gewesen, ob man seine Absicht erreichen können, wenn man Luft durch siedendes

dendes Wasser hindurch gezwungen hätte; so hätte es doch seines Erachtens, niemand in die Gedanken kommen können, daß sich nicht leichtlich einige Luft durch siedendes Wasser treiben liesse, bevor sein Versuch die Unmöglichkeit zu Tage geleget: allein vielleicht würde jedermann gedacht haben, daß die Bemühung, Luft in einen Ort, der schon voll ist, zu zwingen, vergeblich seyn müste. Daß wenigstens die Fülle des Ortes von einer andern Materie, und nicht die Hitze des Wassers, die Hinderniß gewesen, welche es unmöglich machte, noch mehr hineinzutreiben, erhellet aus seiner eignen Nachricht: denn er sagt, nachdem die Dampfröhre geöfnet, und eine Gemeinschaft zwischen dem Kochkessel und der äusseren Luft hergestellet worden; so hätte er ohne Mühe die Luft durch das Wasser, wann es auch noch so stark kochete, blasen können.

Art. XI. Auszug aus einem Briefe aus dem Haag von Herrn Trembley.

Dieser Auszug enthält

1) Eine Nachricht von einem leichten Stosse eines Erdbebens zu Turin den 13 Aug. 1756. ein Viertel nach 9 Uhr des Morgens; und von zween andern zu Genua den 9 Winterm. (ohne das Jahr zu melden) wovon der eine um 20 drey Viertel Uhr, der andere um 4 und ein halb, nach der italienischen Art zu zählen, sich zugetragen.

2) Eine Nachricht von des Herrn Donati Meynung, betreffend die Koralle, welche er für ein wirkliches Thier mit einer grossen Menge Köpfe hält. Denn er siehet die Polypen der Koralle für so viel Köpfe des Thieres an, und glaubet, dieses Thier habe einen Knochen, der sich als eine Staude in viele Aeste ausbreite, und mit einer Art Fleisch bedecket sey. Er macht dabey die scharfsinnige Anmerkung, daß, da dieser Knoche, der Knoche eines Thieres sey, auch das Fleisch auf demselben, das Fleisch eines Thieres sey. Herr Trembley ist indessen der Meynung, daß die Polypen der Koralle etwas mehr als die Köpfe eines Thieres seyn, weil er in einigen derselben ein Säcklein wahrgenommen, welches ihnen augenscheinlich statt eines Magens diene.

3) Eine Nachricht von etlichen ferneren Entdeckungen des Herrn Donati, besonders eines ungeheuren Bettes von Meerkörpern, welches die höchsten Gebirge, die Provence von Piemont scheiden, durchstreichet; auch eines Stücks eines Felsens, welches das äusserste Ende eines Berges an der Seeseite ausmacht, und von denen Meerschalenfischen, welche man Pholades nennet, ganz durchlöchert ist. In demselben Felsen, nahe an der Oberfläche des Meeres, ist eine von der Natur gemachte Höhle, welche mit Erde angefüllet ist, und in welcher verschiedene römische Särge und Lampen

pen gefunden worden. Herr Donati schliesset aus den Pholaden, welche an dem äussersten Ende dieses Felsen gefunden worden, daß das Meer denselben ehemals müsse bedecket haben, und folgert aus den in der Höhle gefundenen Alterthümern, daß das Wasser schon vor der Römer Zeiten zurückgetreten sey: er bemerket auch, daß die See seit der Römer Zeiten allgemählich, aber so langsam gesunken sey, daß, wenn es vom Anfange her in einerley langsamen Grade gefallen wäre, eine sehr lange Zeit, zwischen derjenigen, da es noch den Gipfel des Felses bedeckete, und derjenigen, da es die Höhle unten am Fusse verlassen, müsse verstrichen seyn. Wo dieses wahr ist, so muß es freylich eine sehr lange und weit längere Zeit seyn, als nach Moses Erzählung die Welt gestanden hat. Man kann aber nicht sehen, was für Grund er habe jenes anzunehmen, besonders da daraus auch folget, daß ungeheure Erdstriche viele Jahrhunderte mit Wasser müssen bedecket gewesen seyn, von welchen man doch, so weit Historie und Ueberlieferung reichen, das Gegentheil weiß. Dem sey aber wie ihm wolle, so glauben beydes Donati und Trembley, daß die Seekörper, welche man aus dem Erdboden gräbt, keine Beweisthümer einer allgemeinen Ueberschwemmung seyn.

Art. XII. Eine kurze botanische und medicinische Historie des Solanum lethale, Bella

donna, oder Nachtschattens, von Herrn Richard Pultney.

Diese Pflanze heißt bey den Italienern Bella donna, weil die Damen des Landes aus ihrem Safte eine Schminke machen. In des Linnäus Geschlechtssystem gehöret sie zu den Pentandria monogynia, oder denjenigen Pflanzen, welche 5 Staubfäden und ein Pistill haben. Das kläreste und wesentlichste Unterscheidungszeichen der Art ist das kugelichte Beerlein, und der offene Kelch. Eine besondere Nachricht von dieser Pflanze, die derselbe Verfasser gegeben, findet sich Gentl. Mag. Vol. XXV. p.270. wo sie allererst ist bekannt gemacht worden.

Herr Pultney hat seiner Beschreibung eine besondere Nachricht angefüget, aus welcher zu ersehen ist, daß sie von Doct. Lambergen in Heilung des Krebses innerlich sehr glücklich gebrauchet worden, und wünschet, daß mehrere Versuche ihres Nutzens bey dieser elenden und bisher unheilbaren Krankheit möchten gemachet werden. Da dieser Band der Transactionen eine geraume Zeit nachher herausgekommen, seit dem Herr Gataker, ein berühmter Wundarzt in einem unserer öffentlichen Hospitäler, seine Versuche samt derselben Erfolge der Welt bekannt gemacht hat; so ist es Schade daß dieses nicht in einer Anmerkung angezeiget worden, als wodurch vermuthlich vielem Uebel,

und

und mancher vergeblichen Mühe würde vorgebeuget worden seyn. Herr Gataker ist der Meynung, daß eine Infusion von dieser Pflanze keine eigenthümliche Kraft habe, wodurch sie geschickt wäre die Krebskrankheiten zu heilen, sondern daß ihre gute Wirkungen, wo sie derselben einige hervorbringet, bloß darin bestehen, daß sie die natürlichen Auswürfe des Körpers befördert. Siehe eine besondere Nachricht von zwoen Schriften, welche Herr Gataker über dieser Sache herausgegeben in Gentl. Mag. Vol. XXVII. p. 395. und 538.

* *

Fortgesetzter Auszug
aus Th. I. B. L.
der Philosophischen Transactionen
der königl. Gesellschaft; vom Jahre 1757.

(Gentl. Mag. 1758. Aug. S. 356.)

Art. XIII. Nachricht von etlichen zu Herculaneum entdeckten Alterthümern.

1) Einige Tali lusorii (eine Art Würfel der Alten). Diese Tali hatten jede 4 Seiten, zwo breite und zwo schmälere, auf welche sie ordentlicher Weise zu stehen kamen. Die Ecken waren abgerundet; und ob zwar es aus dieser Ursache etwas seltenes war auf denselben stehen zu bleiben,

so erhellet doch aus folgender Stelle des Cicero, daß es etwas mögliches gewesen: Vt enim -- si hoc fingamus, esse quasi finem -- ita iacere talum, vt rectus assistat; qui ita talus erit iactus, vt cadat rectus --. *De finib. L. III. §. 16. edit. Verbrugg.*

Man hat zwar geglaubet, daß die Seiten der Würfel durch ein gewisses Merkzeichen von einander unterschieden gewesen; da aber die gegenwärtigen nicht die geringste Spur eines dergleichen Merks zeigen, so ist es wahrscheinlicher, daß die Seiten nur durch ihre Figur von einander unterschieden worden. Auch ist glaubwürdig, daß die beyden Seiten, welche 1. und 6. bedeuteten, sowohl als die, welche 3. und 4. golten, gegen einander über gestanden haben.

Die Anzahl der Würfel, deren man sich bey dem Spiele bedienete, war vier, und der glücklichste Wurf bestund darin, daß eine jede Würfel auf eine verschiedene Figur fiel, welcher Wurf Venus hieß. Der unglücklichste Wurf wurde Canis genannt. Wie aber Canis auf dem Würfel nichts anders als die Einheit war, so muß der schlimste Wurf darin bestanden haben, daß alle, oder die mehresten der Würfel auf Eins zu stehen gekommen (*). Es ist wahr-

(*) Quatuor tali iacti casum venereum efficiunt. Cic.
Cum steterit nullus vultu tibi talus eodem
Munera me dices magna dedisse tibi. *Mart.*

Nec

wahrscheinlich, daß, so wie wir verschiedene Spiele mit einerley Parthey Würfeln oder Karten haben, auch die Alten verschiedene Spiele mit ihrem Würfel gemachet. Durch diese Anmerkung wird man viele Stellen der alten Schriftsteller vereinbaren können, deren scheinbarer Widerspruch den Kunstrichtern und Alterthumsforschern viel zu schaffen gemacht hat.

2) Ein Richtscheid mit 4 Gelenken, deren jedes ungefehr 5 Zoll 9 Zehntheil unser Maaße lang ist.

3) Ein Gewicht, auf welchem an der einen Seite EME, und an der andern, HABEBIS, geschrieben.

4) Eine kleine bolla d'oro.

5) Ein kleines Bildniß, welches einen Faunus vorstellet; nur daß es in etlichen grossen Locken an der Stirne, und etlichen muskulösen Höhen unter der Kehle dem Minotaur gleichet.

6) Eine Figur in erhabener Arbeit, welche einen Mann mit einem Becher in der Hand vorstellet. Aus der Gesichtsbildung und dem Becher muthmasset man, daß es Socrates sey: allein es sind noch andere Zeichen dabey, welche sich zu dieser Person nicht

Nec regna vini sortiere talis. *Horat.*
Quem Venus arbitrium dicet bibendi. *Horat.*
Me quoque per talos Venerem quærente secundos,
Semper damnosi subsiluere canes. *Propert.*

schicken (*); besonders ein kurzer Stab voller Knoten, und am Ende gekrümmet, gleich denenjenigen, die die Satyren in den bacchanalischen Abbildungen zu tragen pflegen, welchen die Figur theils in der Hand, theils unter dem Arme trägt; demnächst auch ein Thierfell, welches von seinem Sitze herabhängt.

7) Ein altes Gemählde einer Muse mit einer Capsula (Bücherschranke) neben ihr, in welcher sich verschiedene Bücherrollen, mit herabhangenden Zettuln, worauf ihre Titel geschrieben gewesen, befinden. Hieraus ersiehet man, auf welche Art die Alten, auf ihren Büchern, welche lange um einem Stabe gewundene Rollen waren, die äusserlichen Titel geschrieben haben.

8) Etliche Stücke fein Papier, welches an der einen Seite roth, an der andern schwarz ist, und auf der Brust eines Gerippes gefunden worden (**). Dieses Papier hat zu grosser Verwunderung

(*) Wir wollen zwar nicht behaupten, daß es Socrates sey: indessen kann man nicht sagen, daß jene Zeichen sich zu ihm nicht schicken; weil des Socrates Gesichtsbildung einem Satyr sehr ähnlich gewesen, und er sich auch viel damit gewust hat. Kann nicht ein Verehrer dieses grossen Mannes geglaubet haben, daß er demselben eine Ehre erwiese wenn er ihn als einen Satyr abbilden liesse? d. Uebers.

(**) Siehe hievon weitläuftiger Brem. Magaz. B. II. S. 653.

rung Anlaß gegeben, weil es augenscheinlich nicht das Charta papyracea ist, sondern aus Seide, Baumwolle oder Leinwand verfertiget worden: denn es ist bisher eine allgemeine Meynung gewesen, daß kein Papier vor dem neunten Jahrhunderte aus Seide oder Baumwolle, und vor dem zwölften keines aus Leinwand gemachet worden.

9) Ein plattes Stück weisses Glases.

10) Zwey Gemählde; deren das erste vom Theseus und Minotaur ist, worin der Minotaur mit einem menschlichen Körper und Stierkopf vorgestellet wird, obwohl derselbe zuweilen in einer doppelten Gestalt als ein Centaur abgebildet wird. Das andere ist Chiron und Achilles. Chiron ruhet auf der Erde mit dem hinteren Theile seines Körpers auf dem linken Schenkel, und lehret den Achilles die Leyer spielen.

11. Etliche Statüen von Erz und Marmor, wovon ein Serapis mit dem Cerberus zu seiner Rechten, die merkwürdigste ist.

Art. XIV. Nachricht von den Wirkungen eines mit Donner und Blitz begleiteten Sturmwetters zu Bucklawren und Laureath in Cornwall.

Sonntages d. 26 Brachm. 1756 (die Stunde wird nicht gemeldet) wurde zu Bucklawren einem Dorfe, welches auf einem Hügel, etwa 2 Meilen von Loo lieget, es plötzlich so finster als an einem

Winter-Abend, und fieng bald darauf an zu donnern und blitzen, so daß ein Bauerhaus auf eine höchst erstaunliche Art dadurch zersplittert wurde. Der Blitz, welcher seine Richtung von S. W. nach N. O. nahm, schlug anfänglich in die Ecke des Daches eines Hauses nahe an der Traufe ein. Er machte daselbst eine grosse Oefnung, und nachdem der Fußboden der Kammer unter dem Dache aufgesprenget worden, fuhren etliche Stralen an der westlichen Wand in schiefen Strichen in die Kammer über der grossen Unterstube, wo sie grosse und tiefe Furchen in der Tünche machten, auch Steine und Kalk, welche ihnen in Weg kamen, heraus schlugen: die übrigen Stralen, welche die nordliche Mauer der Dachkammer getroffen hatten, nahmen ihre Richtung niederwerts, und machten noch eine, etliche Fuß breite Oefnung in dem Fußboden; worauf sie die Decke der Kammer über der Unterstube hinwegrissen, und an der Mauer dieses Gemaches in geraden Strichen herunter liefen. Es wurde ein grosser Splitter von dem Bettpfosten abgeschlagen und das Bette selbst angezündet. Das Hauptstück des Kamins wurde in viele Stücke zerbrochen, der Fensterrahm aus der Wand gerücket, alle Glasscheiben zerschmettert, der unterste Rahm in Stücken geschlagen, und die Kaminbord aus dem Fenster gegen eine Mauer 20 Fuß vom Hause, geschmissen. Da aber

das

das Fenster ihnen noch nicht Luft genug gemacht, fuhren sie aus der Kammer in die darunter liegende Stube, welche getäfelt war. Hier rissen sie die Karnisse längst der ganzen Stube, und etwas Schnitzwerk von dem Getäfel, hinweg, zerbrachen die Gläser und das delfische Steingut in dem Gläserschrank, und zersplitterten die Bretter in der Kammer wo die Flaschen stunden. Sie schlugen ein klein Schloß an der Thür ab, sprengeten dieselbe auf, und fuhren mehrentheils aus einem Fenster, dessen Rahm aus der Mauer gerücket und die Scheiben zerschmettert wurden, hinaus. Auch schlugen sie durch eine hölzerne Scheidewand in die Küche, indem sie in jener einen 8 Zoll langen und einen Zoll breiten Riß hinter sich liessen. In der Küche schmissen sie Schüsseln, Töpfe und Kessel durch einander herum, und fuhren darauf zum Fenster hinaus, wobey sie eine ganze Glasscheibe mitnahmen. An diesem Fenster saß die Frau des Hauses mit ihrem Sohne, welche aber keinen Schaden bekamen. Die Wetterstralen ließen, wo sie hingekommen waren, eine Rauchfarbe, als von angezündeten Pulver an der Mauer und dem Holze zurück; und es blieb viele Stunden lang ein schwefelichter Geruch im Hause. Das Milchhaus, welches etwas von dem Wohnhause abstund, wurde auch beschädiget, und ein alter Ulmenbaum, nahe bey dem Hause, wurde mit tiefen Furchen in

dem

dem Mooſe, der den Baſt bedeckete, bezeichnet, welche Furchen an etlichen Stellen in einer unregelmäßigen Schraubenlinie, durchgehends aber in geraden Linien fortgiengen. Die Erde war von der Wurzel an, etwa ſechs Fuß weit. als mit einem Pflüge in Furchen aufgeriſſen, welche aber, nach dem Maaße ſie ſich von dem Baume entfernten, immer kleiner wurden.

Deſſelben Tages, etwa um 4 Uhr ſchlug das Wetter auch in ein ander Haus, Pelyne genannt, in dem Kirchſpiel Laureath, ungefehr ſechs Meilen von jenem ein. Der Blitz machte eine Ritze in dem Schornſtein von der Spitze an bis zu den Schiefern des Daches, durch welches er bis in die obere Kammer durchdrang, wo er eine alte kupferne Pfanne, eine Schaafſcheer, etliche alte metallene Knöpfe und Leuchter, welche auf einer Leiſte an der Wand lagen, zerſchmelzete. Etliche Stralen waren durch den Schornſtein in das Zimmer an der Erde gefahren, wo ſie zwo Frauensperſonen, welche an beyden Seiten des Feuers ſaßen, zu Boden ſchlugen, ohne doch dieſelbe zu verletzen. In demſelben Zimmer warf der Blitz einen Tiſch auf zween Männer, welche an demſelben ſaßen, und verbrante dem einen den rechten Arm ſehr ſtark, in welchem er eine Furche vom Elnbogen bis zur Schulter, faſt einen Zoll tief gemacht hatte. Auch war ſein rechter Schenkel an der inne-

ren Seite, und die äussere Seite des rechten Beines, ein wenig unter dem Knie bis ganz zu den Zähen hinunter, verbrannt. Die Aermel des Hemdes und die obersten Theile der Weste waren in Zunder verwandelt, und die Schuschnallen an verschiedenen Oertern, und in verschiedenen Richtungen zerschmolzen.

Der andere Mann war ebenfalls, doch nur leicht, verwundet. Der Blitz war hernach zum Fenster hinaus gefahren, hatte unterweges das Glas zerschmelzet, und eine Rauchfarbe nachgelassen.

Art. XV. Nachricht von einer Torfgrube bey Newberry in Berkshire: von Doct. Collet.

Dieser Artikel hat vornehmlich zur Absicht die gemeine Meynung, daß der Torf, nachdem er einmal ausgestochen worden, wieder wachse, zu widerlegen.

Torf ist eine Zusammensetzung von Aesten, Zweigen, Blättern und Wurzeln der Bäume, mit Gras, Stroh, Pflanzen und Unkraut vermischet; welches, nachdem es lange im Wasser gelegen, in eine weiche Masse, die sich mit einem scharfen Spaden durchstechen läßt, verwandelt worden..

Seine Farbe ist schwarzbraun, und er wird an vielen Oertern zur Feurung gebrauchet. Es liegt eine Schichte dieser Torferde an beyden Seiten des Kennet bey Newberry in Berkshire, welche

von

von einem Viertel bis zu einer halben Meile breit, und viele Meilen lang ist. Die Tiefe unter der Oberfläche der Erden, ist von einem bis 8 Fuß. In dem rechten Torfe lag eine grosse Menge ganzer Bäume unordentlich durch einander. Mehrentheils waren es Eichen, Erden, Weiden und Tannen, welche, wie der Augenschein ausweiset, mit den Wurzeln ausgerissen worden. Auch hat man viele Pferdeköpfe und Gebeine von mancherley Thieren, Hörner von wilden Ziegen, Köpfe und Hauer von wilden Schweinen, auch Biberköpfe darin gefunden. Vor wenig Jahren entdeckete man eine Urne von hellbrauner Farbe, worein völlig ein Stübchen gieng, in der Torfgrube in Speenmoor, bey Newberry, ungefehr 10 Fuß vom Flusse, und 4 Fuß unter der Höhe des Erdbodens umher. Gerade über der Stelle, wo die Urne gefunden worden, war ein Hügel, etwa 8 Fuß hoch, gemachet worden, und da derselbe beydes aus Torf und Erde bestehet, so ist daher klar, daß der Torf älter als die Urne sey. Von dem Ufer des Flusses an sind verschiedene halbzirkelichte Erhöhungen, mit Gräben zwischen denselben, um dem Hügel herumgezogen. Die Urne war von den Torfstechern, welche sie fanden, in Scherben zerbrochen, weswegen man keine Untersuchung darüber anstellen kann; wie man denn auch nicht erfahren können, ob etwas darin gewesen.

Art.

Art. XVI. Nachricht von den Veränderungen, welche man itzo an dem Pantheon zu Rom machet.

Nachdem ein Baumeister, Nahmens Paulo Posi, einen Entwurf gemacht, das Pantheon nach der neuen Bauart einzurichten, und derselbe unglücklicher Weise genehmiget worden; ist man wirklich beschäftiget, die attische Säulenordnung hinwegzuschaffen, und statt derselben eine neue, nach dem heutigen kindischen Geschmack eingerichtete, Erfindung anzubringen. Man machet Anstalten das Pflaster aufzureissen, und statt des ofnen Zirkels am Gipfel, welches eine eigne Schönheit des Gebäudes war, eine Laterne darauf zu setzen. In sehr kurzer Zeit wird also dieses ehrwürdige Denkmahl des Alterthums seiner kostbaren Marmor und Zierrathen beraubet, und durch die neumodische Veränderungen so verstellet werden, daß man die edle Form, welche Agrippa ihm gegeben, nicht mehr wird erkennen können.

Art. XVII. Nachricht von einer Gesundheitsquelle, welche neulich bey Moffat in Annandale, in der Grafschaft Dumfries, entdecket worden.

Man sagt, daß diese Quelle sehr viel Eisen, ein Allaunholz, welches mit einem irdischen Grundtheile verbunden ist, aber keinen flüchtigen Geist, enthalte. Man muß indessen dabey erinnern, daß

die

die Versuche, welche zur Entdeckung der Bestandtheile dieses Wassers angestellet worden, nicht eher gemacht seyn, als nachdem das Wasser 4 Meilen von der Quelle verfahren worden; welcher Umstand eine Veränderung darin kann gemachet haben; wiewohl die Flaschen sorgfältig versiegelt gewesen.

In diesem Artikel wird auch behauptet, daß, je mehr Eisen in einem mineralischen Wasser ist, desto dunkeler dessen Farbe werde, wenn man Galläpfel oder dergleichen hineinthut: allein man hat auch gerade das Gegentheil erweisen wollen, aus einer Reihe Versuche, welche man mit den mineralischen Wassern bey Bramley in Kent angestellet hat. Siehe Gentl. Mag. Vol. XXVI. p. 196.

Es giebt viele Meynungen von der Art und Weise, wie das Wasser mineralisch werde; keine aber ist bisher durch Versuche bestärket worden. Dr. C... gieng in seiner Meynung von allen andern ab, wenn er sich vorstellete, daß alle Mineralien in den Sauerbrunnen von der Art seyn, daß auch ein jedes gemeines Wasser dieselbe annehmen, oder aus der Erde, durch welche es geseiget wird, vermittelst einer Auflösung, Abspühlung oder andere dergleichen einfältigen Operation, herausziehen könne. Die Erfahrung erklärete sich endlich zu seinem Vortheile: denn er befand, daß, nachdem er von einigen Stücken des Felsens,

nahe bey der mineralischen Quelle, eine Infusion mit gemeinen Wasser, etliche Stunden lang gemacht hatte, die Stücke dem Wasser alle Eigenschaften der mineralischen Quelle mittheileten, so viele er durch alle Versuche, welche er damit anstellen möchte, entdecken konte. Auf diese Entdeckung giebt der Doctor die höchstwichtige Frage auf: Ob man nicht durch diese Kenntniß von der Entstehungsart der mineralischen Wasser, zu einem durch Kunst gemachten Wasser gelangen könne, welches eine eben so grosse, wo nicht grössere medicinische Kraft habe, als dasjenige, welches die Natur hervorbringet?

* *

Fortsetzung des Auszugs
aus B. L. Th. I.
der Philosophischen Transactionen
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

(Gentl. Mag. 1758. Sept. S. 426.)

Art. XVIII. Dieser besteht aus einem Berichte, daß die Kälte im Haag, 1757 d. 9 Jänner nur 5 Grad geringer gewesen, als die im Jahre 1740, zufolge einer Beobachtung, welche mit einerley Thermometer in einerley Stellung gemacht worden.

Art. XIX. XX. enthalten eine auf Versuchen gegründete Prüfung des Platina von W. Lewis, d. K. G. M. und sind eine Fortsetzung verschiedener andern Schriften über dieselbe Materie, welche schon in einem der vorigen Artikel bekannt gemacht worden. S. Gentl. Mag. Vol. XXV. p. 454. Platina gleichet dem Golde an Gewichte und vielen andern seltenern Eigenschaften: es ist aber an Farbe, Zähigkeit und Flüssigkeit von demselben unterschieden. Die in diesem Artikel beschriebene Versuche hatten die Absicht zu bestimmen, was aus einer Mischung des Platina mit Golde entspringe, ob Gold betrüglicher Weise mit einem Zusatze von Platina verfälschet worden, und wie ein solcher Betrug könne entdecket werden. Die ganze Quantität beyder Metalle, welcher man sich bey den Versuchen bedienete, war 24 Karat.

I. Versuch. Aus 12 Karat Gold, und eben so viel Platina, welche in einem Ofen, etwa eine Stunde lang durch ein sehr starkes Feuer geschmelzet wurden entstund eine Masse, welche dem Golde im geringsten nicht ähnlich war, sondern die blasse Farbe von Glockenspieß hatte. Bey genauer Betrachtung derselben mit einem Vergrösserungsglase, fand sich, daß das Gold und die Platina sich ungleich gemischet hatten. Es blieb auch so, nach dem es zu verschiedenen malen wiederum ins Feu-

er

er gebracht, und viele Stunden lang stark geschmelzet worden.

II. Versuch. Achtzehn Karat Gold, und sechs von Platina vereinigten sich, nach einer starken, einer Stunden langen Schmelzung in eine Masse. Die Mischung war wiederum etwas ungleich; doch ließ es sich hämmern, wie grobes Gold, war aber von so blasser Farbe, daß das bloße Auge gar kein Gold davon entdeckete.

III. Versuch. Zwanzig Gran Gold, und vier Gran Platina vereinigten sich, nachdem sie anderthalb Stunden lang eine starke Schmelzung ausgestanden, zu einer gleich gemischeten Maße, welche an Farbe dem Golde unähnlich war, sich wohl hämmern, aber in keinen feinen Drath ziehen ließ.

IV. Versuch. Zwey und zwanzig Karat Gold und zween Platina, welches die Proportion des Zusatzes in den probemäßigen Golde ist, lieferte eine gleiche Mischung, von ziemlicher Goldfarbe, aus, nur daß sie etwas von dem blassen Glockenspieße hatte. Sie ließ sich gut bearbeiten und in einen ziemlich feinen Drath ziehen.

Die Quantität des Platina wurde nach und nach vermindert bis zu einem halben Karat, gegen $23\frac{1}{2}$ Karat Gold: man konnte aber die Masse sowohl durch das bloße Auge als den Probierstein, beydes von reinem und probemäßigen Golde noch immer leicht unterscheiden: aber $23\frac{3}{4}$ Karat Gold, mit einem

Viertel Platina konnte man weder durch das Auge, noch den Hammer von feinem Golde unterscheiden.

Man kann Gold, welches mit Platina vermischet ist, unterscheiden und reinigen durch Amalgamation mit Quecksilber; durch Präcipitation mit alcalinischen Salzen; durch entzündbare Feuchtigkeiten und metallische Auflösungen. Es wird sowohl der besondere Proceß, als die besondern Fehler eines jeden beschrieben: weil aber, ausser den Chymisten, nur wenige die Sache unternehmen, oder was hier vorgetragen wird, verstehen können, so verweisen wir denjenigen, welcher umständlich davon unterrichtet seyn will, zu der Urschrift selbst.

Art. XXI. **Nachricht von dem Tempel des Serapis zu Pozzuolo bey Neapel, mit einem Grundrisse des Gebäudes.** Dieser Artikel findet sich vollständig in dem Bremer Mag. 3. B. Th. 2. S. 329.

Art. XXII. **Einige Anmerkungen über eine parthische Münze, mit einer griechischen und parthischen Aufschrift, von Herrn Swinden,** d. K. G. M.

Die Münze ist von Erz, und ungefehr derselben Grösse, als die römischen Mittelgrössen in Erz. Sie stellet den Kopf eines parthischen Königs vor, mit einem Barte, Diadem und Haaren, die auf eine Art gekräuselt sind, dergleichen man auf keiner andern Münze antrift. Auf der Gegenseite

ist

ist eine Victorie nach römischer Art, aber von etwas grober Arbeit. Man glaubt, daß sie etwa im Jahr Christi 197, wie Moneses auf dem parthischen Thron saß, geschlagen worden: und der Sinn der Aufschrift soll seyn: Moneses der grosse König der Könige.

Art. XXIII. Nachricht von einem rothen Korall, einer sehr besondern Art aus Ostindien: von Herrn Ellis, d. K. G. M.

Herr Ellis hat schon viele Schriften herausgegeben, zu erweisen, daß alle Arten Korallen das Werk gewisser Thiere von der Polypengattung seyn; und dieser Artikel ist in derselben Absicht geschrieben. Gleichwie aber seine Meynung, nebst vielen derer Gründe, worauf sie ruhet, schon anderwerts vorgetragen worden (S. Gentl. Mag. Vol. XXVI. p. 289.); anbey diese Abhandlung ohne den Kupferstich, auf welchen sich viele Stücke derselben beziehen, nicht wohl kann verstanden werden, so werden wir keinen Auszug daraus machen.

Art. XXIV. Nachricht von den Wirkungen eines Sturms zu Wigton in Cumberland.

Der deutsche Leser findet diesen Artikel vollständig in Brem. Mag. B. II. S. 101.

Art. XXV. Nachricht von der Wirkung des Blitzes, an der Thurnspitze und der Kirche zu Lestwithiel in Cornwall 1757 d. 25 Jänner.

Da dieser Artikel nichts anders, als eine genaue Abbildung des Thurns, und weitläuftige Beschreibung von zerschmettertem Holze und Steinen in sich enthält, so achten wir es unnöthig, denselben hieher zu setzen.

Art. XXVI. Nachricht von dem Vorfalle des verstorbenen Lord Horatz Walpole; von Doct. Pringle: als eine Folge seiner eigenen Nachricht in den Philosoph. Transact. Vol. XLVII.

Lord Walpole sahe bis zum Anfange des Winters 1756, kurz vor seinem Tode, wie er in seinem 78 Jahre war, so gesund aus, als nur ein Mann von seinem Alter aussehen konnte, hatte guten Appetit und sehr muntere Lebensgeister: seit dem er die Beschreibung seines Zustandes an die K. Gesellschaft gesand hatte, bis zu dieser Zeit, hatte er eine vollkommene Gesundheit genossen; weil er es aber wahrscheinlich hielte, daß noch ein Stein in seiner Blase wäre, wiewohl derselbe so glatt oder so klein wäre, daß er ihm keine Schmerzen verursachen könnte, so ließ er sich in London allezeit in einem Trageseſſel von einem Orte, zum andern bringen, obwohl er auf dem Lande oft 40 Meilen des Tages in seiner Postschaise ohne das geringste Ungemach, reisen konnte. Er trank immerfort des Tages 3 Nösel Kalkwasser von Austerschalen, und

nahm

nahm täglich statt eines Linderungsmittels eine Dose Seife von einer halben bis zu einer ganzen Unze.

Einige Zeit nachdem der Lord zur Stadt gekommen war, wurde er von schleichenden Fiebern überfallen, welche seine Munterkeit sehr schwächeten, obwohl sie nicht die geringste Verbindung mit dem Steine hatten. Während dieser Unpäslichkeit hatte er keine Anfälle vom Steine oder Gries, ausser dann und wann einige Empfindung bey dem Wassermachen, welche doch so wenig zu bedeuten hatte, daß man keine andere Mittel nöthig erachtete, als die Fortsetzung des Kalkwassers, welches er in einer geringern Quantität trank, bis 2 oder 3 Tage vor seinem Tode, welcher d. 5 Horn. 1757 erfolgete.

Der Körper wurde von Herrn **Ranby** und Herrn **Hawkins** geöfnet in Gegenwart des Herrn **Graham**, welcher des Lords Apotheker gewesen war und folgenden Bericht von der Zergliederung gegeben.

Die Häute der Blase schienen ein wenig dicker als natürlich zu seyn, waren aber vollkommen gesund. Die drüsigte Prostata war sehr groß, aber gesund. Man fand drey kleine Steine, deren zween frey in der Blase lagen, der dritte aber, welcher sehr klein war, in der Harnröhre, wo dieselbe mit der Prostatadrüse umgeben ist, fest hieng. Die Oberfläche von allen war sehr eben, ausgenommen an den Stellen, wo sich etliche kleine

Schuppen, die kaum eines Nagels dick waren, abgesondert hatten. Der eine wog 21 Gran, der andere 22, und sie waren für ihre Grösse ziemlich schwer. Der kleine hatte ungefehr die Grösse und Figur eines Apfelkerns, mit obgebrochenen Spitzen und höckerichten Seiten. Nichts konnte gesunder aussehen als die Harngänge und Nieren, und das Becken in einer jeden hatte seine natürliche Grösse. Die übrigen Eingeweide des Unterleibes waren in eben so gesundem Zustande, ausgenommen die Gallblase, welche voller Steine war, wovon der grösseste einer grossen Kastanie nichts nachgab, aber ründer war. Bey dem allem hatte der Lord nie einige Zufälle gehabt, welche eine Verstopfung der Galle, oder den Uebergang eines Steines aus der Gallblase in die Eingeweide zu erkennen gegeben hätte. Kopf und Brust sind nicht geöfnet worden.

Dies ist der Inhalt eines Briefes des Doct. Pringle an Doct. Whyt, über welchen Doct. Whyt folgende Anmerkungen machet.

1) Es ist nunmehr ausgemacht, daß Lord Walpoles Krankheit nichts anders gewesen, als Steine in der Blase, welche in den Jahren 1747 und 1748, zu der Grösse gelanget, oder so höckericht oder stachelicht geworden, daß sie grosse Schmerzen, öfteren Andrang zum Wassermachen, und zuweilen blutiges Wasser verursachet haben. Diese

Uebel

Uebel hat man bald dadurch gelindert, daß er täglich eine Unze Alicantseife und 3 Nösel Kalkwasser von Austerschalen zu sich genommen.

2) Es ist höchstwahrscheinlich, daß diese Arzeneyen nicht nur die schmerzlichen Zufälle, welche die Steine in der Blase verursachet, gelindert, sondern auch den Anwachs der Steine verhindert haben; weil man mit Grunde annehmen kann, daß sie sonst viel grösser würden erfunden seyn, als sie bey seinem Tode wirklich waren; angesehen Steine, welche 12 Jahre in der Blase gelegen haben, gemeiniglich etliche Unzen wiegen.

2) Lord Walpoles Beyspiel macht es auch wahrscheinlich, daß diese Arzeneyen dem Urin eine Kraft den Stein aufzulösen mittheilen. Im Jahre 1745 gieng dem Lord eine steinartiger Körper, von platter Figur ab, welcher mit einem weichen weissen Schleim bedecket war: auch waren auf der Oberfläche der in seiner Blase gefundenen Steine etliche unebene Stellen, welche von der Abschälung dünner Blätter scheinen entstanden zu seyn. Der kleine Stein, welcher an dem Eingange der Harnröhre gefunden worden, scheinet ebenfalls in dem Stande der Auflösung gewesen zu seyn. Denn hätte er lange in der Blase gelegen, und wäre nimmer grösser gewesen, so hätte er mit dem Urin weggehen müssen. Wäre er aber erst neulich in die Blase hineingekommen, so hätte er Zufälle verursachen müssen, welche er, wie

wir wissen, nicht verursachet hat. Ueberdem ist aus Versuchen klar, daß der Urin einer Person, welche diese Arzeneyen gebrauchet, den Stein auflöset. Der zeitige Bischof von Landaffe Doct. Newcombe, machte sein Wasser, wie er täglich zwey englische Quartier Kalkwasser trank, auf einen Stein, welcher 31 Gran wog, wodurch derselbe in Stücke gebrochen wurde, welche zusammen nicht mehr als sechs Gran wogen. Auf eins dieser Stücke, welches 2. 31. Gran wog, ließ er täglich den Urin einer Person, die kein Kalkwasser trank, fallen, wodurch derselbe in Zeit von 2 Monaten bis zu 2. 56. Gran angewachsen war. Nachher wurde er wieder in des Bischofs Wasser gebeitzet, und fiel nach etwa 14 Tagen in Pulver von einander.

4) Es erhellet aus Lord Walpoles Umständen, daß die Seife und Kalkwasser, auch wenn sie in grosser Quantität genommen werden, die Steine nur langsam auflösen, so daß, wenn die Steine von harter Zusammensetzung sind, kaum eine merkbare Auflösung derselben von dieser Arzeney kann erwartet werden. Auch ist anzumerken, daß wenn eine Vereiterung in der Blase vorhanden ist, die Seife schädlich sey, und das Kalkwasser oft keine Hülfe leiste.

5) Man siehet, daß Seife und Kalkwasser, wenn sie lange Zeit, in grosser Menge genommen worden, unschädlich seyen; ausgenommen bey scorbutischen und zur Fäulung geneigten Körpern.

Fortgesetzter Auszug
aus B. L. Th. I.
der Philosophischen Transactionen
der königl. Gesellschaft.

(Gentl. Magaz. 1758. Oct. S. 472.)

Art. XXVII. Nachricht von der Kraft der Seife, zu Auflösung des Steins, in dem Vorfalle des Herrn Mathieu Simson, Pred. zu Pencaitland in Schottland; von ihm selbst aufgesetzet.

Nachdem Herr Simson, seit dem Jahre 1730 bis 1735 verschiedene Anfälle vom Steine erlitten, wurde er sondiret, und es wurde ein Stein entdecket; welchen auch der Patient selbst wahrnahm, indem er den Katheder, wie derselbe in der Blase steckte, ergriff, und den Stein so deutlich fühlete, als ob er ihn in der Hand hätte.

Er hatte von Zeit zu Zeit immerfort schmerzhafte Angriffe vom Steine bis 1738, wie ein Freund, welchem verschiedene kleine Steine abgegangen waren, ihm berichtete, daß die Seifenpillen ihm sehr gut gethan hätten, indem er, wie er den Gebrauch derselben angefangen hätte, nicht im Stande gewesen wäre, aus dem Bette zu kommen, nach Verlauf von zween Monaten aber schon wieder

auf die Jagd gegangen wäre. Dieses sowohl, als auch der Bericht eines andern Freundes von den guten Wirkungen der Seife auf einem alten verhärteten Stein, bewog ihn, es mit derselben zu versuchen.

Im Jahr 1739 den 12 Horn. machte er den Anfang mit dem Gebrauche des Seifenmittels, und nahm zuerst nur ein Drachma in Zeit von 24 Stunden. In der ersten Woche machte es ihn ein wenig krank: doch vermehrete er die Dose allmählich solchergestalt, daß er in 6 Wochen, 6 Drachmen für jeden Tag nahm, und kein Ungemach davon verspürete. Er verschluckete sie in Pillen und spülete sie mit warmer Milch und Wasser hinunter.

Seit dem ersten Anfange des Gebrauches der Seife wurden die Anfälle seiner Krankheit leidlicher, bis sie im Jahre 1743 gar mit einander ausblieben. Er konte eben so gut gehen und reiten als jemals vorhin, da eine geraume Zeit vorher auch nur eine sanfte Bewegung dieser Art sein Wasser blutig gemacht hatte. Von dieser Zeit an bis zum Wintermonate 1749 fuhr er beständig fort, täglich eine halbe Unze Seife zu nehmen; und seine Krankheit stellete sich nicht wieder ein, wiewohl er nicht glaubte, daß der Stein gänzlich aufgelöset wäre, weil er, wenn er eine Zeitlang gesessen hatte, ein Gefühl hatte, als ob ihm etwas

an den Hals der Blase käme, welches ihm doch kein Ungemach verursachte. Hier endiget sich die Nachricht, welche der Patient selbst von sich gegeben: sie wird aber von dieser Zeit an bis zu seinem Tode fortgesetzet von Dr. Austen, einem Arzte zu Edenburg, folgendergestalt:

Im Jahr 1752 zerbrach Herr Simson seinen Schenkel durch einen Fall vom Pferde: indessen kam er nach 6 Wochen und ausgestandenen vielen Schmerzen wieder so weit, daß er den Fuß zur Erde setzen konnte. Eines Tages aber ließ sein Bedienter, wie derselbe ihm half queer über die Stube zu gehen, ihn fallen. Dieser Zufall verursachete ihm sehr heftige Pein; das gebrochene Bein wurde augenscheinlich kürzer als das andere, und er muste zwey Jahr das Bette hüten. Bey dem allem wurde er nach dieser Zeit wieder in den Stand gesetzet, in die Kirche zu gehen und den Gottesdienst zu verrichten.

Ungefehr im Anfange des Maymonats 1756 wurde er von einer Diarrhee angegriffen, welche alle Arzeneyen überwand, und ihn im 83 Jahre seines Alters hinweg riß.

In aller dieser Zeit, nur seine letzte Krankheit ausgenommen, fuhr er beständig fort, seine Seife zu gebrauchen, und seine alte Plage, der Stein, meldete sich nimmer wieder.

Wie

Wie er gestorben war, wurde sein Körper geöfnet, und weder Stein noch Kies in der Blase gefunden. Diese befand man in einem gesunden Zustande, nur daß die Häute an dem Halse der Blase schirrös zu seyn schienen, und etwa einen Viertel Daumen dick waren.

Man meynet, daß der aufgelösete Stein in diesem Vorfalle von weicherer Zusammensetzung als gewöhnlich gewesen sey; weil andere Personen dieselbe Arzeney in einer weit grössern Quantität gebrauchet, und dabey eine Menge Kalkwasser ausgetrunken, ohne einigen Nutzen davon zu verspüren.

Art. XXVIII. Nachricht von Eindrücken der Pflanzen auf Kohlenschiefern.

Die Eindrücke von mancherley Pflanzen finden sich fast allezeit auf einigen Schichten, welche über den Kohlen liegen; besonders in einer Schichte von irdnen Schiefer, welche unmittelbar über der Kohlenschichte liegt. Die mehresten dieser Eindrücke sind von Gras- und Rohrarten: doch giebt es auch viele schöne Eindrücke von Pflanzen, welche den Kräuterkennern bisher noch unbekannt sind. Auch giebt es derselben viele von Farrenkrautarten, in unregelmäßigen Klumpen von Eisenstein; ja man findet so gar die kegelförmige Saamengehäuse verschiedener Art Bäume vollständig und schön in Betten von Eisenstein liegen, besonders

ders in Robin-Hoods-Bay in Yorkshire und Coalbrookdale in Shropshire.

Dieser Artikel wird durch einen Kupferstich erläutert, welcher verschiedene ausserordentliche Eindrücke von dieser Art abbildet. No. 1. und 3. sollen, obwohl sie verschieden sind, beyde zu den Tannenarten gehören. No. 2. und 4. gehören zu der Gattung der Rohre. Die eigentliche Art des 5. ist unbekannt. Er stellet aber einen netzförmigen Eindruck vor, wovon die Maschen rhamboidische Löcher und die Seiten des Netzwerks als von erhabener Arbeit sind. No. 6. und 7. sollen, wie gesagt wird, zween Eindrücken ähnlich seyn, deren Volkman in seiner Silesia subterranea P. III. Tab. IV. fig. 5. und 9. gedenket.

Art. XXIX. Verzeichniß der 50 Pflanzen aus Chelseagarten, welche von den Apothekern, der Königl. Gesellschaft, für das Jahr 1756, zufolge der Verordnung Herrn Hans Sloane übergeben worden.

Art. XXX. Versuch einer zur Widerlegung der, im vorhergehenden Bande der Transactions, vorgetragenen Meynung des Herrn Henry Eeles (*), von dem Aufsteigen der Dünste; von Erasmus Darwin, Arzt zu Litchfield.

Herr

(*) Siehe Brem. Mag. B. 2. S. 479.

Herr Eeles hat angenommen, daß ein jedes Theilchen einer Ausdünstung mit einer Portion des electrischen Feuers versehen sey; angesehen man keinen andern zureichenden Grund von ihrem Aufsteigen geben könne. Dr. Darwin hat derhalben zur Absicht, zu zeigen, daß man das Aufsteigen der Dünste aus andern Gründen erklären könne.

Er sagt, die Verdünnung derer Körper, die sich durch Hitze ausdehnen, gründe sich auf die Ausdehnung entweder der darin enthaltenen Luft, oder ihrer eignen Bestandtheile. Die Luft, welche durch ihre Ausdehnung, von denenjenigen Theilen, in welchen sie verdicket lag, sich heraustreibet, kann durch keinen Grad der Kälte wiederum in dieselbe Gränzen gebracht werden; aber die Bestandtheile der Körper, welche durch die Hitze sind ausgedehnet worden, können durch die Kälte wieder in ihre vorige Gränzen zusammengedrungen werden. Diese Hypothese unterstützet er mit zweyen Beyspielen. Salpeter, sagt er, sprenget in der Detonation sehr viele Luft aus; diese aber läßt sich nachher nicht wieder in denselben Raum zusammen drängen, wie solches erhellet, wenn man ein Paar Körner Schießpulver in einer unaufgeblasenen Blase anzündet. Das Wasser aber, welches durch eine blosse Ausdehnung seiner Theile zu einem Dunste verdünnet worden, schränket sich alsobald in seinen vorigen

Raum

Raum wieder ein, wenn in die Dampfmaschine nur ein kleiner Guß kaltes Wassers zugelassen wird.

Er nimmt an, daß in dem Dunste, welcher aus heissem Wasser aufsteiget, nicht die geringste Luft gemischet sey, daß dasselbe nur durch die Hitze specifisch leichter werde, als der allgemeine Dunstkreis, und so in derselben aufsteigen könne, ungeachtet es in keine mit verdünneter Luft angefüllete Bläschen geformet worden, wie einige geglaubet haben.

Wenn feuchtes Leinwand oder Papier auch in der kältesten Nacht an die Luft geleget wird, so wird es, wenn es weder frostig noch feucht Wetter ist, in wenig Stunden trocken werden. Dr. Darwin glaubt, es werde bloß dadurch trocken, weil hinlängliche Wärme vorhanden ist, das eingetrunkene Wasser zu einem Dunste zu verdünnen; und daraus schliesset er, daß auch nur ein sehr geringer Grad der Wärme zureichend sey, das Wasser solchergestalt zu verdünnen und leichter als die Luft zu machen.

Die Sonnenstrahlen theilen nur denen Körpern Hitze mit, welche die Strahlen zurückwerfen, brechen oder verschlucken: sie theilen derhalben der Luft keine Hitze mit, weil sie dieselbe frey durchwandern können, wie man durch einen Versuch erweisen kann. Wenn man Rauch oder irgend einen leichten Körper nahe an den Brennpunct

eines grossen Brennglases kommen läßt, woselbst ein jeder undurchsichtiger Körper würde in Kalk oder Glas verwandelt werden; so wird weder der Rauch noch leichte Körper in die Höhe steigen, wie er doch nach seinem Schlusse thun müste, wenn die Luft in dem Brennpuncte des Glases wärmer, oder mit andern Worten, dünner wäre als anderstwo. Aus diesem Grunde, welchen man meynet, durch obigen Versuch erwiesen zu haben, macht man den Schluß, daß durchsichtige Körper nur allein an ihren Oberflächen können erwärmet werden, und das vielleicht nach Proportion, als die Strahlenbrechung stärker oder schwächer ist. „Die kleinen „Dunstkügelchen, sagt Dr. Darwin, werden also „durch Brechung der Sonnenstrahlen beständig sich „warm halten, obschon der sie umgebende Dunst„kreis kalt bleibet, und so kann ein Dunst, ohne „Beystand des electrischen Feuers, in die Höhe „steigen.

Art. XXXI. Nachricht von einer neuentdeckten Art Schnepfen, von Herrn George Edwards.

Dieser Vogel, wovon eine Abbildung in Kupfer der Beschreibung beygefüget ist, wurde neulich zu Sowerby-Brücke, in Yorkshire geschossen. Er ist der gemeinen Schnepfe sehr ähnlich, und von derselben nur darin unterschieden, daß seine Klauen durch ein Gewebe mit einander verbunden sind,

wie

wie bey der Fulica, oder unserer kleinen Tauchendte.

Art. XXXII. Ist ein Versuch, zu erweisen, daß die Korallinen keine Thiere, sondern Gewächse seyn: von Job Baster, M. D.

Dieser Artikel wird durch verschiedene Abbildungen in Kupfer erläutert, ohne welche er nicht wohl kann verstanden werden. Die vornehmsten Gründe sind folgende:

1. Korallinen wachsen eben sowohl an Schiffen, Schleussenthüren und Boyers, als an Austern, Muscheln und Felsen im tiefen Wasser. Wären Korallinen ein Werk der Polypen, so würde folgen, daß wo nur Korallinen gefunden werden, daselbst auch Polypen seyn müssen, und zwar nach Proportion der Materie, die sie bereiten sollen. Nun aber findet man vielmehr Polypen in den Korallinen, welche an Felsen wachsen, als in denen, welche sich an den Schiffen setzen; die Korallinen sind also kein Werk der Polypen.

2. Wenn die Korallinen ein Werk oder Zellen der Polypen sind, so müsten diese sich auf eine gleiche Art an allen Stellen von jenen befinden: es giebt aber viele Korallinen, welche an dem Stamme mit Polypen bedecket sind, aber keine an den Aesten haben.

3. Wenn Korallinen ein Werk der Polypen sind, so muß eine jede besondere Art Polypen auch

allezeit eine besondere Art Korallinen verfertigen; man weiß aber, daß eine und dieselbe Koralline verschiedene Arten Polypen beherberge: die Koralline ist also eine Pflanze.

4. Wie auf einer und derselben Koralline verschiedene Arten Polypen angetroffen werden; so findet man auch hinwiederum auf verschiedenen Korallinen einerley Art Polypen. Da Wespen und Bienen ihre Zellen allezeit unveränderlich auf dieselbe Weise bauen; so läßt daraus sich schliessen, daß, wenn unterschiedene Polypen in einer und derselben Koralline, und einerley Polypen in unterschiedenen Korallinen gefunden werden, die Koralline weder in dem einen, noch in dem andern Falle ein Haufe von Polypen gebaueter Zellen seyn könne.

5. Wären Korallinen Zellen der Polypen, so würden keine Polypen seyn, wo keine Koralline ist.

6. Die Bläschen, welche in regelmäßigen Reihen an den Seetannen-Korallinen im Winter gefunden werden, und welche zu den Polypen gehören sollen, sind zufällige Dinge, und nichts anders als Eyer von Seeinsecten.

7. Ein Ast einer rothen Koralline, welcher einige Wochen lang, in Meerwasser aufbehalten wurde, wuchs sehr stark, ungeachtet das Wasser

beständig verändert wurde. Diese Koralline war derhalben wenigstens eine Pflanze.

Art. XXXIII. Beantwortung des vorhergehenden Artikels, von Herrn John Ellis.

1. Die Korallinen, welche an den Schiffen, Schleusen und Boyen sitzen, sind der Schüttelung ausgesetzet, wodurch die Polypen können getödtet werden.

2. Die Polypen sind über die ganze Koralline gleich ausgebreitet: aber Doct. Baster hat über sie hingesehen an denen Stellen, wo er meynete daß sie auf den Aesten fehleten, weil er sie nur auf der Oberfläche der Koralline gesuchet hat, in der festen Einbildung, daß die Koralline eine Pflanze wäre: hätte er aber den inneren holen Bau der Aeste beschauet, so würde er darin ein Thier gefunden haben.

3. Es ist ein Versehen des Herrn Baster, wenn er geglaubet hat, daß eine und dieselbe Koralline unterschiedene Polypen beherberge; welches daher entstanden, daß er eine Conferva, welche mit kleinen Korallinen umgeben gewesen, für eine Koralline, und eine Rinde, womit eine Röhrenförmige Koralline bedecket gewesen, für einen Theil ihres Urstoffes angesehen.

4. Es ist ebenfalls ein Irrthum, daß eben dieselben Polypen auf unterschiedenen Korallinen sollten angetroffen werden; indem der Doctor den-

jenigen Theil der Polype, welchen man erblicket, wenn sie sich aus ihrem Gehäuse heraus strecket, für das ganze Thier angesehen hat. Obwohl nun jene Theile einerley Ansehen in unterschiedenen Korallinen haben, so sind doch die ganzen Körper der Thiere an mancherley Korallinen, beydes an Grösse und Gestalt, weit von einander unterschieden.

5. Wenn Korallinen von gewissen Arten der Polypen gebauet werden; so kann es andere Arten der Polypen geben, welche sich an andere, selbst an thierische Körper hängen. Der Schluß also, welchen Doct. Baster hier machet, folget nicht aus den Vordersätzen.

6. Es ist ein Irrthum, daß die Bläschen, welche für den Eyerstock der Polypen gehalten werden, sollten Eyer von Seeinsecten seyn, wie aus einer mit Ueberlegung angestelleten Betrachtung derselben durch ein Vergrösserungsglas erhellet. Denn das Vergrösserungsglas entdecket uns eine Oefnung, vermittelst welcher die Blase, oder der Eierstock, durch die Haut, mit der Mutterpolype verbunden ist. Man hat gesehen, daß der Leich der Polypen aus denselben herausgekommen; ja man hat wahrgenommen, daß einige davon junge Polypen mit schon geförmten Armen gewesen, welche sich ausdehneten wie sie von der Blase abfielen.

7. Der

7. Der vermeinte Ast einer rothen Koralline, welchen der Doctor in dem oft verwechselten Seewasser gesehen hat, war keine wirkliche Koralline, wie aus seiner eignen Abbildung zu ersehen ist; sondern der fucus teres rubens minus in longum protensus, in Rays Synopsis.

Herr Ellis füget, zum Erweis, daß Korallinen wirkliche Thiere seyen, hinzu, daß sie, wenn man sie verbrennet, einen scharfen, flüchtigen und alkalinischen Geruch von sich geben, dergleichen von verbrannten Horn, Haar oder Austern kommt: da hergegen ein verbrannter fucus und conferva einen Geruch von sich giebt, welcher demjenigen, der aus den gemeinen Erdgewächsen entsteht, nicht unähnlich ist. Der häutige Theil, selbst von einer steinigten Koralline, welcher übrig bleibet, wenn man die kreidartige Decke durch Eßig aufgelöset hat, giebt denselben thierischen Geruch als andere Korallinen.

Art. XXXIV. Nachricht von einem ausserordentlichen mechanischen Versuch, auf dem Schiffswerfte zu Portsmouth.

Diese ausserordentliche Operation bestund darin, daß man das Vordertheil des Schiffes Royal-William durch Keile und Schrauben in die Höhe brachte. An jeder Schraube arbeiteten 8 Mann, zween an jedem der 4 Enden von zween Queerstangen

stangen, welche 12 Fuß 8 Zoll lang waren, und 65, 485 Pfund in die Höhe huben. Ein jeder Keil, woran nur ein Mann arbeitete, hub 4530 Pfund auf. Dieses ist viel, aber doch weniger als man durch Versuche wohl aufgehoben hat.

Art. XXXV. Beobachtungen bey einem nächtlichen Sonnenregenbogen.

Sonntags, den 5 Brachm. 1757, ungefehr 20 Minuten nach der Sonnenuntergang erschien ein Regenbogen in der von der Abenddämmerung dunkeln Luft, auf einem Felde bey Islington, etwa eine halbe Meile Nordwerts dem obern Wasserbehälter des New-riters, oder neuen Wasserleitung. Er stand in der Gegend des Himmels, welche der untergegangenen Sonne gegen über steht, und war viel höher als sonst ein Regenboge. Man sahe, daß er ein voller halber Zirkel war, obwohl die untersten Enden auf einige Grade von dem Horizonte abstunden. Er schien aus dem Rauche, Nebel und Dünsten, welche aus London und den Vorstädten in die Höhe stiegen, entstanden zu seyn, und blieb etwa 15 Minuten sichtbar, bis er, da die untersten Enden sich allmählich von der Erde erhoben, nach dem Maasse die Sonne sich unter den Horizont senkete, endlich ganz verschwand. Bey dem Anfange seiner Erscheinung war der Mittelpunkt des Bogens über dem Horizonte,

zonte, und die Farben dieselben als in einem ordentlichen Regenbogen, nur etwas schwächer.

Art. XXXVI. Die Wirkungen der Opuntia oder eine indianische Feige und der Indigopflanze, in Färbung der Säfte lebendiger Thiere.

Man siehet aus dieser Schrift, daß das Essen der Opuntia den Urin zweyer Kinder roth gefärbet, und der Milchrahm einer Schwarzen röthlich davon geworden. Man lernet auch, daß der Milchrahm und Urin etlicher Kühe, welche die Indigopflanze gefressen hatten, blau geworden. Man hoffet, daß man aus der Opuntia, welche in Carolina sehr häufig wächst, eine schöne reiche Farbe zuwege bringen könne.

Art. XXXVII. Nachricht von einem Schauer schwarzen Staubes, welcher den 20 Weinm. 1755 auf die Insel Zetland niedergefallen: von Hrn. William Brown, Lehrer an den untern Schulen in dem Lande.

Herr Brown erzählet, daß zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags, wie der Himmel neblicht war, welches daselbst gemeiniglich ein Vorbote eines Donnerwetters ist, ein Staub wie Kühnruß auf das ganze Land gefallen, wovon die Gesichter, Hände und das Leinwand aller derer die sich auf freyen Felde befunden, schwarz geworden, und welcher einen starken Schwefelgeruch gehabt.

Man glaubte anfänglich, daß er von einem Ausbruches des Berges Hekla in Island, welcher ungefähr 600 englische Meilen davon entfernet ist, käme: allein der Wind blies aus der entgegenstehenden Gegend. Diese Nachricht wird auch von verschiedenen andern glaubwürdigen Personen bestättiget. Sie wurde der königl: Gesellschaft mitgetheilet durch Herrn Andrew Mitchell, Bar. von Westshors.

Art. XXXVIII. Beschreibung einiger Thermometer, die zu besondern Gebräuchen eingerichtet sind; von Lord James Cavendish.

Die besondern Gebräuche dieser Thermometer sind, 1) den höchsten Grad der Hitze, welcher sich in Abwesenheit des Beobachters ereignet, zu zeigen. 2) Die höchste Kälte anzuweisen, welche sich an irgend einem Orte, wo man das Instrument gelassen hat, zuträgt. Da die Verfertigung dieses Instruments sich nicht hinlänglich, ohne Kupferstich vorstellen läßt, so verweisen wir den Leser zu der Schrift selbst.

Art. XXXIX. Enthält eine Beschreibung zweer Zwillingschwestern aus Ungarn, welche in London, 1708 sich öffentlich haben sehen lassen, wie sie ungefehr 8 Jahr alt waren. Sie waren hinten, von der Mitte des Rückens an bis da die Beine sich theilen, an einander gewachsen; so daß, wenn die eine vorwerts gieng, die andere rückwerts

ge-

gehen mußte, und wenn die eine sich niederbückte, die andere von der Erde aufgehoben wurde. Sie waren sehr lebhaft und die eine redete viel. Sie hatten an keiner Stelle ein gemeinschaftliches Gefühl, als nur daselbst, wo sie an einander gewachsen waren. Sie konten lesen, schreiben und sehr artig singen. Sie redeten drey Sprachen, die Ungarische, Hoch- und Nieder-Teutsche und Französische; und wie sie hier waren, lerneten sie auch die Englische. Ihre Angesichter waren sehr schön, und überhaupt wohl gebildet. Sie liebten eine die andere sehr zärtlich und wie die eine im 22 Jahre starb, überlebete die andere sie nicht lange.

* *

Fortgesetzter Auszug
aus B. L. Th. I.
der Philosophischen Transactionen.

(Gentl. Magaz. 1758. Nov. S. 523.)

Art. XL. Betrachtungen über den Ursprung und Gebrauch der Wassergefässe (Vasa Lymphatica) in den thierischen Körpern, von Mark Akinside, M. D.

Nachdem Doct. Akinside der Meynung des grossen Boerhave und verschiedener neuer Physiologen einige Gründe entgegen gesetzet, stellet er

seine

seine eigne Gedanken vor, welche darin bestehen: daß die Wassergefässe überhaupt ihren Ursprung haben zwischen den kleinen Höhlen der zellichten Substanz der Muskeln, zwischen den schleimichten Bläschen der Sehnen und den membranösen Behältnissen und Gängen der grössern Drüsen: daß derselben äusserste Spitzen oder Wurzeln aus diesen Höhlen diejenige Feuchtigkeit, welche daselbst aus den äussersten Röhren der Schlagadern ausdünsten, einsaugen, eben wie die Milchgefässe, welche nichts anders als die Wassergefässe des Gekröses (Mesenteriums) sind, dasselbe auf der hohlen Oberfläche der Gedärme thun: daß diese kleine einsaugende Gefässe, welche nach und nach sich eins in das andere ergiessen, zuletzt einen Wasserast machen, welcher mit Valveln, die das Zurücktreten der Feuchtigkeit verhindern, versehen ist; und daß diese einförmig von den äussersten Spitzen und den Eingeweiden sich ablenken, um das Wasser, oder den feinen Dunst, womit dieselbe stets feucht gehalten werden, dem Blute wieder zuzuführen. Diese Einrichtung ist zur Erhaltung des Lebens und der Bewegung von unumgänglicher Nothwendigkeit; da zu gleicher Zeit die wechselsweise Einsaugung solcher Feuchtigkeit durch die Wassergefässe, nicht weniger nothwendig ist, das Blut in gehöriger Flüßigkeit zu erhalten, und die Fäulung zu verhindern, welche unfehlbar erfolgen würde,

würde, wenn dieser thierische Dunst in den Höhlen, wo er sich absondert, still stehen bliebe.

Art. XLI. Ein Schreiben, betreffend die Abweichung der Magnetnadel, mit dazu gehörigen Tabellen, welche den Erfolg von mehr als funfzig tausend Beobachtungen, in sechs periodischen Vergleichungen, von 1700 bis 1756, enthalten, und auf jede fünf Grade der Breite und Länge derer Meere, die am meisten beschiffet werden, eingerichtet sind; von William Mountain, und James Dodson, d. K. G. M.

Aus diesem Briefe erhellet, daß unter dem Aequator 40 Gr. östlicher Länge von London, die stärkeste Abweichung in allen 56 Jahren $17\frac{1}{2}$ Gr. West, und die geringste $10\frac{1}{2}$ Gr. W. sey: und im 15 Gr. N. B. im 60 Gr. westlicher Länge von London, die Abweichung beständig 5 Gr. Ost gewesen. An andern Oertern aber ist es ganz anders gewesen. Denn im 10 Gr. S. B. und 60 Gr. O. L. von London, hat die Abweichung von 17 Gr. W. bis $7\frac{1}{4}$ Gr. W. abgenommen: aber im 10 Gr. S. B. und 5 Gr. W. L. von London hat sie $2\frac{1}{4}$ Gr. W. bis $12\frac{3}{4}$ Gr. W. zugenommen; und im 15 Gr. N. B. im 20 Gr. W. L. hat sie von 1 Gr. W. bis 9 Gr. W. zugenommen.

Noch ausserordentlicher aber verhält es sich in den indianischen Meeren unter dem Aequator, als

woselbst

woselbst im 40 Gr. O. L. die Abweichung im Jahre 1700 genau dieselbe als im Jahre 1756 gewesen: und im Jahre 1700 schien die westliche Abweichung regelmäßig abzunehmen vom 50 Gr. O. L. zum 100 Gr. O. L. Aber im Jahre 1756 nahm die westliche Abweichung so geschwind ab, daß man im 80, 85 und 90 Gr. O. L. eine östliche Abweichung, und dabey im 95 und 100 Gr. O. L. wiederum westliche Abweichung hatte.

Dies ist die Unregelmäßigkeit, welche die Erfahrung in der Abweichung der Magnetnadel entdecket hat; und sie ist so groß, daß man schwerlich glauben kann, daß sie sich gänzlich unter einem allgemeinen und einförmigen Gesetze stehe. Sollte ein solches Gesetz entdecket werden, so wird eine Vergleichung als hier gemacht worden, nothwendig seyn zu beweisen, daß die Regeln zur Ausrechnung der Abweichung in künftigen Zeiten, welche auf eine solche Entdeckung gegründet sind, richtig seyn. Sollten sie aber nicht entdecket werden, so wird eine solche Vergleichung, wenn sie regelmäßig fortgesetzet wird, von überaus grossen Nutzen seyn, so lange Handel und Schiffart in der Welt seyn wird. Eine solche Fortsetzung wird deswegen den Mitgliedern der Gesellschaft, und jedermann, der zu bequemen Zeiten, Musse und Fähigkeit dazu hat, aufs nachdrücklichste empholen.

Die Tabellen, welche 15 Seiten in Quart anfüllen, müssen in den Transactionen selbst gesuchet werden.

Art.

Art. XLII. Nachricht von etlichen ausserordentlichen Geschwülsten auf dem Kopfe eines Arbeitsmannes, der itzt, oder noch vor kurzen, im Bartholomäus Hospital sich befunden.

Der Kranke, Nahmens John Tomlüson, war gebürtig von Rotherham in Yorkshire, und zur Zeit, da diese Nachricht geschrieben worden, etwa um Weyhnachten 1757, 25 Jahr alt. Wie er ein Kind von ungefehr 5 Jahren war, bekam er von einem seiner Spielgesellen einen Schlag oben auf dem Kopfe, und er glaubet, daß derselbe diese Geschwülste verursachet habe. Wann aber dieselbe sich zuerst gezeiget haben, wird nicht gemeldet, wiewohl aus einigen Stellen der Nachricht sich schliessen läßt, daß sie schon zum Vorschein gekommen, wie er noch ein Knabe gewesen. Eine von diesen Geschwülsten erhub sich an dem Orte, wo er den Schlag bekommen hatte, in senkrechter Richtung, oben auf dem Scheitel des Hauptes, ungefehr 4 Zoll hoch, und 7 Zoll im Durchmesser nach unten, woselbst sie einen knörplichten Rand ist. Nachdem diese Geschwulst, welche die erste war, die zum Vorschein kam, sich über den ganzen Scheitel gezogen hatte, breitete sie sich nach und nach niederwerts über die rechte Schulter, und vorwerts über die Stirn derselben Seite aus, bis sie sich, als eine lose und weiche Substanz,

über

über die ganze rechte Seite des Gesichts und der Schulter ausdehnete. Sie war von dem Fusse der senkrechten Geschwulst bis zum untersten Ende der weichen Substanz volle 10 Zoll lang. Aus der Mitte dieses herabhangenden Auswuchses, an dem Gesichte, entstund eine andere Geschwulst, in der Grösse von $1\frac{3}{4}$ Zoll mit $1\frac{1}{2}$ Zoll. Bald hernach wuchs noch eine Geschwulst an dem rechten Nasenloche heraus, welche zween Zoll lang und zween breit war: in kurzer Zeit kam noch eine an der inneren Seite der grossen Geschwulst am Grunde zum Vorschein, welche vermittelst eines schmalen Halses an demselben hieng. Diese sahe aus wie ein Gänseey, und war $4\frac{1}{2}$ Zoll lang, und 3 Zoll breit. Diese waren es noch nicht alle. Denn wann man den weichen Theil der grossen Geschwulst mit der davon hangenden aufhub, zeigete sich noch ein andere Geschwulst, welche an dem unteren Augenliede, das von der grossen Geschwulst bedecket war, herausgewachsen war. Das Gewicht dieser Geschwulst, welches an Grösse derjenigen, die als ein Gänseey an dem grossen Auswuchse hieng, gleich war, hatte das Augenlied 7 bis 8 Zoll niedergezogen und ausgedehnet, wiewohl das Auge selbst helle und gesund blieb. Unten an der Nase, unter dem obersten der 3 kleinern Geschwülste, entstand eine grosse Ader, welche ihre Aeste zu der senkrechten Geschwulst, und zur Rechten an der

obern

obern Seite der daran hangenden grössern Geschwulst, hinaufschickete.

Dieser Mann war unter der Cur des Wundarztes Hrn. Crane, zu der Zeit, da diese Nachricht aufgesetzet worden, die Eyähnliche Geschwulst, und diejenige, welche an dem unteren Augenliede hieng, abgenommen hatten. Er war Vorhabens, mit dem ehesten auch diejenige, welche an dem Nasenloche hieng, abzulösen, und damit fortzufahren, bis er mit allen kleineren Geschwulsten fertig wäre, worauf er sich wegen der grossen bedenken wolte. Die Substanz der abgeschnittenen war lauter Fett, und in der untersten nicht das geringste Zeichen von Blut zu sehen: wie man aber die, welche an dem Augenliede hieng, absonderte, wurde ein Blutgefäß durchgeschnitten, worauf ein starkes Verbluten erfolgete, welches doch durch die gewöhnliche Mittel sich stillen ließ, so daß die Wunde in kurzer Zeit geheilet wurde.

Wir sind begierig den Ausgang dieses ausserordentlichen Vorfalls zu erfahren. Während der Zeit dürfen wir die gründliche Anmerkungen des Herrn Dr. Parson dem Leser nicht vorenthalten.

Es ist, sagt er, ein grosser Unterscheid zwischen den bösen Folgen, den ein Schlag bey einem Kinde, und einen erwachsenen hat. Eine Geschwulst die aus einem Schlage bey einer erwachsenen Person entsteht, bleibet an ihrer Stelle beschränket, weil

die festen Theile schon so hart geworden sind, daß keine weitere Ausbreitung Platz hat. Hergegen bey Kindern sind alle Theile in einem stetigen Wachsthum, die Gefässe vergrössern ihren Durchmesser, und führen immer mehr und mehr Nahrung nach allen Stellen, bey welcher Vertheilung derselben stets ein solches Gleichgewicht beobachtet wird, daß, wenn der Lauf der Natur durch keine äusserliche Zufälle gehemmet wird, die gehörige Proportion bey jedem Theile, unter dem Wachsen, erhalten wird. Wann aber bey einer solchen Person durch einen Streich eine Geschwulst ohne Verwundung verursachet worden, und keine Vereiterung darauf erfolget, so werden die geschwollene Theile weicher, das Gleichgewicht wird aufgehoben, und es gehet ein stärkerer Zufluß der Säfte dahin: der gehörige Widerstand wird vermindert, und es entsteht daher in dem verletzten Theile ein stärkeres Wachsthum als in den übrigen Theilen des Körpers, welches nothwendig so lange anhalten muß, als die Person selbst im Wachsthum stehet. Bey dieser Person hat das übermäßige Wachsthum sich mit auf die Adern, ja gar auf die Knochen der Stirn erstrecket: und was die Decken und Membranen betrift, so können dieselbe sich fast ohne Schranken ausdehnen, wie an einer jeden magern Person, welche fett wird, zu ersehen ist.

Art. XLIII. LVII. LVIII. Diese enthalten Streitschriften zwischen Herrn Forster, Pred. zu Great-Schefford, und Dr. Brakenridge, betreffend die Anzahl und Vermehrung des Volks in England. S. Brem. Mag. B. 2. S. 373.

Da dieser Streit bald wird ausgemachet werden durch den Bericht der zur Fenstertaxe verordneten Beamten, welche Befehl haben, ein genaues Verzeichniß aller sowohl Hütten als taxirten Häuser in eines jeden Districte zu liefern; so wird der Welt wenig damit gedienet seyn, ihr die Gründe, womit diese Herren ihre Meynungen behaupten, vor Augen zu legen. Die eigentliche Sache, worüber sie uneins sind, betrift die Anzahl der Hütten, deren Herr Forster 400,000 mehr rechnet, als Herr Brakenridge.

Art. XLIV. Merkwürdiger Vorfall, betreffend ein Aneurisma an der Hauptschlagader des Schenkels, so aus einem Falle entstanden, von John Warner.

Wenn die Häute einer Schlagader aus Schlaffheit oder einer andern Ursache widernatürlicher Weise ausgedehnet, wenn sie verwundet oder dergestalt einen Bruch bekömmt, daß dasjenige, was sie vorhin unter den benachbarten Bedeckungen in sich hielten, herausläuft; so entstehet nothwendi-

ger Weise eine Geschwulst, und diese nennet man ein Aneurisma.

Man unterscheidet überhaupt ein Aneurisma von andern Geschwülsten durch den Pulsschlag.

Allein die Austretung (Extravasation) des Blutes aus den Schlagadern verursachet auch wohl eine Geschwulst mit Pulsschlag, welches ein falsches Aneurisma genennet wird. Es giebt auch verschiedene Ursachen, welche den Pulsschlag in den Aneurismen verhindern, weswegen es ungemein schwer ist, in jedem Vorfalle mit Gewißheit zu bestimmen, ob die Geschwulst aneurismatisch sey oder nicht. Diese Schwierigkeit zu beweisen, beschreibet Herr Warner folgenden Vorfall:

Im Jahre 1756 im Christm. bekam John Yates, ein Mann von etwa 35 Jahren, einen Stoß an und neben dem Knie, indem er von dem Rücken eines andern herabfiel. Die unmittelbare Folge dieses Falles war eine starke Verlähmung und Pein. Nach etwa 6 Wochen stellete sich eine wässerichte Geschwulst an der Wade ein, welche in wenig Tagen ihm das Gehen verbot. Sie wuchs ungefähr 8 Wochen immer an, und stieg so hoch hinauf, daß sie den grössesten Theil des Schenkels angriff. Alles war voller Schmerzen, doch besonders die Gegend um das Knie.

Am 28 April 1757 wurde er ins Hospital genommen; und dazumal war der Schenkel ungemein

dick

dick aufgeschwollen. Die Geschwulst war eben, und erstreckete sich von der innern Seite des Knies bis nahe an die Scham. Die Integumente hatten allenthalben ihre natürliche Farbe. Wenn man die Geschwulst an der innern Seite drückete, war sie weich anzufühlen, aber die oberen und unteren Theile waren steinhart. Innerhalb und an den Seiten war eine sichtbare Fluctuation, man vermerkete aber nicht den geringsten Pulsschlag. Die Geschwulst des Beins unter dem Knie war nunmehr gänzlich vertheilet, aber die Pein war so heftig, daß sie dem Kranken allen Schlaf benahm: Er war sehr abgezehret, der Appetit schlecht, die Farbe blaß, und er hatte ein schleichend Fieber, welches sich erst etwa 5 Wochen nach seiner Aufnahme im Hospital äusserte.

Zehn Tage hernach, da die Geschwulst und deren Zufälle stets dieselbe blieben, machte Herr Warner einen Einschnitt an der erhabensten und am meisten schwappenden Stelle der Geschwulst, aus welchem ein Strom dünnes und klares Blutes herausstürzete, welches ihm allererst die wahre Beschaffenheit seiner Krankheit bekannt machte. Er verstopfete augenblicklich die Wunde mit geschabter Leinwand, und legte in möglichster Geschwindigkeit eine enge Bandage um den Schenkel, nahe an der Scham, und damit dieselbe nicht brechen möchte, legte er eine zweyte etwas niedriger

an, worauf er das Bein stehendes Fusses hinweg schnitte. Der Mann fiel unter der Operation in Ohnmacht, kam aber bald wieder zu sich selbst. Die Wunde wurde geheilet, und der Kranke ganz gesund entlassen.

Art. XLV. Fernere Versuche die Dämpfe zu vermehren.

Art. XLVI. XLVII. XLVIII. Anmerkungen über verschiedene Verfinsterungen. Hievon läßt sich kein Auszug geben.

Art. XLIX. Ein merkwürdiger Vorfall, welcher die Kraft der Fieberrinde beym kalten Brande erweiset, von Herrn Grindall, Wundarzte, des London-Hospitals.

Dieser merkwürdige Vorfall kann, ausser daß er die Tugend der Fieberrinde entdecket, zu noch einer andern wichtigen Absicht dienen. Er zeiget in einem recht schrecklichen Beyspiel die äusserste Thorheit und Gefahr dererjenigen, welche Arzeneyen verschlucken, die von den nahmlosen und unwissenden Betrügern verkaufet werden, welche, wie Shakespear sagt, nicht allein mehr Menschen tödten, als die Diebe bestehlen, sondern beydes Geld und Leben rauben. Ich rede von denen Mördern, welchen, da man durch eine unbegreifliche Nachläßigkeit den Schaden, welchen sie verursachen, nicht sehen will, man nicht allein erlaubet, über die Gesetze hinwegzugehen, sondern auch hochobrigkeitliche

Frey-

Freybriefe giebt, Gift für baar Geld zu verkaufen. Indessen hat das Publicum nicht allein das Vermögen, auch ohne richterlichen Beystand, diesem Uebel zu steuren, sondern wird es auch wirklich und kräftig thun, wenn dieses Beyspiel die Leute künftig abschrecken wird, die so genannten Arcana der Barbierer, Hausirer und Quacksalber, ich sage der pöbelhaftesten, dummesten und schädlichsten von allen Menschen, zu verschlingen.

Mary Alexander, eine Person von etwa 31 Jahren, zu Whitechappel, wurde den 30 May 1757 von einem täglichen Wechselfieber angegriffen. Die Kälte fieng täglich um 3 Uhr Nachmittages an, und daurete beynahe zwo Stunden. Auf die Kälte folgete die Hitze, und auf diese ein sehr starker Schweiß. Am siebenten Tage hernach, nämlich den 6 Brachm. gab ihr ein Barbierer zu Bow zwo Gläser, deren jedes ungefehr anderthalb Unzen eines blaßgelben Saftes, den man nachher eine Myrrhentinctur zu seyn befunden hat, enthielte, mit der Vorschrift, daß eins alsobald, das andere aber des folgenden Tages, wann die geringste Hitze wiederkommen würde, zu nehmen. Das arme Mensch nahm die erste Dose desselben Tages, nachdem sie die Kälte ungefehr eine Viertelstunde gehabt hatte. Sobald sie dieselbe hinunter gebracht hatte, war es, als ob sie Feuer im Magen hätte. Die Kälte verließ sie augenblicklich, dagegen wurde

sie von einem heftigen Fieber angegriffen, welches mit einer brennenden Hitze und unauslöschlichen Durste bis des folgenden Morgens, den 7 Brachm. anhielte, da ein Schweiß ihr ein wenig Linderung verschaffete. Nachdem sie aufgestanden war, fühlete sie ein heftiges Jucken in den Händen, Füssen und der Nase, und bald darauf empfand sie in diesen Gliedern eine Erstarrung, die derjenigen ähnlich war, wann man sagt, daß ein Glied schlafe. Des Abends fiengen die Nägel beydes an Händen und Füssen an schwarz zu werden, und das Fleisch an denselben wie auch an der Nase sahe dunkelroth aus, wie die Haut bey kaltem Wetter auszusehen pflegt; welche Veränderung der Farbe mit grossen Schmerzen begleitet gieng. Nunmehr ward ihr bange, so daß sie ungefehr um 9 Uhr einen Apotheker rufen ließ. Weil dieser nicht zu Hause war, kam sein Geselle zu ihr, welcher, ausser den itzbenannten Zufällen, auch eine Beschwerlichkeit des Athemholens an ihr bemerkete. Gegen dieselbe verordnete er ihr eine Mixtur Sperma Ceti und Ammoniak, welche sie nach und nach nehmen sollte: man weiß aber nicht, ob er ihr auch ein Mittel gegeben wider das Uebel in den Händen und Füssen, welches, sowohl als das an der Nase, acht Tage nach einander immer ärger wurde; in welcher ganzen Zeit der Apotheker sich nicht einmal bemühete sie selbst zu besuchen, weil kein ander Beweggrund

als

als Menschenliebe und Wißbegierde vorhanden war, der ihn antreiben konte zu einen so armen Patienten zu gehen. Welcher von beyden ihn doch endlich dazu vermocht habe, ist unnöthig zu untersuchen. Indessen besuchte er sie den 16. zum ersten male, und fand ihre Hände, Füsse und Nase ganz schwarz, mit vielen kleinen Blattern auf denselben, welche mit schwärzlichen blutigen Wasser angefüllet waren. Er öfnete die Blattern, ließ die Feuchtigkeit daraus laufen, und verband sie mit gelben Basilicum; dies war alles was er bis zum 20 that, wie er, weil er keine Besserung verspürte, ihr einen Trank von Fieberrinde gab. Durch diese Arzeney schien die Ersterbung etwas aufgehalten zu werden: wie es aber ein böser Zufall war, gab er ihr aus Vorsichtigkeit den Rath in ein Hospital zu gehen.

In solchen Umständen wurde sie hier aufgenommen, und alsobald die Chinakur mit ihr angefangen, wobey sie alle 4 Stunden ein Drachma der Rinde in Pulver nahm, und nach 48 Stunden zeigete sich eine völlige Vereiterung aller erstorbenen Theile. Darauf wurde verordnet, daß sie dieselbe nur dreymal in 24 Stunden nehmen sollte, welches die Wirkung hatte, daß die Theile über dem Brande sich in einem natürlichen Zustande befanden.

Allein nunmehr waren die erstorbene Theile so ekelhaft geworden, daß die arme Kranke selbst bat, sie abzunehmen. Die Nase war schon von selbst abgefallen; und den 12 Heum. nahm Herr Grindall beyde Hände ab, wobey er fast nichts zu thun hatte, als die Knochen abzusägen, indem die Natur bey Hemmung der Ersterbung, auch das Bluten gehemmet hatte. Ein oder zween Tage hernach nahm er auch die Zähen von beyden Füssen weg, und da die verwundete Theile sich gut zur Heilung anliessen, hörete man mit dem Gebrauche der China auf: aber 5 Wochen hernach fingen sie plötzlich an schwarzgelb auszusehen, die Kranke verlohr den Appetit, und wurde fieberhaft. Man nahm wiederum zur China seine Zuflucht, und nachdem sie in 36 Stunden eine Unze genommen hatte, sahen die Schwären wiederum gut aus. Sie fuhr mit dem Gebrauche dieser Arzeney, zweymal des Tages, einen Monat lang fort, und die Genesung nahm ordentlich, aber langsam, zu. Innerhalb 7 Wochen heileten die Theile des Angesichts, wo die Nase erstorben war, zu, und die Füsse, welche zuletzt genasen, wurden auch bald darauf heil.

Es ist zu hoffen, daß einer oder ander, der diese Nachricht liesel, einen dergleichen Unglück entgehen könnte; in welchem Falle dieses unglückliche Opfer der Quacksalberey, ihre Hände, Füsse und

Gesicht

Gesicht nicht gar umsonst würde verlohren haben. Dies ist wirklich die einzige Betrachtung, welche den Kummer lindern kann, welchen ihr unglücklicher Zufall, bey allen denen, in deren Herzen der Eigennutz noch nicht alles Mitleiden ausgerottet hat, erwecken muß.

* *

Beschluß
des Auszugs aus B. L. Th. I. der
Philosophischen Transactionen.

(Gentl. Mag. 1758. Dec. S. 575.)

Art. L. Anmerkungen über die Steinbrechende Kraft des Carlsbader Wassers, Kalkwassers, und der Seife: nebst einem Beyspiele einer durch Electrisiren geheileten Verlähmung.

1. Die Anmerkungen über das Carlsbader Wasser, Kalkwasser und die Seife, haben die Absicht zu erweisen, daß das Kalkwasser von Austerschalen, und eine Auflösung des inwendigen der spanischen Seife, so gar ein jedes absonderlich, eine größre Kraft den Stein aufzulösen haben; als das Wasser zu Carlsbad. Es werden verschiedene Versuche angeführet, welche diese Anmerkungen gegen diejenige Versuche behaupten, welche

vorhin

vorhin vom Dr. Springfeld, in seiner Commentatio de praerogatiua thermarum Carolinarum, gemachet worden; worin er glaubet erwiesen zu haben, daß die auflösende Kraft des Carlsbader Wassers grösser sey als des Kalkwassers oder der Seife.

2. Der electrische Artikel ist ein Bericht des Dr. de Whyt zu Edenburg an Dr. Pringle, welcher sich gründet auf das Zeugniß des Herrn Patrick Brydone zu Coldingham, in der Grafschaft Berwick, welcher den Versuch gemacht hat; und ferner bestätiget wird durch Elisabeth Foster, desselben Ortes, an welcher der Versuch gemacht worden. Herr Brydones Vater, Prediger zu Coldingham, und Herr Allan, Prediger zu Eyemouth, in der Nachbarschaft.

Elisabeth Foster, die Kranke, ein armes unverheyrathetes Fraumensch, itzo von ungefehr 33 Jahren, wurde vor etwa 15 Jahren von einem heftigen Nervenfieber mit einer Beschwerlichkeit des Athemholens, welches ihr Leben in grosse Gefahr brachte, angegriffen. Sie konnte nicht allein sich nimmer wiederum von den Schwachheiten, welche diese Krankheit nachließ, völlig erholen; sondern wurde auch im Jahre 1755 aufs neue von demselben Fieber angefallen. Nach diesem Anstoße vermehreten sich die Uebel der Nerven und endigten sich zuletzt in eine Verlähmung, wovon

zuweilen

zuweilen der Arm, zuweilen das Bein der linken Seite dergestalt angegriffen wurde, daß dieselbe alle Bewegung, doch nicht die Empfindung, verlohren. Im August 1756 wurde die linke Seite sowohl der Empfindung als Bewegung beraubet. Der Kopf wankete, die Zunge stamlete, und das linke Auge wurde so dunkel, daß sie nach Schliessung des rechten keine Farbe von der andern unterscheiden konnte. Ausserdem wurde sie oft von einer solchen allgemeinen Kälte und Unempfindlichkeit angegriffen, daß man nicht recht wuste, ob sie lebendig oder todt wäre. Dieser klägliche Zustand ließ um so viel weniger Hofnung übrig, weil ihr Vater verschiedene Jahre verlähmet gewesen und endlich davon gestorben war.

Wann die allgemeine Kälte und Unempfindlichkeit vorbey war, konnte sie wiederum bey Leute kommen, und den rechten Arm und Bein gebrauchen. In einer dergleichen Zwischenzeit ließ sie sich aufrecht halten, daß sie im Stehen die electrischen Stösse empfangen konnte, indem sie die Flasche in der rechten Hand hielte, mittlerweile man ihr half mit der linken den Flintenlauf anzurühren. Nachdem sie verschiedene starke Stösse bekommen, fühlte sie mehr Leben bey sich als gewöhnlich, und empfand eine Wärme, und stechende Pein im linken Bein und Arm, welche sich allmählich über diese ganze Seite verbreiteten. Wie

sie

sie die Operation noch einige Minuten länger ausgestanden, rief sie voller Freuden aus, sie fühlete ihren Fuß am Boden. Dies ermunterte den Arzt dergestalt, daß er der Kranken des Tages ungefehr 200 Stösse geben ließ. Der Erfolg war, daß das Beben des Kopfes nach und nach abnahm, bis es gänzlich aufhörete. Sie konnte ohne Unterstützung stehen; vergaß, wie sie das Zimmer verließ, eine von ihren Krücken, und gieng, ohne daß man ihr sonderlich helfen durfte, in die Küche. Diese Nacht blieb sie wohl, und schlief besser als sie viele Monate vorhin gethan hatte; um Mitternacht aber überfiel sie eine plötzliche Ohnmacht, und sie empfand einen starken schwefelichten Geschmack im Munde: indessen wurde sie von beyden befreyet wie sie ein wenig Wasser getrunken. Wie des folgenden Tages das Electrisiren wiederholet wurde, nahm ihre Stärke unter der Operation merklich zu; und nachdem dieselbe geendiget war, gieng sie nicht allein ohne Beyhülfe eines Stabes umher, sondern konnte auch ein Gewicht von etlichen Pfunden mit der linken Hand, welche so lange verlähmt gewesen, aufheben. Am dritten Tage ward der Versuch wiederholet, und nachdem derselbe geendiget war, hatte sie in allem über 600 starke Stösse empfangen. Sie that darauf die Erklärung, daß sie in der Seite, welche verlähmt gewesen, war eben so viel Stärke als in der andern empfände;

empfände; und darum achtete man es unnöthig, die Operation noch ferner mit ihr vorzunehmen. An einem Sonntage, etwa 3 Tage hernach, gieng sie in die Kirche, wo sie muthmaßlich sich verkältete, weil sie am Montage sich über eine Betäubung in der linken Hand und Fusse beklagte. Sie wurde darauf von neuen electrisiret; alle Zufälle verschwanden, und sie befindet sich seit dem April 1757 bis zum Jänner 1758, recht wohl.

Art. LI. Nachricht von etlichen ausgegrabenen Früchten und andern Körpern, welche in der Insel Sheepey gefunden worden, von Doct. Parson.

Diese Früchte und Sachen sind Feigen; eine myrobolon oder purgierende indianische Pflaume; verschiedene Arten welsche Bohnen; Semen cucurbitae, oder eine Art grosser amerikanischer Kürbiß; Koffeebohnen; zwo Arten Bohnen, eine indianische Frucht genannt Neermelis, welcher man sich in Bengalen bedienet, Flüßigkeiten, durch Niederschlagung der Hefen, klar zu machen; eine zusammengedruckte Schale einer Erbse die unter der Erde wächst; eine Eichel; eine ausländische, einer Melonen ähnliche, Frucht deren Name unbekannt; der Saame einer Wassermelone; ein kleiner Pflaumenstein; eine Hiobs Thräne; ein Kirschenstein; ein Euonymus oder Blume der Spindelstaude; ein Beerlein des Sapindus oder

ame-

amerikanischen Seifenbaums; Hurâ germen, oder Frucht des Sandbüchsenbaums; der Stein eines orientalischen Mango; eine kleine Palma Cocoa: die die Scheere einer amerikanischen Krobbe; die äussere Hülse der Frucht des Seifenbaums, und verschiedene andere Dinge, von welchen eine genaue Abbildung in einem Kupferstiche, zur Erläuterung dieses in der That sehr merkwürdigen Artikels beygefüget ist. Die ausländische Sachen sowohl aus dem Thier- als Pflanzenreiche, welche in dieser Insel ausgegraben werden, scheinen eine allgemeine Ueberschwemmung klar zu erweisen: dies ist wenigstens gewiß, daß viele derselben in unserm Himmelsstrich ihren Ursprung nicht können gehabt haben. Es ist aber wunderlich, daß gelehrte und nachdenkende Köpfe sich haben bemühen können, aus dem Zustande, worin die ausgegrabene Vegetabilien gefunden worden, die Jahrszeit der allgemeinen Sündflut herauszubringen, weil eine jede Jahrszeit beständig irgendwo auf der Erdkugel muß vorhanden seyn. Die Sündflut mag sich also zugetragen haben wann sie wolle, so muß es in Absicht auf einem Lande im Winter, in Absicht auf einem andern im Sommer, in Absicht auf einen im Frühlinge, in Absicht auf einem andern im Herbste geschehen seyn.

Art. LII. Beobachtungen über dem Kometen, welcher im Herbstmon. und Weinmon. 1757 erschienen: von Doct. Bradley.

Dieser Artikel kann nicht in Auszug gebracht werden.

Art. LIII. Auflösung eines allgemeinen Satzes zur Bestimmung der stündlichen Veränderungen der Stellung des Erdäquators, von der Anziehung der Sonne, und des Monden.

Dieser Artikel läßt sich unmöglich ins kleine bringen.

Art. LIV. Anmerkungen über die Wärme der Luft im Heumon. 1757.

Aus diesen Anmerkungen ist zu ersehen, daß die Wärme zu Plymouth in diesem Monate zuweilen acht Grad, zu London aber zuweilen drey Grad stärker gewesen als zu Madera in 10 Jahren hintereinander. Am 12 war Farenheits Thermometer, im Schatten zu Plymouth über 88, und am 11 zu London $83\frac{1}{4}$ Grad. Dies war der höchste Stand an beyden Orten, daß also die Luft $4\frac{3}{4}$ Grad kälter in London als in Plymouth gewesen.

Art LV. Herr P. Millars Versuch zu beweisen, daß der amerikanische Toxicaden-

dron einerley sey mit dem Arbor vernicifera legitima des Herrn Kämpfer; zur Widerlegung der Meinung des Herrn Ellis, in einem Briefe des Herrn Webb.

Dieser Artikel ist der Welt von geringer Angelegenheit, weil darin der Nutze des Toxicadendron nicht bestritten wird. Der ganze Streit ist nur darum, ob die Entdeckung dieses Nutzens alt oder neu sey. S. Br. M. B. 1. Th. 2. S. 368.

Art LVI. Beantwortung des vorhergehenden, von Herrn Ellis.

Art. LVII. und LVIII. Hievon ist unter Art. XLIII. geredet worden.

Beschluß der Auszüge aus dem L. Bande.

XIV.

Von dem berühmten Silberbergwerke Potosi, aus der Reise nach Süd-America,

welche unter allen bisher herausgekommenen die genaueste ist.

(Lond. Mag. 1758. Brachm. S. 278.)

Der Berg Potosi, an dessen Fusse die Stadt gleiches Nahmens liegt, ist in der ganzen Welt, wo nur Handlung getrieben wird, wegen des Silbers, wodurch es sie bereichert, bekannt und berühmt. Die Entdeckung dieser unerschöpflichen Mine geschahe im Jahr 1545. durch einen Zufall. Ein Indianer nämlich, den einige Gualca, andre Gualpa, nennen, kam, wie er auf diesem Berge wilden Ziegen nachjuge, an einen gähen Ort, wo er nicht hinansteigen konnte. Er ergrif deshalb ein kleines Gesträuch, damit er sich dadurch in die Höhe heben und hinauf klettern möchte. Allein der Strauch konnte ihn nicht halten, und riß mit samt der Wurzel aus. Unter derselben entdeckte sich eine Masse von feinem Sil-

ber, davon auch an der Wurzel, zwischen der Erde, verschiedene Stücke hingen. Dieser Indianer, so zu Porco wohnete, ging darauf eiligst mit den ersten Früchten seiner Entdeckung nach Hause, wusch das Silber ab und benutzte es. So ofte nun sein Vorrath beynahe erschöpft war, kehrte er zu seiner unerschöpflichen Mine zurück. Zuletzt bemerkte einer seiner Freunde, Nahmens Guanca, die glückliche Veränderung seiner Umstände, und drang mit solcher Heftigkeit in ihn, daß er ihm die Ursache davon entdecken möchte, daß Gualca ihm solches nicht abzuschlagen vermögend war. Sie gingen darauf einige Zeitlang gemeinschaftlich nach dem Berge und hohlten neuen Silbervorrath. Da aber der Gualca seinem Freunde die Art, wie er das Silber reinigte, nicht eröfnen wollte, so entdeckte Guanca, seinem Herrn Villaront, einem Spanier, der auch zu Porco wohnete, das ganze Geheimniß. Dieser ging alsofort am 21ten des Aprils 1545. zu dem Berge, um diese ergiebige Minen selbst in Augenschein zu nehmen. Darauf wurden Anstalten zu Bearbeitung derselben gemacht, welche mit unsäglichen Nutzen bis jetzt fortgesetzet werden.

Die erste Mine bekam den Nahmen der Entdeckerin, weil sie Anlaß gegeben, andere reiche Minen in dem inneren dieses Berges zu entdecken. Dann einige Tage nachher wurde eine andere,

eben

eben so reiche Mine entdecket, der man den Nahmen der Zinnmine gab. Dieses geschahe aber erst wie man eine andere fand, die man die Reiche nannte, weil sie die ergiebigste unter allen gewesen. Zu diesen kam nachher noch eine, welche die Mendieta genennet wurde. Dieses sind die vornehmsten Gruben von Potosi; allein verschiedene kleinere finden sich an allen Seiten des Berges. Die Lage der erstern der obgemeldeten Gruben ist an der nördlichen Seite des Berges und läuft ins Süden, lenket sich aber ein wenig westlich. Und die Meynung der erfahrensten Bergwerkesverständigen dieses Landes gehet dahin, daß diejenigen Gänge, welche dergleichen Lauf halten, die ergiebigsten wären.

Wie diese wichtige Entdeckung bekannt wurde, so zogen viele Leute von allen Gegenden nach Potosi, vornehmlich aber die Einwohner von der Stadt Plata, welche ohngefehr 25 englische Meilen darvon entfernet ist. Dieses ist die Ursache, daß diese Stadt jetzt beynahe zwo englische Meilen in Umfange hat. Ihre Einwohner sind sehr reich, und es befinden sich unter denselben viele adeliche Familien, die an den Minen ihren Antheil haben. Da die Luft des Gebirges sehr kalt und trocken ist, so ist das umliegende Land auch ausserordentlich trocken, und liefert weder Korn, Kräuter, Früchte, noch einige Eßwaaren.

Dennoch aber ist es so wohl von allem versehen, daß alle diese Sachen daselbst im Ueberflusse gefunden werden: und der Handel damit, ist, wenn wir das einzige Lima ausnehmen, daselbst so stark als an irgend einem andern Orte. Es wird dieses auch niemanden fremd vorkommen, der die Menge derjenigen Personen so in den Bergwerken gebraucht werden, in Erwegung ziehen will. Einige Landschaften senden ihr bestes Korn und Früchte, andere ihr Vieh; einige ihre Manufacturen, andere die nach Europa handeln, ihre beste Waaren nach Potosi als zu einem Markte, wo nach allen Dingen gefraget und kein Mangel an Silber zum Bezahlen gefunden wird.

Es findet sich aber ausser diesem gemeldeten Handelsleuten noch eine gewisse Art Leute, zu Potosi, so man Aviadores zu nennen pfleget. Diese finden ihre Rechnung dabey, daß sie denen Herren der Kuxen zu Bestreitung der Unkosten gepräget Geld vorschiessen, und solches sich in rohen Klumpen oder Stangen wieder bezahlen lassen. Der Handel mit Queckſilber, dessen man sich zum Silberreinigen bedienet, ist auch sehr wichtig und deshalb hat die Regierung sich solchen vorbehalten. Man kann den grossen Absatz dieses Halbmetalles aus der Menge des Silbers, welches diese Bergwerke hervorbringen, sich ohngefehr vorstellen. Dann ehe man die Kunst wuste mit wenigerm

Queck

Queckſilber mehr Silber zu reinigen, ſo muſte man zu einem Pfund feinen Silber auch allzeit ein Pfund Queckſilber haben: ja manchmal noch viel mehr, wenn die Arbeitsleute unwiſſend waren. Doch die unſägliche Menge des Queckſilbers, welches hier verbraucht wird, und der Reichthümer, ſo dieſe Bergwerke ausliefern, wird ſich durch folgende Nachricht am beſten zu Tage legen. Sie iſt aus zwoen Verfaſſern, die dieſe Sache vollkommen einſehen konnten, genommen worden. Das erſte Zeugniß iſt von dem ehrwürdigen Alonzo Barba, vormaligen Prieſter in der Hauptſtadt Potoſi. Dieſer hat in einer 1637 herausgegebenen Schrift von den Metallen (on metals) behauptet; daß von 1574 an, wie man zuerſt zur Reinigung des Silbers ſich des Queckſilbers zu bedienen angefangen, bis zu der Zeit, da er ſein Buch heraus gab, die königliche Niederlage mehr als 204,700 Quintalen Queckſilber verkaufet habe. Hiezu iſt dasjenige, was durch den Schleichhandel verkauft worden und welches auch ein anſehnliches ausmacht, nicht mitgerechnet worden. Und da dieſes in 63 Jahren verbrauchet worden, ſo wird der jährliche nach dem Durchſchnitte gerechnete Vertrieb ſich auf 3,249 Quintalen belaufen. Das zweite Zeugniß gibt uns der Don Gaſpar de Eſcalona in ſeinem Gazophilacio Perubico auf dem 193 Blate, wo er aus bewährten Quellen

anführet, daß die öffentlichen Rechnungen bewiesen, daß vor 1638 an Silber bey die 395,619,000 Piasters geliefert worden wäre, welches, wenn wir den Durschnitt mit 19 als die Zeit der Jahre, seit dem es zuerst entdeckt worden, bis auf das obbemeldete, machen jährlich die Summe von 41,255,043 Piasters beträgt.

Hieraus läßt sich ein Begriff machen von dem ausgedehnten Handel, welcher schon lange Jahre in dieser Stadt getrieben worden, und welcher noch sehr lange fortgesetzet werden wird. Und solche eine erstaunende Summe wird doch jährlich vor Waaren, so dahin gesandt werden, ausgegeben, indem der Einwohner zu Potosi ihre Producten in nichts anders bestehen, als in dem Silber, welches sie aus dem Berge graben. Und wenn es gleich bisweilen scheinet, daß die Ausbeute nicht so reichlich mehr ist, so bleibt doch solche überhaupt noch sehr einträglich. Es werden aber nicht allein von diesem Orte, sondern von andern der spanischen Herrschaft unterworfenen americanischen Provinzen, und aus denen dortigen portugiesischen Ländern eine grosse Menge Goldes und Silbers nach Europa hinübergebracht. Und hieraus können wir den Schluß machen, was vor ein unermeßlicher Reichthum, seitdem dieses Theil der Welt entdecket worden, nach Europa gekommen. Die Vorsehung scheinet auch solches Land

so

so lange verborgen gehalten zu haben, damit dadurch dem gänzlichen Verderben des menschlichen Geschlechts möchte vorgebeuget werden.

* *

Vermischte Nachrichten.

(Gentl. Magaz. Januar.)

Zu Dublin ist auf dem H. Stephans-Platze (green) eine Statue des jetzigen Königs von Engelland, wie er auf einem Pferde sitzet, im Jenner 1758 aufgerichtet worden. Sie ist von van Nost verfertiget, und hat vorn auf dem Fußgestell folgende Innschrift:

Georgio secundo
Magnae Britanniae Franciae
et Hiberniae
Regi
Forti et reipublicae
maxime fideli
Patriis virtutibus
patrem sequuto
S. P. Q. D.
A. D. 1758.
Thomas Mead, Praetore Vrbano.
Michaele Sweny } Vicecomitibus.
Guilielmo Forbes }

(Lond. Mag. Junii 1758. S. 312.)

Am 24ten des Maymonats wurden 17 Personen, so in den Kohlminen der Herren Pryce und Williams bey Neath in Glamorganshire arbeiteten, durch den Dampf einer derselben erstücket.

(Gentl. Mag. August 1758. S. 391.)

Im verwichenen Heumonate sind einer genauen Maaße zufolge über 5 Zoll Regen in London gefallen. Es ist dieses eine Menge, die in diesem Monate so ungewöhnlich ist, daß sich vielleicht kein Mensch solches erinnern wird. Die mittlere Regenshöhe in England, ein Jahr durchs andere gerechnet, pflegt $23\frac{1}{2}$ Zoll zu seyn, von denen in den Wintermonaten das mehreste fällt.

(Aus demf. Mon. S. 393.)

Am 30ten August fuhr ein merkwürdiger Wagen von Aldersgatestreet nach Birmingham. Er war schon am verwichenen Donnerstag von diesem Orte mit Waaren und Reisenden wohl beladen angekommen, ohne daß mit einiger schmierigen oder sonstigen flüßigen Materie die Räder oder Achsen wären geschmieret worden. Dann er ist so sonderbar gebauet, daß man dieser Hülfsmittel gar nicht bedarf. Sein Erfinder hat deswegen auf den Büchsen die Worte: Das verhinderte

derte Reiben (fridion onnihilated), einschneiden lassen. Dieses ist gewiß, daß dieser Wagen eben so lange und geschwinde, wo nicht noch länger und geschwinder ohne Schmiere, als die andern Kutschen durch Hülfe desselben, kann gebraucht werden. Wann diese Sache sich mit Nutzen zur Ausübung bringen läßt, so ist es gewiß eine von den besten mechanischen Verbesserungen, so in diesem Jahrhunderte erfunden worden.

XV.

Critique
über eine
Stelle des Horaz,
von Paul Gemsege.

(Gentl. Mag. 1758. Herbstmon. S. 422.)

Ein sehr zierlicher Schriftsteller setzet in seiner Abhandlung de arte Poëtica unter andern Regeln folgende fest:

- - Cui lecta *potenter* erit res,
Nec facundia deseret hunc, nec lucidus ordo. HORAT. A. P. 40.

Er saget, wenn ein künftiger Poet einen Gegenstand erwählen will, so sollte er innerhalb seinem Bezirk bleiben, so würde es ihm niemals an Ordnung

nung und Ausdruck fehlen. Es ist klar, daß des Poeten Absicht dahin gehe, und dieses sagen wolle, denn auf diese Vorschrift folget augenblicklich diese Regel:

Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
Viribus; et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri.

Der alte Ausleger erkläret folglich *potenter legere*, durch *secundum quod potest*. Allein dieser Ausdruck kann niemals bedeuten bescheiden wählen, nicht ausser seinen Schranken weichen, oder in Proportion unserer Geschicklichkeit; sondern vielmehr das Gegentheil, nämlich *secundum quod non potest*. Denn die Adverbia, welche von den Participien herkommen, nämlich *sapiens*, *potens*, *prudens*, drucken nicht ein Verhältniß aus, sondern eine Beschaffenheit. So verstehet man durch *sapienter*, weislich, oder auf eine weise Art; *potenter*, mächtig, oder auf eine mächtige Art; und *prudenter*, klüglich, oder auf eine kluge Art und Weise; *potenter legere* bedeutet folglich, eher etwas kühn erwählen, als bescheiden, welches der Meynung des Verfassers gerade entgegen gestellet ist. Aus den alten Scholiasten erhellet nun, daß die Lesart allhier, obgleich

sie

sie nicht bestehen kann, alt sey; doch will ich den Kunstrichtern zu beurtheilen anheim stellen, ob Horaz nicht geschrieben:

- - Cui lecta *prudenter* erit res,
Nec facundia deserat hunc, nec lucidus ordo.

Dieses stimmet gewißlich mit dem vorhergehenden Befehl überein, es ist ein horazisches Wort, und in demselben Sinne von ihm im 51sten Verse gebraucht:

- - Dabiturque licentia sumpta *pudenter*.

XVI.

Indianisches Mittel wider venerische Krankheiten.

Auszug aus einem Schreiben eines berühmten Arztes in Neu-York.

(Gentl. Magaz. 1757. Herbstm. S. 405.)

Herr Peter Kalm, ein gelehrter Schwede, der auf Landeskosten nach America geschickt ist, um die Producten des nördlichen

chen Theils desselben zu untersuchen, war verschiedene male bey mir, als er durch diese Provinz nach Canada, und Oniagara hin und wieder zurück reisete, und von ihm bekam ich folgenden Unterricht Anno 1750 im Wintermonath, da ich ihn zum letzten male sprach.

Während, daß er sich in Canada aufhielt, war damals Herr Galissonniere Gouverneur der Provinz, ein Herr von grösserer Wissenschaft und Erkenntniß, als man von einem solchen erwarten konnte. Dieser erzählete an Herr Kalm, daß die Indianer von den sechs Nationen (die Iroquoisen) ein Geheimniß hätten, um die venerische Krankheit, auch die allerschlimmste zu heilen, sie hätten auch wiederhohlte Proben davon gegeben, die Franzosen hätten aber niemals so glücklich seyn können, das Geheimniß zu erlangen. Herr Kalm, der entweder nach Oniagara reisete, oder daher kam, war in des Obersten William Johnson Hause, und sagte demselben, was er von dem französischen Gouverneur gehöret hatte. Der Oberste Johnson bestätigte die Wahrheit desselben, und weil Herr Kalm bey ihm war, so überredete er zween Indianer insgeheim, und ohne, daß der eine wußte, was der andere gethan hatte, ihnen die Pflanze zu zeigen. Herr Kalm sagte mir, es wäre die Lobelia serotina caule simplici, floribus coe-

coeruleis No. 206 der Beschreibung der coldenghamischen Pflanzen, welche in den academischen Schriften zu Upsal 1750 (*) in Kupfer vorgestellet und beschrieben wird. Eine Gattung derselben mit Scharlachblumen ist in den Gärten unter dem Nahmen der Cardinalsblumen bekannt genug, und ich vermuthe, sie sey in ihren Eigenschaften und Tugenden nicht unterschieden.

Diese Pflanze schiesset im ersten Jahre ihres Wachsthums bloß Blätter, und im zweyten Jahre bekommt sie einen Stengel, mit einem Blumenkopf auf der Spitze, ungefehr drey Fuß hoch. Sie

(*) Die Beschreibung dieser wichtigen Pflanze, die hieher gehöret, ist folgende:

LOBELIA serotina, floribus coeruleis. - - CAL. *Perianthium* monophyllum, campanulatum, striatum, semiquinquefidum; laciniis longis, angustis, acutis, omnibus reflexis. - - COR. Monopetala ringens et coerulea. - - *Limbi* laciniæ lanceolatæ, omnes reflexae. - - STAM. *Tubus* cylindricus, posteriori latere convexus, anteriori concavus: inferius quadrifidus, amplior: superius integer, angustior; *Antheræ* prominentiæ quædam in ore tubi. PIST. Tubo flamineo inclusum. *Germen*, pyramidale, angulatum. *Stylus* unicus, tubo stamineo longior, apice curvato versus antheras. *Stigma* ovale. PER *Capsula ovata*, superius plana, calycis laciniis coronata. *Caulis* erectus, simplex, ad altitudinem tripedalem et ultra assurgens. FOL. ovata.

Sie gebrauchen von dieser Pflanze bloß die einjährige Wurzel, einige tragen im ersten Jahre schon Blumen.

Die Wurzel wird in Wasser gekocht, und man gibt von diesem Trank, ich weiß zwar nicht wie viel, anfänglich einmal des Tages, hernach zweymal, und mehr, wann die Cur weiter gehet, und es nöthig ist. Sie waschen die Geschwüre ebenfalls mit diesem Decocto. Das Weib, welches die Pflanze weiß, hatte neulich einen curiret, mit dessen Krankheit es schon so weit gekommen war, daß er andern wegen des Geruchs seiner Geschwüre schon unerträglich war. Wenn ich kann, will ich einige Wurzeln senden, auch zugleich etwas Saamen, so bald als ein Schiff von hier gehet.

XVII.

Geburts- und Sterberegister von London (*).

vom 14 Dec. 1756. bis zum 13 Dec. 1757.
und
vom 13 Dec. 1757. bis zum 12 Dec. 1758.

(Gentl. Magaz. 1757. 1758. Supplem.)

Getaufet.	1757	1758
Knaben	7195	7347
Töchter	6858	6862
Summa	14053	14209
Gestorben.		
Männlichen Geschlechts	10821	8931
Weiblichen Geschlechts	10492	8645
Summa	21313	17576

Im letzteren Jahre sind 3737 weniger gestorben.

Gestor-

(*) S. Brem. Magaz. von 1753. und 1754. B. 1. S. 118. von 1755. und 1756. B. 2. S. 703.

Gestorben.	1757	1758
Unter 2 Jahr	7095	5971
Zwischen 2 bis 5	2411	1795
-- 5 - 10	948	717
-- 10 - 20	687	556
-- 20 - 30	1695	1362
-- 30 - 40	1906	1589
-- 40 - 50	1906	1606
-- 50 - 60	1710	1368
-- 60 - 70	1418	1208
-- 70 - 80	1024	961
-- 80 - 90	431	370
-- 90 - 100	74	68
-- 100	2	0
-- 101	1	0
-- 102	1	2
-- 103	1	1
-- 104	0	1
-- 105	2	0
-- 106	0	1

Krankheiten der Verstorbenen.

	1757	1758
Frühzeitig und Todtgebohrne	569	597
Alters halber	1545	1397
Fieber, Ague	4	1
Am Schlage, und plötzlich	205	191
Engbrüstigkeit und Schwindsucht	401	294
Lange bettlägerig	7	4
Verbluten	5	8

Bluts-

	1757	1758
Blutfluß	6	5
Bruchschaden	12	8
Krebs	58	34
Fressende Geschwüre, Canker	10	8
Windpocken	0	1
Erstickung im eigenen Fette	0	1
Kindbette	175	185
Kolik, Bauchgrimmen, Miserere	64	50
Erkältung	1	0
Auszehrung	3973	3411
Zückungen, Convulsionen	5211	4417
Husten, Stickfluß	239	84
Harnfluß	0	2
Wassersucht	864	682
Geschwür am Halse, Evil, Königsübel	14	7
Hitzige Scharlack-Fleck- und andere Fieber	2564	2472
Fisteln	11	5
Durchlauf, Ruhr	6	7
Venuskrankheit	53	46
Podagra	58	39
Grieß, Stein, Strangurie	21	19
Bleichsucht, Green Sicknes	0	0
Gram und Betrübniß	6	5
Kopfschmerzen	1	0
Head mouldshot, wann die futurae cranii über einander wachsen, Horshoe head, wann der Kopf nicht zuwachsen will, woraus		

	1757	1758
water in the head, oder Wasser-		
kopf entstehet	42	40
Gelbsucht	98	87
Geschwüre, Abscesse	13	9
Entzündungen	76	54
Krätze	3	2
Aussatz	1	2
Schlafsucht	7	4
Leberkrankheit	2	1
Mondsüchtig	77	72
Masern	24	696
Misgebähren	6	2
Kalter Brand	222	154
Gicht, Lähmung	55	66
Seitenstechen	13	17
Bräune	14	21
Schwämme, Sprau, Rash	1	4
Schnupfen, Flußfieber	8	10
Englische Krankheit	16	14
Geschwüre an der Lunge	2	1
Böser Grind, Erbgrind	1	0
Rücken- und Nierenschmerzen	1	0
Scorbut	3	0
Kinderpocken	3296	1273
Allerhand Geschwüre, Sores, Sulcers	16	14
Geschwüre im Halse	22	5
Rose	3	4
Magenkrampf	16	13
Verderbter Magen, Surfeit	2	0

Auf-

	1757	1758
Aufschwellen	5	0
Schweinpocken	1	0
Zähne	766	644
Geschwüre im Munde, Trush	78	91
Windwassersucht	0	2
Erbrechen, Durchfall	11	7
Würmer	11	6

Sonderbare Zufälle.

Vom tollen Hunde gebissen	0	0
Arm und Bein zerbrochen	4	3
Gequetschet	9	3
Verbrannt	9	6
Erdrosselt	0	0
Ertrunken	132	109
Von vielen Saufen	7	2
Gerichtet	6	14
Todt gefunden	9	4
Für Schrecken	0	0
Zu tode gefroren	0	2
Durch einen Fall oder ander Unglück getödtet	64	58
Die sich selbst ums Leben gebracht	40	30
Am Pranger getödtet	0	0
Ermordet	3	5
Erwürget	22	3
Durch Gift	1	0
Verbrühet	2	3
Vom tollen Hunde gelecket	2	0

	1757	1758
Erschossen	0	0
Vom Dampf ersticket	1	9
Erstochen	0	0
Verhungert	2	4
Ersticket	5	26
Summa	318	282

Von 1757	Gebohren	Gestorb.	Verheir.
Zu Paris	14006 mit Ausschliessung 4722 Fündlinge	17237	4710
Leipzig	847	2600	
Amsterdam	4346	8089	2443
Dublin	1837	1826	
Liverpool	688	826	307
Neukastel	596	495	
Haag		1223	
Birmingham	747	787	
Northampton	147	244	

XVIII.

A. B.

Anmerkungen über die böse Gewohnheit, die Bäume im Sommer zu beschneiden.

(Gentl. Mag. Heumonat 1758. S. 325.)

Mein Herr,

Jedermann gestehet, daß Pflanzen sowohl aus der Luft als der Erde Feuchtigkeit an sich ziehen, und daß ihre Säfte von dem Stamme nach den äußersten Fasern sowohl der Wurzeln als der Zweige fließen; indem die Wurzeln in die Erde dringen, mit einer Kraft, die mit der Quantität der ausdünstenden Feuchtigkeit in Verhältniß stehet, als welche die Erde erweichet, und den Widerstand hebet. Dieser Kreislauf der Säfte wird auch dadurch bestättiget, daß, wenn die Wurzeln eine Erde oder einen andern Körper antreffen, welchen sie nicht durchbohren können, oder welcher zu dürre ist ihnen Nahrung zu verschaffen, die Schößlein der Aeste verhältnißweise gehemmet werden. Und hinwiederum, wann die

Aeste entweder abgeschnitten oder ihrer Blätter beraubet werden, so lange die Pflanze noch in vollen Safte steht, so leiden auch die Wurzeln, und die Pflanze will oft ersterben.

Im Frühlinge, da die Pflanzen im fröhlichsten Wachsthum stehen, sind ihre Säfte wässeriger Natur, und haben einen Ueberfluß dessen was die Chymisten ein Natursalz nennen; welches vielleicht den Säften eben die Lebhaftigkeit und Stärke giebt, die sie zu der Zeit haben. Wenn sie weiter in den Sommer hineinkommen, oder wann einer jeden Pflanze Saame und Frucht (der Hauptzweck ihres Daseyns) reifer wird, verlieren die Säfte das salzicht-wässerige Wesen; und wann der Saame zur vollen Reife gelanget, so haben die Säfte (sehr wenig Pflanzen ausgenommen) eine neue Eigenschaft angenommen. Bey den daurenden Pflanzen werden alle Säfte, beydes in dem Saamen men und Holze, ölichter Natur, bey einigen mehr, bey andern weniger; welche Veränderung die Natur als ein Verwahrungsmittel gegen den Frost des Winters angeordnet hat. Gleichwie aber die jährigen Pflanzen nur allein bestimmet sind ihren Saamen zur Reife zu bringen; so werden auch alle ihre Kräfte dabey erschöpfet. Nach dem Maaß der Saame reifet, wird der Stamm dürre und welk, und der Saame ist überflüßig mit Oel versehen. Ich kam auf diese Betrachtung, wie ich vor einigen

gen Tagen etwas wahrnahm, das mir als eine sehr unüberlegte Gewohnheit vorkam, nämlich, daß man um die gegenwärtige Jahreszeit (im Heumonate) die Bäume beschneidet.

Je lebhafter ein Baum ist, ja dicker ist er mit Blättern bedecket, und je größere Schößlinge treibet er, wenn er noch jung ist: folglich hat er alsdann eine Menge Säfte. So lange er noch fortfähret Schößlinge zu treiben, ist die Frucht noch, eben wie die andern Säfte, in einem wässerigem Zustande, ihre Theile sind geschmeidig und lassen sich durch die treibende, oder sonst eine andere Kraft des Flüßigen leicht ausdehnen. Wenn man in diesem Zustande Zweige oder Blätter hinweg nimt, so wird der Kreislauf gehindert, die wässerigen Säfte dünsten leicht aus, und weil der Baum seine Zweige und Blätter, welche vorhin Feuchtigkeit aus der Luft an sich gezogen, und einen lebhaften Kreislauf mit der Wurzel unterhalten, verloren hat; so wird dieser wässerichte Saft nicht so reichlich als vorhin geschahe, ersetzet. Die Frucht, welche vorhin durch die Blätter für der Sonne beschirmet war, ist nun ihrer brennenden Hitze bloßgestellet, da sie in einem geschmeidigen wachsenden Zustande bleiben muste; und die Folgen sind beydes dem Baume und der Frucht schädlich.

Ist die Frucht schon ziemlich weit gekommen, so wird die Quantität der Säfte im Baume vermindert, und die Kraft des Kreislaufes geschwächet. „Dies gestehet man,„ sagen die Freunde des gegenwärtigen Gebrauches; „allein da vor„hin alle Kraft zur Erzeugung der Zweige und „Blätter gerichtet war, so werden nunmehr die „besten Säfte nur allein auf die Frucht ver„wendet.„ Hierauf antworte ich, daß die Veränderungen welche die Natur in den Säften der Pflanzen hervorbringt allmälich geschehen, und desto vollkommener seyn, je gesunder und vollkommener die Pflanze ist, und daß derohalben eine so offenbare Hemmung des Laufes der Natur, als hiedurch geschiehet, beydes der Pflanze und Frucht schädlich seyn muste. Denn, wie es auch bey der Verdauung der Thiere geschiehet, je vollkommener und stärker die Kräfte der Pflanze bleiben, desto edler und vollkommener musten ihre Säfte werden. Wir haben davon ein bekanntes Beyspiel an vielen Aeckern, auf welche, wenn das Korn zu hoch wächst, der Bauer seine Schaafe treibet, damit sie die allzu geilen Hälme abgrasen. Er erreichet diesen Zweck; allein die Saat erholet sich hernach nimmer wieder von der Hemmung welche in ihrem Kreislaufe gemachet worden, indem die folgende Stengel kleiner werden und kleinere Aehren tragen.

Werden die Zweige abgeschnitten, während der Zeit der Baum noch im wachsenden Zustande ist; so sind die Folgen noch ärger: denn es leidet nicht allein das Gewächs dieses, sondern auch des folgenden Jahres Schaden. Diejenigen Knospen, aus welchen die Schößlinge des folgenden Jahres entsprießen müssen, formiren sich währender Zeit die Schößlinge dieses Jahres fortwachsen. Wenn derohalben ein Zweig, ich will setzen an der Spitze, abgeschnitten wird, derweile die Säfte noch in ihrem lebhaften Kreislaufe sind; so werden, weil nunmehr das fernere Wachsthum in die Länge verhindert worden, die Säfte diejenigen Knospen aufblähen und ausdehnen, welche die Schößlinge des folgenden Jahres ernähren musten. Weil aber diese zu schwach, und so zu reden, eine unzeitige Geburt sind, so können sie selten die Strenge des Frostes im Winter ausstehen. Dies Uebel greifet noch weiter um sich. Denn es ersterben nicht nur diese Schößlinge, sondern sie theilen ihre Schwachheit auch denen gesunden Zweigen mit auf welchen sie stehen, so daß sie oft beyde sterben. Da diese Hemmung des Kreislaufes die Veränderungen in den Säften unvollkommener machet, so sind auch die Fruchtknospen nicht reichlich genug mit dem ausgearbeitetem Oele, oder ölichtem Schleime versehen, welcher sie im Winter beschirmen, und im Frühlinge stärken sollte. Dies ist die Ursache warum

um sie bey der geringsten Rauhigkeit des Wetters zu Grunde gehen.

Verständige Gärtner sind so sehr von der Nothwendigkeit eines genauen Verhältnisses zwischen Aesten und Wurzeln überzeuget, damit hiedurch der Kreislauf desto einförmiger fortgeführet werde, daß sie den Baum durch beschneiden in seinen gehörigen Zustand setzen. Wenn demnach der Zweige zu viel sind in Absicht auf die Wurzel, und der Baum kränklich ist, so beschneiden sie den Baum frühe im Winter, oder so bald das Abfallen der Blätter eine Erinnerung giebt, daß der Saft in Ruhe sey. Die Wurzeln welche hiedurch, in dem gegenwärtigen Verhältnisse mit den Zweigen, gewinnen, sind vermögend in künftigen Frühlinge dem Gipfel, welchen man dem Baume gelassen hat, hinlängliche Säfte auszuliefern. Finden sie aber daß die Wurzeln allzu viele Säfte geben wollen; so schneiden sie im Frühlinge, welches den Kreislauf hemmet, so daß der Gärtner Zeit hat bequeme Zweige zu ziehen, welche die überflüßige Feuchtigkeit verzehren können.

Hieraus können wir die Ursache angeben, warum die Pflanzen so oft im Frühlinge als versenget stehen. So bald in solcher Jahrszeit das Wetter warm wird, sind die wässerigen Säfte, welche alsdann in den Pflanzen aufsteigen, in einer ziemlich

lich schnellen Bewegung, wie an gewissen Bäumen, welche man abzapfen kann, zu ersehen ist. Eben dieselbe Erfahrung lehret auch, daß, wann ein kaltes Wetter wieder einfällt, diese schnelle Bewegung gehemmet werde. Im Falle also, daß zu dieser Zeit auf ein warmes Wetter, wovon Blätter oder etliche Blumen sich aufthun, plötzlich eine starke Kälte oder Frost folge, so höret die Bewegung der wässerigen Säfte auf. Da also hiedurch der Kreislauf gehemmet wird, so ist der nöthige und bequeme Vorrath der Feuchtigkeit, welchen diese zarten Theile erfodern, nicht vorhanden: die Luft führet die wenige Feuchtigkeit, welche noch übrig geblieben, hinweg, und darum müssen sie dürre und versenget abfallen.

A. B.

Inhalt

Inhalt des ersten Stückes im 4ten Bande.

I. Geschichte der Südsee-Compagnie in England S. 1

II. B. J. von dem merkwürdigen florentinischen Sonnenzeiger 19

III. Von der Zahl 666 in der Offenbarung Johannis 29

IV. James Ferguson Bestimmung der Geburts- und Todesjahre Christi 35

V. p. Berard Erklärung eines alten Steins, die römische Apothekerkunst betreffend 43

VI. Anmerkungen über die Edelgesteine und wie künstliche Türkisse zu machen 47

VII. Burchett Berechnung der Kosten der englischen Kriegsschiffe 53

VIII. Grabschrift des berühmten Cowley 55

IX. Catalogus der zu London verkauften kostbaren Gemählde des verstorbnen Ritters Lucas Schaub 56

X. Auszug aus dem ersten Theil des 50ten Bandes der Philosophical-Transactions auf das Jahr 1757. 81

XI. Neue Entdeckung die Masern einzupfropfen 94

XII. Leben des Dr. Edmund Halley 95

XIII. Fortsetzung des No. X. erwähnten Auszugs 136

XIV. Entdeckung des Silberbergwerkes Potosi 211

XV. Paul Gemsege Erklärung einer Stelle des Horaz 219

XVI. Mittel wider venerische Krankheiten 221

XVII. Geburts- und Sterberegister der Stadt London vom 14 Decembr. 1756. bis 12 Dec. 1758. 225

XVIII. A. B. Anmerkungen über die böse Gewohnheit, die Bäume im Sommer zu beschneiden 231

Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften Künste und Tugend

Von einigen Liebhabern derselben

mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften

gesammelt und herausgegeben.

Des vierten Bandes zweytes Stück.

Bremen und Leipzig,

in Verlag Georg Ludewig Försters. 1760.

XIX.

Nachricht von einigen Drohbriefen,

welche dem jüngst verstorbenen

Herzog von Marlborough

zugestellet worden,

und wie deshalb der Wilh. Barnard, welchen man in Verdacht hatte, gerichtlich belanget worden.

(Gentl. Mag. May 1758. S. 203.)

Am 29ten November 1757 empfingen Ihre Durchlaucht, der Herzog von Marlborough folgendes Schreiben eines Unbekannten.

Die Aufschrift desselben lautete: An des Herzogs von Marlborough Durchlaucht, mit möglichster Eile.

den 29 Nov.

Mein Herr!

„Ceremonien sind bey den mehresten Gelegen-
„heiten nur Eitelkeiten, vornehmlich in Ansehung
„solcher Personen, die im gleichen Gemüthszu-
„stand mit mir sind, und darum will ich ohne
„Umschweife Ihnen die Bewegungsgründe und
„den Endzweck eröfnen, warum ich diesen Brief,
„dessen Inhalt uns beyde gleich stark angeht, an
„Sie ergehen lassen. Ich versichre Sie demnach,
„daß mein jetziger Zustand so beschaffen, daß ich
„lieber vernichtet zu seyn wünschte, als länger in
„demselben zu bleiben. Verzweifelte Krankhei-
„ten müssen mit verzweifelten Arzneymitteln geho-
„ben werden. Und Sie sind der Mann, den ich
„mir ausgesucht habe mich glücklich oder sich un-
„glücklich zu machen. Unter den Grossen habe
„ich nie zu leben die Ehre gehabt, daher wird die
„Art meiner Vorstellung nicht die höflichste seyn.
„Allein diß kann einen Grund abgeben, um dasje-
„nige, so ich gleich melden werde, glaubwürdiger
„zu machen. Ich habe meine Einbildungskraft
„einige Zeit her mit der Erfindung eines Mittels
„beschäftiget, wie ich einen andern ums Leben
„bringen könne, ohne mein eignes in Gefahr zu
„setzen. Ich habe es ausfündig gemacht und
„trotze den Gesetzen bey dessen Gebrauch. Ich
„bin in Verzweiflung und man muß sich vor mir
„hüten.

„hüten. Solches steht in Ihrer Gewalt. Meine „Sache ist es Sie zu bewegen, daß Sie mir Dienste „erzeigen. Sie müssen sich hiezu entschliessen und „mir einen anständigen Unterhalt verschaffen. „Wo nicht, so werden Sie das Ende ihres Lebens „noch vor dem Ende des ietzigen Parlements zu „erwarten haben. Mehr als ein Bewegungs„grund treibet mich an, an Sie zuerst bey dieser „Gelegenheit mich zu wenden. Und ich will Sie „auf das beste gewarnet haben, weil die Mittel, „der ich mich bedienen werde, so gefährlich sind, „daß alle Kunst der Aerzte dawider zu schwach „seyn wird. Wann Sie meynen, daß dieses ei„nige Folgen nach sich ziehen könnte, so werden „Sie nicht unterlassen den Schreiber dieses am „künftigen Sonntag um zehn Uhr des Morgens, „oder (wenn es vielleicht regnicht Wetter seyn „möchte) am Montage bey dem ersten Baume „hinter dem Schlagbaum in Hydepark, wo der „Fußsteig nach Kensington gehet, zu erwarten. „Verschwiegenheit und die begehrte Gefälligkeit „werden Sie von einer doppelten Gefahr eben „dieser Art befreyen. Dann in einem gewissen „Theile der Welt, hat man, wiewohl aus andern „Bewegungsgründen, ihren Tod, mehr als ge„wünschet. Ich kenne die Welt zu wohl, daß „ich einem andern Herzen als dem meinigen, die„ses Geheimniß anvertrauen sollte. In wenig

„Tagen werde ich mich entweder ihren Freund „oder Feind nennen

Felton (*).

N. S. „Sie werden leicht selber nachdenken „können, daß ich meyne, daß Sie allein, ohne „Begleitung kommen mögen. Sie können auch „versichert seyn, daß es Ihnen gefährlich seyn „würde, wenn man entdecken würde, daß einige „Verstellung und Kunststücke hierunter gespielet „worden. Von meinem Stillschweigen hängt „meine Sicherheit blosserdings ab, dann nur die „Bekenntniß kann mich verdammen.

Diesem Briefe gemäß, begab sich der Herzog des Sontags Morgens gegen 10 Uhr an den angewiesenen Ort. Er war zu Pferde und hatte seine Pistolen vor sich, und da er keinen Ueberrock angezogen, so konnte man seinen Stern sehr gut sehen. Er hatte keinen Bedienten bey sich, sondern nur einen Freund in dem Park, der sich aber in einer solchen Weite entfernet hielt, daß man auf ihn gar keinen Verdacht haben konnte. Als der Herzog das erstemal bey dem Baum kam, so sahe er weder bey demselben, noch in der Nähe da herum einen Menschen, von welchen er vermuthen könnte, daß er den Brief an ihn abgelassen. Er blieb

(*) Dieser Name wird unsern Lesern aus der Geschichte des Herzogs von Buckingham im Brem. Mag. bekannt seyn.

blieb eine gute Weile in der Gegend da herum, allein wie er niemand entdeckte, so ritte er hinweg. Wie er an der Ecke von Hydepark kam und sein Pferd umwandte, so sah er, daß daselbst jemand stand, der wartete und in das Wasser über die Brücke sah; dieses war ohngefehr 40 Schuh von dem Baume entlegen. Diß bewog ihn, daß er wieder zurück kehrte, und mit besonderer Höflichkeit vor den Mann vorbey ritte. Er wurde aber in der Erwartung, daß solcher ihn anreden würde, betrogen. Der Herzog ritte also noch einmal vor ihn vorbey und wie auch dismal der Mann ihn nicht beachtete, so machten Ihro Durchlaucht ihm eine Verbeugung und frugen ob er Ihr nichts zu sagen hätte. Darauf jener erwiederte: Nein, ich kenne Sie nicht. Der Herzog versetzte darauf: Ich bin der Herzog von Marlborough, nun werdet ihr mir kennen und ich bilde mir ein daß ihr mich auch was zu sagen habt. Der Mensch antwortete wiederum: Nein ich habe nichts zu sagen. Worauf der Herzog wieder wegritte.

Des nächsten oder des darauf folgenden Tages empfingen Ihro Durchlaucht folgendes zweyte Schreiben.

Mein Herr!

„Dieses dienet, Ihnen die Erkenntlichkeit an „den Tag zu legen, daß Sie an dem bestimmten

„Ort sich am letztverflossenen Sonntage eingefun-
„den. Allein Sie haben es sich selbst zu verdanken,
„daß Sie ihren Zweck nicht erreichet. Das Prah-
„len mit den Pistolen und ihr Ordenszeichen war
„so merklich, als unnöthig, Sie bedurften kei-
„ner Begleitung; der Ort war zu einer Uebelthat
„nicht wohl ausgesucht, und man hatte auch kein
„böses Vorhaben. Wenn Sie an der Westseite in
„dem Schiffe der Abtey von Westmünster am
„nächstfolgenden Sonntag gegen eilf Uhr spatzie-
„ren werden, so wird Ihre Scharfsinnigkeit Ih-
„nen die Person entdecken. Gehen Sie zu der-
„selben und ersuchen Sie solche, daß sie mit ihnen
„ein Paar mal auf und nieder gehen möge. Bey
„näherern Nachfragen werden Sie den Nahmen
„und den Ort erfahren, wohin sie des folgenden
„Tages durch die Stadtpost (penngpost) zwey
„oder dreyhundert Pfund in Bankzetteln zu sen-
„den geruhen werden. Seyn Sie nur nicht zu
„früh neubegierig. In ihrer Macht steht es mich
„unter gewissen Bedingungen dankbar zu machen.
„Ich habe treue Freunde, allein sie bellen nicht
„ehe sie beissen. Ich bin ꝛc.

F.

Der Herzog ließ es sich noch einmal gefallen an den bestimmten Ort zur angesetzten Zeit sich hinzubegeben, und ging wohl fünf bis sechs Minuten in der Abtey spatzieren, ehe er jemand, auf

den

den er die geringste Vermuthung haben könnte, antraf. Endlich aber erblickte er den nämlichen Menschen, welchen er in Hydepark gesehen. Er kam mit einem artigen Manne, der das Ansehn eines begüterten Handelsmannes hatte, herein, und sie gingen herum und betrachteten die Monumente. Nach einiger Zeit ging der Fremde aufs Chor und der Mensch, so der Herzog vordem gesehen, kehrte sich um und kam auf ihn zu. Ihro Durchlaucht fragten ihn darauf, ob Er ihr etwas zu sagen hätte, oder ob er etwas von ihr begehrte. Er aber erwiederte: Nein! mein Herr, ich habe nichts zu sagen oder zu begehren. Der Herzog versetzte darauf: Gewiß ihr habts. Und dieser wiederhohlte sein Nein! mein Herr. Der Herzog ging darauf von ihm weg, und spatzierte an der einen Seite der Kirche auf und nieder, um ihm, der an der andern Seite ging, dadurch etwa mehr Zeit, als das erstemal zu gönnen. Allein jener redete ihn gar nicht an. Der Herzog hatte dazumal verschiedene verkleidete Leute nach der Abtey gesandt, welche auf ein gegebenes Zeichen, die Person so mit ihm sich besprechen würde, aufheben sollten. Allein er gab dieses Zeichen nicht. Dann ob er gleich festiglich wußte, daß die Person, mit der er sich unterredete, eben dieselbe wäre, so er im Park gesehen, so wollte er doch lieber seine eigne

Person von neuem wagen, als einen Unschuldigen aufheben lassen.

Bald nachher empfing der Herzog folgenden Brief:

An des Herzogs von Marlborough Durchlaucht.

Mein Herr!

„Ich weiß ganz gewiß, daß Sie am Sonntage „Gesellschaft hatten. Ich schreibe dieses Verfah„ren der Schwäche der menschlichen Natur zu, „allein anstatt daß es scharfsinnig seyn sollte, so „könnte es schlimme Folgen nach sich ziehen, weil „unmöglich dadurch der vorgesetzte Zweck erreichet „werden kann. Sie werden mich bald wiederum „zufälliger Weise sehen und leicht entdecken kön„nen, wo ich hingehe, und wann sie demnach zu „mir schicken werden, so werde ich Ihro Durch„laucht meine Aufwartung machen, allein ich hoffe, „wir werden alleine seyn, und unsere Unterredung „wird nur in Flüstern geschehen. Sie werden „auch alsdenn Ihr Ehrenwort geben, daß nicht das „geringste von dem Gespräche auslecken soll. Wenn „Sie diese und die vorhin angeführte Bedingungen „genehmigen, so wird es zu ihrer Sicherheit die„nen. Wenn Sie mir aber nicht willfahren oder „einigen Anschlag wider mich schmieden, so wird „meine Rache zwar langsamer, aber eben so gewiß

„erfol-

„erfolgen, und starke Vermuthung ist, das schlim-
„ste was wahrscheinlicher Weise daraus entstehen
„kann, während das doch zehnmahl mehr Gefahr
„wider Sie seyn wird. Sie werden nach der Zu-
„sammenkunft vielleicht noch in Zweifel stehen,
„allein es ist blosserdings nothwendig, daß die äus-
„sere Seite ein Deckmantel der innern sey. Die
„Familie der Blutdürstigen (of the bloods) ist
„noch nicht ausgelöschet, allein sie gehöret nicht in
„meinen Plan.

Aus diesem Briefe scheint wegen des Ausdrucks: Sie werden mich bald zufälliger Weise wiedersehen zu fliessen, daß der Verfasser desselben nicht allein den Herzog gesehen, sondern daß auch der Herzog denselben gesehen und zwar so, daß er sich dessen erinnern und ihn wieder kennen konnte, dann wie könnte sonsten Ihro Durchlaucht denselben zufälliger Weise sehen und ihn von allen unterscheiden, auch wohin er ginge, bemerken. Allein der Herzog traf weder die Person an, so er vordem gesehen, noch einen einzigen, von dem er nur die geringste Vermuthung haben könnte, daß er diese Briefe geschrieben. Nach zween Monaten aber empfing derselbe unter einer andern Hand folgendes Schreiben.

An des Herzogs von Marlborough Durchlaucht.

„Durchlauchtiger Herr!

„Ich habe grosse Ursache zu glauben, daß der „Sohn eines Barnard, der Aufseher zu Abing„don Buldings Westmünster ist, um einige „Geheimnisse weiß, die zu dero Sicherheit ein „grosses beytragen können. Sein Vater ist jetzt „ausserhalb der Stadt, wodurch Sie gute Gele„genheit haben ihn desto heimlicher auszufragen. „Es würde Ihro Durchlaucht von keinem Nu„tzen seyn, mir aber Gefahr verursachen, wenn ich „mich in dieser Sache blos geben wollte. Ich bin „Dero treuer Freund Anonymus.

Er kömmt fleißig auf das Koffeehaus in Storeigate.

Ohngefehr zehn Tage, nachdem der Herzog diesen Brief empfangen, sandte er einen, Nahmens Merrick zu dem Koffeehause in Storeigate, um den Herrn Barnard zu berichten, daß der Herzog Verlangen trüge, mit ihm zu reden. Am Dienstage, welcher war der 25te des Aprils, wurde diese Bothschaft an Herrn Barnard bestellt und er versprach dem Herrn Merrick, daß er am nächstfolgenden Donnerstag gegen halb eilf dem Herzoge seine Aufwartung machen würde.

Er kam auch am Donnerstag um die bestimmte Zeit und weil der Herzog ihn sogleich vor dieselbe

selbe Person erkannte, so er im Park und in der Abtey gesehen, so führte er ihn in ein Zimmer und schloß die Thüre hinter sie zu. Der Herzog fragte ihn darauf, so wie er die beyden vorigen male gethan, ob er ihm etwas zu sagen hätte und Barnard gab die vorige Antwort: daß er nichts zu sagen hätte. Der Herzog ging darauf die empfangenen Briefe von dem ersten an, durch; und Barnard hörete mit Verwunderung und Erstaunen, aber ohne dem geringsten Anschein der Furcht, darauf. Der Herzog versetzte: Es käme ihm sonderbar vor, daß Briefe von einem solchen Inhalt, mit solcher Genauigkeit, als ob sie von einem Gelehrten kämen, geschrieben wären, worauf Barnard erwiederte: Es könnte ja wohl seyn, daß ein Mann zu gleicher Zeit sehr gelehrt und sehr arm wäre. Ja er hätte noch wohl hinzufügen mögen, daß er auch sehr dreiste und gottlos seyn könne. Der Herzog zeigte ihm darauf den 4ten Brief, in dem sein Nahme stand, worauf Barnard versetzte: Das ist doch wunderbar. Mein Vater war damals eben ausser der Stadt. Diese Antwort schien dem Herzog sehr anmerklich, weil der Brief ohne Datum war, und Barnard doch sagte, mein Vater war damals eben ausser der Stadt. Er sagte deshalb zu ihm, daß, wenn er unschuldig wäre, ihm mehr als ihro Durch-

laucht

laucht daran gelegen seyn müste den Schreiber dieser Briefe, vornehmlich des letztern zu entdecken, worauf Barnard lächelte und sich hinweg begab.

Es ist uns unbekannt, auf welche Art Herr Fielding diese Umstände erfahren, aber diß ist gewiß, daß Herr Fielding bald darauf den Herrn Barnard in Verhaft nahm, worauf er von der Old Bailey, als einer der wider die Gesetze Drohbriefe verfertiget hätte, befraget wurde.

In der Nachricht dieses Processes, so wie er in den Sitzungsnachrichten dieses Gerichts gedrukket worden, wird keiner Zeugen Erwähnung gethan, die hätten beweisen sollen, daß diese Briefe von Herrn Barnard geschrieben worden, noch daß sie mit seiner Hand übereinkämen, sondern nur solcher, die da darthun sollten, daß er in dem Hydepark und der Abtey zu der Zeit gewesen wäre, um welche der Verfasser des ersten und zweiten Schreibens den Herzog dorthin bestellet hatte.

Es scheint demnach daß dem Herrn Barnard obliege darzuthun, wie er eben um diese Zeit an solchen Oertern gewesen und dieses hat er auf eine ganz besondre Art durch sehr glaubwürdige Zeugnisse dargethan (*).

Am

(*) S. Gentl. Mag. May S. 240.

Am Donnerstage den 11 May wurde in der Old-bailey der merkwürd. Proceß des jungen Hn. Barnard auf folgende Art geführet. Er wurde nämlich beschuldiget, daß er in dem Park und in der Abtey zu der Zeit gewesen, zu welcher der Herzog durch Drohbriefe dahin bestellet worden. Hierauf suchte er sich folgendermaßen zu vertheidigen. Er bewies nämlich, daß an dem Sonntage morgen, dessen in dem ersten Briefe gedacht wird, sein Vater ihm aufgetragen hätte, nach Kensington zu gehen, um den Unteraufseher über die Heerstrasse zu befragen, ob der Generalempfänger derselben ihm nicht seinetwegen Geld ausgezahlet hätte. Daß er diesem Befehl zufolge nach Kensington gegangen mit dem Unteraufseher geredet und nachher bey seinem Oheim mit verschiedenen andern Personen, in dessen Hause zu Kensington, gespeiset hätte. Dieser Gesellschaft habe er die besondere ihm zugestossene Begebenheit, daß der Herzog im Hydepark zu ihm kommen und ihn befraget hätte, ob er ihm etwas zu sagen, erzählet. Und dieses ist durch das Zeugniß des alten Barnards, daß er ihm nach Kensington zu gehen befohlen, durch den Unteraufseher, durch den Oheim, bey dem er gegessen und verschiedene Personen, die daselbst mit ihm gespeiset, eidlich erhärtet worden.

Was die zwote Beschuldigung wegen der Abtey betrift; so hat er dargethan, daß Herr Jacob Greenwood ein Brauer zu Deptford einer seiner Anverwandten, der die Nacht vorher in seines Vaters Hause geschlafen, an dem Sonntage, wovon im zweyten Brief stehet, des Morgens beym Frühstück ihn ersucht hätte, daß er sich ankleiden möchte, um mit ihm im Park zu spatzieren. Er habe sich erst nach langem Bitten hiezu entschlossen. Wie sie nun an der Ecke bey Henrich des VII. Kappell gekommen, habe er Barnard geradesweges in den Park gehen wollen, allein Herr Greenwood hätte ihn sehr angelegen, daß er doch durch die Abtey mit ihm gehen möchte, weil er des Generals Hargravens Monument noch nicht gesehen. Dieser Herr Greenwood war der Mann von gutem Ansehn, mit welchem der Herzog ihn in die Abtey kommen sahe. Da Barnard dem Greenwood die Begebenheit, so er mit dem Herzoge gehabt, erzählet hatte, so sagte dieser, so bald er den Herzog, der ihm bekannt war, sahe, zu jenen, wer es wäre. Dann Barnard hatte ihn, weil er sehr kurzsichtig ist, nicht gesehen, und würde ihn doch nicht erkannt haben, falls er ihn auch gesehen. Da nun Herr Greenwood gesehen, daß der Herzog auf sie zugekommen, und verschiedene male bey ihnen vorgegangen, habe er geurtheilet, der Herzog wolle

mit

mit Herrn Barnard reden, zugleich aber vermuthet, daß er solches nicht eher thun wollte, als bis selbiger allein wäre, deshalb wäre er Greenwood von ihm weg und aufs Chor gegangen. Dieses ist durch das Zeugniß des Herrn Greenwoods, als der einzigen Person, dem diese Umstände bekannt seyn konnten, bestätiget worden. Und hier muß man bemerken, daß auf vorbemeldten Tagen Herr Barnard keine Zusammenkunft veranlassen konnte. Dann, daß er seiner Geschäfte wegen, um die bestimmte Zeit, an die angeführten Orte im Park und der Abtey kommen würde, wußte er nicht eher, als Morgens eben des Tages, da er dort eintraf.

Herr Barnard bewies auch durch unverwerfliche Zeugnisse, daß er den sonderbaren Vorfall, daß der Herzog von Marlborough mit ihm in dem Park und in der Abtey geredet, öffentlich, selbst an dem Tage, da es sich zugetragen, seinen Freunden und Verwandten erzählet und nachher manchmal wiederhohlet habe. Daß sein Vater in einem guten und einträglichen Amte stünde, welches er zu bekommen Hofnung hätte, indem er Proben seiner Geschicklichkeit dazu abgeleget, und es ietzt schon mit vielem Fleisse wahrnehme. Verschiedene von den vornehmsten Personen, unter andern der Dr. Markham, der ietzt der Westmünster Schule würdigst vorstehet, haben dargethan,

than, daß seine äusserliche Umstände sehr gut wären, und daß er gar nicht aus Geldmangel nöthig hätte, seine Ehre, ja gar sein Leben in die Waage zu setzen. An seiner Aufführung wäre auch nie etwas auszusetzen gewesen, und auf seine geprüfte Treue könnte man sich verlassen.

Der 4te Brief bleibt bey dem allen ein undurchdringlich Geheimniß. Niemand kann sich in den Sinn kommen lassen, daß, weil Herr Barnard von dem Gespräch des Herzogs manchmal geredet, er deswegen Geheimnisse wisse, die zu dessen Sicherheit ein grosses beytragen könnten. Und wie jemand, der vielleicht vernommen, daß der Herzog Drohbriefe, ohne zu wissen von wem, empfangen, des Herrn Barnards erwähnen sollte, kann auch nicht leicht errathen werden. Die einzige wahrscheinliche Muthmaßung, wenn man in einer solchen Sache einer Muthmaßung Raum geben darf, möchte dahin gehen, daß ein dienstfertiger Mensch, welcher von der Absicht, warum der Herzog in die Abtey gegangen, etwas gehöret und bemerket haben mag, daß er mit Herr Barnard geredet, auf denselben ein wachsames Auge gehabt und überdem geglaubet habe, daß, wenn seiner gegebenen Nachricht zufolge derselbe eine böse Absicht gestehen möchte, derjenige so die Nachricht gegeben ohne Zweifel würde belohnet werden, so bald er sich nur kund thäte, daß sage ich

jemand

jemand durch diese Gedanken hätte können bewogen worden seyn, die Warnung auf ein Gerathewohl zuthun und sich so lange verborgen zu halten, bis daß man den Ausgang sehen würde.

Was den Herzog anbetrift, so sieht man aus seinem ganzen Betragen, daß er die gröste Vorsichtigkeit und Großmuth an den Tag geleget: und daß selbst der Prozeß das gemeine Beste zur Absicht gehabt und ihro Durchlaucht lieber gewünscht haben, daß der angeklagte möchte unschuldig als schuldig erfunden werden.

In dem London Mag. 1757 Brachmonate S. 296 u. f. finden sich noch folgende, diese Sache betreffende Umstände. Als 1) daß der erste Brief unter die Thür des Posthauses geschoben worden und des nächsten Tages von dem Thürwächter zu ihro Durchlaucht gebracht worden.

2) Daß der Herr Barnard erst am Donnerstage zu dem Herzoge gegangen, weil er am Mittwochen ausserhalb der Stadt hätte seyn müssen, und daß er

3) Durch eine erdichtete Anklage, in welcher man ihn der Schlägerey und daß er andere angefallen beschuldiget, vor Herrn Fielding gebracht worden, der ihn in das neue Gefängniß bringen lassen. Des Nachts um zwölf Uhr wäre Herr Fielding mit einem andern dahin gegangen, um

seine Taschen zu durchsuchen. Barnard aber habe mit der grösten Bereitwilligkeit seine Brieftasche und Schriften, und an den Gefährten des Herrn Fielding den Schlüssel zu seinem Contor und Schreibbult überreichet.

4) Wird auch angemerkt, daß man aus der Gleichheit der Hände oder deren Ungleichheit keinen Grund zur Beschuldigung oder Entschuldigung des Herrn Barnards genommen, sondern sich begnüget habe zu zeigen, daß kein Grund vorhanden wäre, warum er auf solche Art Geld zu bekommen suchen sollte, da er als Aufseher (survegor) schon öfters wäre gebraucht worden. Und endlich wird der Schluß dahin gemacht, daß es entweder in der Absicht, den jungen Barnard umzubringen, ersonnen oder eine Erfindung witziger, aber gottloser Leute sey, ihre Bekannte und Verwandte zu plagen.

XX.

Schreiben aus Rom an den Herrn Thomas Hollis, betreffend die Veränderung, so man daselbst mit dem Pantheon vornimmt.

Dieses ist in der königl. Societät der Wissenschaften verlesen den 3 März 1757. und dem 50ten Bande der philosophischen Transactionen einverleibet worden.

(Lond. Mag. 1758. Brachmonat S. 296.)

Der Regierung wurde neulich das Project des Paul Posi eines Architecten, dem Pantheon inwendig anderes Ansehn zu geben, vorgeleget, und zum Unglück gebilliget. Zufolge dieses Entschlusses ist die Kuppel schon rein gemacht und mit Kalk beworfen. Der Ueberrest des Bleyes, welches unter den silbernen Zierathen lag, womit es vordem bedecket gewesen, ist hinweggenommen worden. Die Ueberbleibsel der Gesimse und übrige Zierathen, so vordem aus Silber gemacht, lassen sich noch in dem Bleye, welches

mit grossen eisern Nägeln befestiget war, erkennen.

Dieses Unternehmen wurde durch ein bewegliches Gerüste zu Stande gebracht. Solches war an dem kupfernen Gesimse der obern runden Oefnung, wodurch das Licht in den Tempel fällt, befestiget worden, von da ging es bis zu dem Gesimse der corinthischen Ordnung hinunter. Es war also sehr artig zu höchst verwerflichen Endzwecken ersonnen. Nun ist zwar wahr, daß wir dieses Gewölbe vordem nicht in seinem alten Glanze sahen, allein wir hatten doch das Vergnügen, die Züge, die Reste seiner vorigen Grösse zu erblicken. Und die allergeschicktesten Bauverständige konnten die Einsicht und Kunst nicht gnugsam bewundern, mit welcher der Baumeister solches aus verschiedenen kleinen Bogen, welche zusammen ein netzförmiges Werk ausmachten, verfertiget, und die Räume dazwischen mit Mörtel und Bimstein ausgefüllet hat. Hiedurch hat er ihm die Stärke und Leichtigkeit gegeben, wodurch es so viele Jahrhunderte stehen geblieben ist.

Der Schade würde aber erträglich seyn, wenn man die Absicht nicht weiter, als auf das was eben angeführet worden, getrieben hätte. Allein man ist jetzt beschäftiget, die corinthischen Säulen wegzuschaffen, um eine neue Erfindung, die sich zu dem kindischen verdorbenen Geschmack unserer

Zeiten

Zeiten schickt, an ihren Platz zu setzen. Ja man ist auch gar Vorhabens das alte Pflaster aufzunehmen, und was das ärgste, so will man statt der obern Oefnung, einer Schönheit, die dieses Gebäude vor allen andern voraus hat, eine Leuchte, so wie es bey den modernen Kuppeln gebräuchlich ist, anbringen.

Sie, M. H. haben diesen merkwürdigen Tempel noch in dem Zustande, wie die Barbaren ihn gelassen haben, gesehen; allein die ihn künftig sehen werden, werden ihn in einer weit elendern Gestalt erblicken. Er wird seines kostbaren Marmors und Zierathen beraubet, und durch den modernen Geschmack so verstellt seyn, daß man die prächtige Gestalt, so ihm von Agrippa gegeben, nicht mehr erkennen wird.

Man sagt, daß der Architect, Herr J. B. Päranesi, der die Alterthümer Roms und verschiedene dahin einschlagende Werke herausgegeben, eine ganz genaue Abzeichnung von der alten Säulenordnung und von andern hieher gehörigen besondern Stücken, aufgenommen habe. Diese wolle er in Kupfer stechen lassen und mit einer vollständigen Erklärung begleitet herausgeben. Er wird auch einen Riß von dem ganzen Tempel, so wie derselbe seiner Meinung nach, in seinem ersten Glanze und grösten Vollkommenheit ausgesehen haben müsse hinzufügen: Damit die Nachwelt eines solchen Unterrichts, der allen Liebhabern der Bau-

kunst von solchen wichtigen Nutzen ist, nicht beraubet werden möge. Man setzt hinzu, daß der Künstler, welcher das vorgedachte Gerüste ersonnen, diesem Herrn ein Model davon gemacht, welches er mit dem vorgedachten Werke in Kupfer gestochen einverleiben würde.

Diese Veränderung des Pantheons ist ohne Zweifel dem Unglück zuzuschreiben, so im Jahr 1756. diesem prächtigen Stücke des Alterthums begegnet, davon das Lond. Mag. 1756. Decemb. S. 612 folgendes meldet.

Am 4ten November ist zu Rom die Kuppel des alten Pantheons plötzlich eingefallen, wodurch das prächtige und so berühmte Gebäude, das schätzbare Ueberbleibsel der römischen Baukunst, gänzlich zerstöret worden. Es ist dieser Tempel seit Bonifacius des IV. Zeiten eine catholische Kirche gewesen, der sie der Mutter GOttes und allen Märtyrern weihete und nachmals wurde sie gar von Gregorius den IV. allen Heiligen gewidmet.

XXI.

Beschreibung der Aurikel,

nebst Anweisung,

wie sie am besten gezogen und gebaut werden könne.

(New Univ. Mag. 1758. Winterm. S. 182 u. f.)

Die Aurikel wächst ursprünglich auf den Alpen: es hat aber diese wilde und in ihrem Vaterlande von selbst wachsende Pflanze, durch Verpflanzung und Pflegung sich solchergestalt verbessert, daß sie nunmehr die so mannichfaltigen, als schönen Arten, welche itzt unsre Gärten zieren, erzeuget hat. Ihre Arten sind wirklich fast unzählbar. Gleichwie aber diejenige, welche zu einer Zeit hochgeschätzet werden, selten das Glück haben, ihre Achtung nach etlichen Jahren zu behaupten, weil aus dem Saamen immer schönere und grössere Blumen, als worauf die Blumisten vornehmlich sehen, gezeuget werden: so würde es eine vergebliche Sache seyn, eine oder andere besondere Art derselben genauer zu beschreiben. Wir wollen derhalben nur überhaupt die Kennzeichen einer guten Aurikel angeben.

1. Der Stiel der ganzen Blume muß hoch und stark seyn.

2. Der Stengel einer jeden Glocke muß kurz seyn; damit das ganze Blumengebüsch regelmäßig und an einander gedrungen sey.

3. Die Röhre oder der Hals einer jeden Blume muß kurz, die Blume selbst aber groß und regelmäßig ausgebreitet seyn, damit sie gar nicht herunter hängen könne.

4. Die Farben seyen licht, und wohl gemischet.

5. Das Auge der Blume sey groß, rund und schön, weiß oder gelb, die Röhre oder der Hals aber nicht allzuweit.

Alle Blumen dieser Art, welchen es an einer oder andern der obbemeldeten Eigenschaften fehlet, werden itzt von einem jeden guten Blumisten verworfen. Denn da man alle Jahre aus dem Saamen immer was neues bekommt, so werden die schlechten weggeworfen, um den bessern Platz zu machen. Einige Liebhaber sind so sehr auf neue Arten gesetzet, daß, wenn gleich die alten Blumen die neuen weit übertreffen, diese dennoch, wenn man sie selbst erzielet hat, jene verdrängen.

Um gute Blumen aus dem Saamen zu bekommen, muß man dazu die besten Blumen wählen, die man nur hat. Diese müssen in freye Luft gesetzet werden, damit der Saamenstaub auf sie fallen könne, ohne welchen sie selten tauglichen Saamen

men tragen. Dieser wird im Brachmonate reif, welches man leichtlich erkennet, wann die Saamenbehältnisse bräunlich werden und sich eröfnen. Man muß derowegen sich hüten, daß der Saame nicht herausfalle, angesehen man nicht allen Saamen zu gleicher Zeit abnehmen kann.

Die Zeit sie zu säen ist gemeiniglich der August; doch ist es bis Christtag noch allezeit frühe genug.

Das beste Erdreich zu diesem Saamen ist eine frische, leichte, sandichte Düngererde, welche mit ganz vermodertem Kuhmist oder Gerberlohe vermischet worden. Mit dieser wird der Topf, Kasten oder Korb, worein man seinen Saamen säen will, angefüllet; und nachdem man die Oberfläche ganz eben gemacht, streuet man den Saamen darauf, welcher ganz dünne mit Moder aus einem abgestorbenen hohlen Weidenbaume bedecket wird, worauf man den Kasten ꝛc. mit einem Drathnetze zudecket, damit keine Katzen, Hühner und dergleichen den Saamen auskratzen oder zu tief hinunter drücken. Denn wo dieses geschiehet, bleibet der Saame ein Jahr unter der Erde, wo er noch gar einmal zum Vorschein kommt; weswegen viele den Saamen lieber nimmer bestreuen, sondern ihn auf der Oberfläche der Erde im Kasten liegen lassen, bis der Regen ihn nach und nach hinunter spület, welches auch oft am besten von statten geht. Diese Kasten werden so gestellet, daß sie im Winter des

halben Tages Sonne haben: im Anfange vom März aber, setzet man sie an einen Ort, wo sie nur die Morgensonne bis 10 Uhr haben. Denn itzt fangen die jungen Pflanzen bald an, hervorzukommen, welche, wenn sie auch nur einen ganzen Tag an der Sonne stünden, alle mit einander verderben würden.

Während der Sommerszeit, in trocknem Wetter erfrische man sie oft mit Wasser: man gebe ihnen aber davon nie zu viel auf einmal. Im folgenden Heumonate werden sie schon groß genug zum Verpflanzen seyn. Man muß darum nun mit obbemeldeten Erdreiche ein Beet zurechte machen, oder einen andern Kasten damit anfüllen, worein man die Pflänzlein etwa 3 Zoll ins Gevierte von einander setzet. Stehen sie in Beeten, so müssen sie täglich beschattet werden, bis sie sich völlig bewurzelt haben; welches auch allezeit bey sehr heissen und trocknem Wetter geschehen muß: sind sie aber in Körbe oder Kasten gepflanzet, so kann man sie in einen schattichten Ort bringen.

Wenn man die Saamenpflänzlein, Aurikeln in Beeten pflanzet, so muß man verfaulten Kuhmist, etwa 10 Zoll tief unter der Erde legen, und denselben fest und eben niederstampfen. Dadurch verhütet man, daß die Erdwürme die jungen Pflanzen nicht aus der Erde ziehen, welches sie, wenn man jenes unterläßt, gemeiniglich zu thun pflegen.

Dieser

Dieser Mist muß ungefehr einen Schuh hoch geleget werden, weil alsdann die Würme gar nicht durchdringen können, bis die Pflanzen im Beete sich genugsam befestiget haben. Wenn hernach im Frühlinge die Wurzeln der Aurikeln in den Mist hineinschlagen, so werden die Blumen davon stärker als gewöhnlich werden. Diese beeten müssen gegen Osten offen liegen, und vor der Südsonne beschirmet seyn.

Wenn man alle aufgegangene Pflanzen aus den Kasten oder Töpfen genommen hat, muß die Erde sanft wieder eben gemachet werden: denn es trägt sich oft zu, daß einige Saamenkörner zwey Jahr in der Erde liegen bleiben, ehe sie aufgehen, besonders wenn sie bey dem Säen etwa zu tief bedecket werden, wie ich vorhin angemerket habe.

Im folgenden Frühlinge werden sich schon viele Blumen offenbaren. Aus diesen muß man die, welche gute Eigenschaften haben, auslesen, und eine jede in einen besondern, mit obbemeldeter Erde angefülleten, Topf setzen, um sie darin bis zum folgenden Frühlinge zu bewahren, da man erst recht von der Güte der Blume wird urtheilen können. Diejenigen aber welche nur einfärbichte oder kleine Blumen bringen, kann man herausnehmen, und zu Einfassungen in den äusseren Theilen des Gartens, zur Parade, oder zu Blumensträusen, pflanzen. Die übrigen, welche dasselbe

Jahr nicht blühen, nimt man aus, und verpflanzet sie in ein frisches Beet, bis man siehet, wie sie ausfallen.

Die Fortpflanzung der Blumen, welche man erhalten hat, geschiehet vermittelst der Schößlinge, welche man von den alten Wurzeln, im April, wenn sie in der Blüte stehen, abreißt. Diese Schößlinge pflanzet man in kleine Töpfe, welche mit derselben Art Erde, als oben für die Saamenpflänzlein angerathen worden, gefüllet sind. Im Sommer werden dieselbe an einen schattichten Ort gesetzet, und oft mit Wasser erfrischet: des Winters aber müssen sie für starken Regen beschirmet stehen. Im folgenden Frühlinge bringen diese junge Pflanzen ihre, obwohl noch schwache Blumen. So bald sie aber ausgeblühet haben, müssen sie in grössere Töpfe gesetzet werden, in welchen sie des folgenden Jahres sich in vollkommener Blüte zeigen werden.

Um aber von diesen Blumen eine schöne Blüte zu erlangen, muß man nach folgenden Regeln verfahren.

1. Man muß die Pflanzen im Winter für allzu viel Feuchtigkeit bewahren, als wovon sie oft verfaulen und verderbet werden: man gebe ihnen aber so viel freye und ofne Luft als möglich ist. Sie müssen aber auch nicht zu viel an der Sonne stehen, weil dadurch ihre Blumenknospen zu frühe

zu treiben anfangen, welche von den Nachtfrösten, die im März vorzufallen pflegen, verderbet werden, wo man sie nicht dafür beschützet.

2. Muß man im Anfang des Februars, wenn es weich Wetter ist, die oberste Erde aus den Aurikeltöpfen, so tief als man kann, ohne den Wurzeln Schaden zuzufügen, hinwegnehmen. Man fülle sie alsdenn wieder mit fetter frischer Erde auf. Dieses wird ihnen sowohl zum Blühen sehr vortheilhaft seyn, als auch dazu dienen, daß die Sprößlinge Wurzel schiessen und zum Versetzen im April geschickt werden.

Pflanzen, welche nur einen Stiel haben, tragen die grösten und vollesten Blumen: und deshalb nehmen die grösten Blumenliebhaber, so bald es nur ohne dem Wachsthum der Blume zu schaden, geschehen kann, die Schößlinge, wenn sich einige zeigen, im Herbste hinweg, oder lassen solche gar nicht zum Blühen kommen, damit die Hauptblume dadurch nicht geschwächet werde.

3. Wenn die Blume die Knospen der künftigen Blüte schiesset, muß man die Töpfe mit Matten beym Frostwetter bedecken: damit nicht die scharfen Fröste des Morgens sie beschädigen und ihr Blühen verhindern.

4. Wenn der Blumenstiel grösser und die Knospe dicker wird, so muß man sie vor starken Regen bewahren, weil dadurch ihr weisser mehlichter

Staub

Staub abgespület und die Schönheit ihrer Blüte sehr verderbet wird. Man muß aber auch darnach trachten, daß sie so viel als möglich unbedeckt seyn, dann sonst wird ihr Stiel geschwächet werden und nicht im Stande seyn, die Blume gerade zu tragen. Dieses bemerkt man an den Aurikeln, welche bedeckt gestanden. Das Begiessen muß auch nicht unterlassen werden, weil es zu ihrer Stärkung dienet. Nur muß man sich hüten, daß das Wasser nicht in die Mitte der Blume oder zwischen die Blätter falle.

5. Wenn die Blume sich öfnet, so muß man sie auf ein Gestell bringen. Dieses besteht aus verschiedenen Dielen, die stuffenweis in die Höhe gehen und muß oben bedeckt seyn, damit keine Nässe darauf komme. Gegen Morgen lasse man es offen, gegen Mittag aber zugedeckt seyn. Auf diesem Gestelle werden die Blumen ein weit schöneres Ansehn haben, als wenn die Töpfe auf der Erde stehn. Dann weil die Blume klein ist, so können wir ihre Schönheit nicht recht bemerken, wenn sie aber auf Dielen erhöht stehn, so haben wir sie gerade vor uns. Hier lasse man sie stehen bis die Schönheit ihrer Blumen vergehet. Alsdenn muß man sie wieder in freyer Luft dem Regen aussetzen, damit sie Saamen bekommen, welches aber nicht zu geschehen pflegt, wenn sie zu lange unter dem Verdecke stehen. Wenn der Saame reif ist, so

muß

muß man ihn bey rechten trocknen Wetter einsammlen und an einem Fenster auf Papier an die Sonne legen, damit er nicht schimmelicht werde, und ihn alsdenn so lange in den Knospen lassen, bis daß es Zeit ist, ihn auszusäen.

XXII.

Nachricht
von dem,
was sich zu Bergemoletto
durch Herabschiessung
eines grossen Schneeberges am 19 März 1755.
sich zugetragen (*).

(Lond. Mag. August 1757. S. 395.)

Es liegen ohnfern von Demonte, wenn man durch das obere Thal von Stuva die Gebirge hinuntersteiget, nach der linken Hand, ohngefehr anderthalb Stunden von dem Wege so nach Demont führet, fast auf der Mitte des Berges, einige wenige Häuser, welche von den dortigen Einwohnern Bergemoletto genennet werden. Diese hatten das Unglück am 19ten März

(*) Aus dem 49ten Bande der Philosophischen Transactionen und dessen 2ten Theile.

März 1755. des Morgens, da sehr viel Schnee gefallen war, durch 2 grosse Schneehaufen, welche von den obern Theilen des Gebürges herunterrollten (*), gänzlich bedeckt und zu Grunde gerichtet zu werden. Alle diese Einwohner befanden sich in ihren Häusern, nur Joseph Rochia, ein Mann von ohngefehr 50 Jahren war nebst seinem 15 jährigen Sohne, mit Wegräumung des Schnees, welcher in den vorhergehenden 3 Tagen ohne Aufhören gefallen war, oben auf ihrem Dache beschäftiget. Ein zur Messe gehender Priester sagte ihm, daß er herunterkommen möchte, weil er so eben einen Schneehaufen hätte herunterfallen gesehen. Dieser war auch nicht weit von des Rochia seinem Hause niedergefallen, hatte aber, weil er nicht sehr groß gewesen, keinen Schaden verursachet. Da nun Rochia glaubte, daß diesem kleinen Schneehaufen, vielleicht grössere folgen möchten, so stieg er eiligst von seinem Hause herunter und lief mit seinem Sohne fort, ohne daß er recht wuste wohin.

Doch

(*) Paulus Jovius führet in dem Leben des Pompejus Colonna ein merkwürdiges Beyspiel von einem von den Alpen gefallenen Schneehaufen und den dadurch verursachten Schaden an: Pompeius - - trans Alpes contendit, quo itinere summum se vitae periculum adiisse, sæpe memorabat, quum ipso peninas superante Alpes devoluta ingens e summis Alpium iugis niuium moles permultos omnis generis mortales, et in his integram Sedunorum legationem paucis ante sepassibus oppressisset.

Doch er war keine 30 bis 40 Schritte gelaufen, als sein Sohn, der hinter ihm war, niederfiel. Er sah sich deshalb nach ihn um, und erblickte zugleich, daß sein und seiner Nachbaren Häuser mit einem Schneeberge bedeckt waren. Er hub seinen Sohn auf, allein wie er bedachte, daß seine Frau, seine Schwester, seine beyden andern Kinder und alle seine Habseligkeit unter dem Schnee begraben wäre, so fiel er in eine Ohnmacht. So bald er sich aber davon wieder erhohlte, so begab er sich auf den Weg und kam glücklich zu der Wohnung eines seiner Freunde.

Unter diesem entsetzlichen Schneeberge, welcher 60 englische Schuh hoch war, wurden 22 Personen begraben. Weil der Schnee so hoch war, so konnten die Arbeitsleute, deren eine grosse Menge beordert waren, um diesen Elenden zu Hülfe zu kommen, solchen nicht hinwegschaffen und man ließ endlich alle Hofnung fahren, daß man ihnen die geringste Hülfe würde erzeigen können.

Fünf Tage nachher, wie sich der Rochia von seinem Schrecken etwas wieder erhohlet, und zu arbeiten im Stande war, ging er mit seinem Sohne und zween Schwägern nach dem Schneeberge. Sein Absehn war, daß er den Ort suchen wollte, wo sein jetzt bedecktes Haus und Stall seyn möchte. Allein, ob man gleich viele Löcher in den Schnee machte, so konnte man dennoch die

rechte Gegend nicht antreffen. Weil aber der Monat April sehr heiß war, und der Schnee zu vergehen und grösten Theils zu schmelzen anfing, so wurde dieser unglückliche Mann dadurch aufgemuntert, seinen äussersten Fleiß anzuwenden, damit er sein im Hause zurückgelassenes Vermögen wieder bekommen und den Ueberrest der Seinigen begraben möchte. Er machte deshalb von neuem Löcher in den Schnee, worein er Erde warf, welche den Schnee und das Eis stärker aufzulösen dienet. Am 24ten des Aprils hatte der Schnee gewaltig abgenommen und dieses mehrte in dem Rochia die Hofnung, daß er sein Haus würde ausfündig machen können. Er fing deshalb an, das Eis, so sechs englische Schuhe dick war, mit eisernen Stangen zu zerbrechen. Wie er nun wahrnahm, daß der Schnee unter dem Eise weit lockerer wäre, so suchte er mit einer langen Stange durch demselben den Grund, und gegen dem Abend schien ihm auch, als ob er solchen fühlte, allein die einfallende Nacht verhinderte seine fernere Unternehmung.

Seinem Schwager, der zu Demonte wohnete, träumete in der nämlichen Nacht, daß seine Schwester noch am Leben wäre, und ihn um Hülfe anrief. Die Rührung, so dieser Traum auf sein Gemüth machte, bewog ihn, ganz frühe des Morgens sich nach Bergemoletto zu begeben,

ben, allwo er auch dem Joseph Rochia und dessen Nachbarn seinen Traum erzählte. Nachdem er ein wenig ausgeruhet, begaben sie sich beyde nach dem Schnee: machten noch andere Oefnungen in denselben, bis daß eine derselben sie zum verlangten Hause führte, allein, unter dessen Ruinen fanden sie keine todte Menschen. Sie suchten daher den Stall auf, welcher ohngefehr 240. englische Fuß von dem Hause entlegen war, und nachdem sie nahe dabey kommen, vernahmen sie ein Geschrey: Ach lieber Bruder! hilf mir. So sehr sie durch diesen Zuruf erschrecket wurden, eben so sehr wurden sie aufgemuntert und arbeiteten deshalb mit allem Fleiß ein grosses Loch zu machen. Durch dieses stieg der Bruder, derselbe der den Traum gehabt, augenblicklich hinunter. Seine Schwester empfing ihn mit schwacher und sterbender Stimme in folgenden Worten. Ich habe immer auf GOtt vertrauet und auf dich, daß du mich nicht verlassen würdest. Der andere Bruder stieg darauf mit dem Manne hinunter und fanden ausser der Frauen von 45 Jahren, noch eine Schwester und eine Tochter am Leben, davon jene 35, diese 13 Jahr alt war. Sie nahmen diese Frauenspersonen auf ihre Schultern und liessen sich von den obenstehenden mit ihnen an Stricken, als Personen die man aus den Grabe hohlet, hinaufziehen. Sie brachten sie

darauf in ein benachbartes Haus, dann die Frauensperſonen konnten nicht gehen und waren ſo ausgezehret, daß ſie wie Schatten ausſahen. Man brachte ſie gleich zu Bette und gab ihnen einen vom feinſten Roggenmehl gemachten Brey mit etwas Butter zur Stärkung zu eſſen, Einige Tage nachher kam der Aufſeher der Gegend (l'intendent) ſie zu beſehen. Er fand die Frau noch im Bette. Sie war nicht im Stande ſolches zu verlaſſeu oder ihre Füſſe zu gebrauchen. Die ausnehmende Kälte welche ſie ausgeſtanden und die üble Lage worinn ſie ſich befunden, waren Urſache daran. Die Schweſter, deren Beine mit heiſſem Weine gebadet waren, konnte, obzwar nicht ohne Beſchwerlichkeit, gehen, und die Tochter war nach dieſem Mittel gänzlich wieder hergeſtellet.

Wie der Aufſeher die Frau befragte, ſo verſicherte ſie ihm, daß ſie noch keinen Appetit wieder hätte.

Das wenige Eſſen, welches ſie auſſer Suppe und Brey zu ſich nehme, läge ihr ſchwer im Magen, nur hätte ihr der Wein ſehr gute Dienſte gethan. Und von ihrem Schickſal gab ſie folgende Nachricht.

Ich war am 19ten des Monats März mit meinem Sohne von ohngefehr 6 und einer Tochter von beynahe 14 Jahren des Morgens in dem Stall. In ſelbigen befanden ſich auch ſechs Ziegen, davon die

die eine des Abends vorher 2 todte Jungen geworfen hatte, und dieser wollten wir einen Napf voll eingerührtes Rockenmehl zu trinken geben. Ueberdem waren noch ein Esel und sechs Stücke Federvieh in dem Stalle. Wir hielten uns in einer warmen Ecke des Stalls einige Zeit auf. Unsre Meinung war nach der Messe zu gehen und wir warteten da demnach, bis man dazu einleuten möchte. Sie, die Frau hätte wollen aus dem Stalle nach Hause gehen, um ein Feuer anzulegen, damit sich ihr Mann, der den Schnee vom Dache wegräumete, daran wärmen möchte. Allein wie sie gemerket, daß ein Schneehaufe nach der östlichen Seite herunter rolle, wäre sie wieder in den Stall zurückgekehret, hätte die Thüre zugemacht und ihrer Schwester davon Nachricht ertheilet. Nach ohngefehr 3 Minuten hätten sie beobachtet, daß das Dach des Stalls über ihren Haupte zerbrochen und mit einem Theil des Bodens herunter gefallen wäre. Ihre Schwester hätte ihr gerathen, sie möchte in die Krippe und Reepe sich legen, welches sie auch eiligst gethan. Der Esel wäre an die Krippe gebunden gewesen, hätte sich aber durch Schlagen und Sträuben losgemachet, und obgleich dadurch die Krippe nicht gebrochen, so wäre doch der kleine Napf umgestossen. Ihre Schwester hätte solchen aufgenommen und sie hät-

ten sich dessen bedienet, um den geschmolzenen Schnee darinn zum Trinken aufzubewahren.

Zum guten Glück wäre die Krippe gerade unter dem Hauptpfeiler des Stalls gewesen, welcher dem Gewicht des Schnees widerstanden. Ihre erste Sorge wäre nur dahingegangen, sich umzusehen, was sie vor Vorrath an Essen hätten. Ihre Schwester hätte gesagt, sie hätte 15 Kastanien in ihrer Tasche. Die Kinder aber hätten schon ihr Morgenbrodt gegessen und verlangten den ganzen Tag nichts mehr. Sie hätten sich auch erinnert, daß in einem nicht weit vom Stall entlegenen Orte 30 oder 40 kleine Brodte lägen, und sich Mühe gegeben, solche zu bekommen; allein wegen der grossen Menge des Schnees wäre es unmöglich gewesen. Deshalb hätten sie, so laut als sie gekönnt, um Hülfe zu schreien angefangen, allein kein Mensch hätte sie erhöret. Ihre Schwester hätte nochmals vergeblich die Brodte gesucht, allein er wäre umsonst wieder zu der Krippe zurück gekommen und hätte ihr der Frauen 2 Castanien gegeben und selbst zwo gegessen, wozu sie etwas Schneewasser getrunken. Während dieser Zeit wäre der Esel sehr unruhig gewesen und hätte gewaltig geschlagen und die Ziegen sehr geblöcket, bald darauf aber hätten sie von selbigen nichts mehr gehöret. Zwo Ziegen aber wären nahe bey der Krippe gewesen und lebendig geblieben. Diese

hät-

hätten sie sorgfältig befühlet und dadurch erfahren, daß eine derselben trächtig wäre und gegen die Mitte des Aprils junge werfen würde, die andere wäre milchend gewesen, von deren Milch sie denn auch ihr Leben erhalten hätten.

Es sagte auch die Frau ferner aus, daß in der ganzen Zeit, da sie unter dem Schnee begraben gewesen, sie nicht das geringste Tageslicht gesehen. Dennoch hätten sie ohngefehr die ersten 20 Tage einige Kenntniß vom Tage und von der Nacht gehabt. Dann wenn die Hähne gekrähet, so hätten sie geglaubet, es bräche der Tag hervor; allein nachher wären auch diese gestorben.

Des zweeten Tages wären sie allerseits sehr hungrig gewesen, deswegen hätten sie auch alle noch übrige Castanien aufgegessen und dazu die Milch, so sie von der milchenden Ziege gehabt, getrunken. Dieses wäre in den ersten Tagen beynahe zwey Pfund täglich gewesen, hätte aber nach und nach abgenommen.

Am dritten Tage, wie der Hunger sie von neuem geplaget, hätten sie wiederum einem Versuch gethan, damit sie zu dem Orte, wo die Brodte lägen, gelangen möchten, allein solches wäre ihnen, wegen der Menge des Schnees so wie vordem, unmöglich gewesen. Sie hätten darauf alle ihre Sorgfalt um die Ziegen zu füttern angewendet. Zu gutem Glücke wäre über dem Stall,

gerade über der Krippe, der Heuboden gewesen, von welchen durch ein Loch das Heu in die Krippe hinunter hätte geworfen werden können. Dieses Loch wäre nicht weit von dem Standplatze der Schwester entfernet gewesen, welche dadurch das Heu herunter gezogen und es den Ziegen, so lange sie es reichen können, gegeben. Wie dieses aber nicht mehr angegangen, so hätte sie die Ziegen auf ihre Schulter genommen, welche es denn selbst herunter gezogen.

Am sechsten Tage wäre der Knabe krank geworden und hätte über heftige Magenschmerzen geklaget, welches sechs Tage gedauret. An diesem Tage hätte der Knabe seine Mutter, die ihn so lange beständig auf ihrem Schooße gehabt, gebeten, ihn ausgestreckt in die Krippe zu legen. Als sie ihm diese Bitte gewähret und darauf bey der Hand gefasset, habe sie bemerkt, daß solche sehr kalt wäre. Wie sie ihn darauf ihre Hand auf den Mund gelegt, habe sie gefühlet, daß auch solcher sehr kalt sey, worauf sie zwar dem Knaben ein wenig Milch gereicht, der aber kurz darauf geschrien: Ach Vater hier im Schnee! Ach Vater! Vater! worauf er verschieden.

Sie, die Mutter hätte ihrer Schwester zugerufen, daß der Knabe gestorben und ihn nahe bey dieser ihrem Sitze in der Krippe geleget. Während der Zeit hätte die Menge der Milch,

so

so sie von den Ziegen bekommen, immer abgenommen; und weil die Hähne gestorben, hätten sie nicht mehr den Tag von der Nacht unterscheiden können. Nach ihrer Muthmassung aber wäre die Zeit nahe gewesen, daß die eine Ziege werfen würde, welches, wie sie damals gerechnet, in der Mitte des Aprils geschehen würde. Sie bemerkten auch an dem Geblöcke derselben, daß sie würklich warf, weswegen die Schwester ihr Hülfe leistete. Sie tödteten die Lämmer, damit sie die Milch zu ihrem Unterhalte behalten könnten. Und aus dieser Begebenheit schlossen sie, daß sie jetzt mitten im April wären. Wenn sie diese ebenbemeldete Ziege, rufen, so kömmt sie und leckt ihnen die Hände und das Gesicht und weil sie ihnen damals 2 Pfund Milch täglich gegeben, so haben sie noch jetzt eine grosse Liebe gegen sie.

Es versicherten auch diese Leute, daß der Hunger, wenn man nur die ersten 5 oder 6 Tage abrechnete, ihnen nicht sonderlich beschwerlich gewesen. Allein ihr grösstes Ungemach wäre von der ausserordentlichen Kälte des geschmolzenen Schnees, so auf sie herabgetröpfelt, von dem Gestank des todten Esels, der todten Ziegen, Hühner und von den Läusen u. s. w. entstanden: Am allerbeschwerlichsten aber wäre ihnen die ungemächliche Lage gewesen, in der sie sich hätten aufhalten müssen. Dann obgleich der Ort ihrer Begräbniß 12 engli-

sche Fuß lang, 8 breit und 5 hoch gewesen, so wäre doch die Krippe, worinn sie gebückt gegen die Wand gesessen, nicht breiter als 3 Fuß 4 Zoll gewesen. In 36 Tagen hätten sie, den ersten nur ausgenommen, keinen Stuhlgang gehabt. Das geschmolzene Schneewasser, welches sie nach einiger Zeit ohne Beschwerlichkeit getrunken, entledigte sich durch den Urin. Die Mutter sagte, sie hätte gar nicht geschlafen, allein die Schwester und Tochter erzählten, daß sie, wie sonst, geschlafen hätten. Eben die Mutter und Schwester hinterbrachten, daß sie an dem Tage, wie sie unter dem Schnee begraben worden, ihre Reinigung gehabt, allein nachher hätten sie nicht das mindeste davon wieder verspüret. Diese obenangeführte Erzählung wurde vor dem Intendanten 1755. den 16ten May von der benannten Frauen selbst abgeleget und attestiret.

XXIII.

Von der Erfindung, dem Alter und Nutzen des Seherohrs.

(New Univ. Mag 1758. Dec. S. 204.)

Man hat das Seherohr für eine Erfindung des Galiläus gehalten, und deswegen das Galiläusglas genannt; obschon dieser grosse Sternseher selbst bekennet, daß er nicht der Erfinder davon sey. Einige glauben, daß diese Ehre einem Metius, einem Holländer gebühre, welcher im Jahre 1607 gelebet, und, wie er bey Verfertigung der Brenngläser von ungefehr durch eins derselben gesehen, bemerket hat, daß es entfernte Gegenstände vergrösserte. Wenn sich dies so verhält, so ist dieses Instrument eben so wie das Glas selbst, nämlich durch einen blossen Zufall, nach dem Zeugnisse des Plinius, entstanden.

Descartes schreibet diese Erfindung auch dem Metius zu: allein dieser gelehrte Mann hat sich gewiß geirret. Denn Peter Borell hat in einer eignen darüber geschriebenen Abhandelung bewiesen, daß Zacharias Jansen der wahre Erfinder

des

des Seherohrs und Vergrösserungsglases sey (*). Er war von Profeßion ein Brillenmacher zu Middelburg in Seeland, woselbst er im Jahr 1590 ein Seherohr von 12 Zoll im Durchmesser machte, welches er Moritzen dem Prinzen von Oranien schenkete. Gleichwie nun dieser glaubte, daß die Erfindung ihm sonderliche Vortheile zuwege bringen könnte; so verbot er ihm aufs ernstlichste, dieselbe der Welt bekannt zu machen. Es geschahe durch Hülfe dieser Gläser, daß er 7 Sterne im Bären und etliche Flecken im Monde entdeckete. Es ist wahr, daß Johan Baptist Porta dieser Gläser schon vor Jansen im Jahr 1549 Erwähnung thut: allein er redet davon als einer, der nur dar-

(*) Diese Erfindung wird von andern Schriftstellern also erzählet. Wie die Kinder eines gewissen Brillenmachers zu Middelburg in Seeland in ihres Vaters Werkstätte spieleten, zeigten sie demselben, daß, wenn sie zwey Brillengläser zwischen den Fingern, eins vor dem andern in einem gewissen Abstand hielten, der Wetterhahn an der Kirche viel grösser als gewöhnlich, und gleichsam näher herzugebracht, doch in umgekehrter Stellung, erschien. Der Vater, über dieser Seltsamkeit verwundert, kam auf die Gedanken, die beyden Gläser, in zween meßingenen Reifen, solchergestalt auf ein Bret zu setzen, daß er sie nach Belieben weiter von einander oder an einander rücken könnte, wodurch es geschahe, daß man beydes deutlicher und weiter in die Ferne durch dieselbe sehen konnte. S. Spectacle de la nature Vol. IV. p. 336.

darüber speculiret, und nie einen Versuch gemacht hat. Einige sind der Meinung, daß der alte Philosoph Democrit dieselbe schon gekannt habe, weil gesagt wird, daß er der erste gewesen, welcher bemerkt hat, daß die Milchstrasse nichts anders als eine Sammlung einer menge Sternen sey. Dieselbe Erfindung wird auch dem Aegyptischen Könige Ptolomäus Euergetes zugeeignet, weil derselbe auf dem Pharos (Leuchtthurn) zu Alexandrien ein Instrument soll aufgerichtet haben, vermittelst dessen er die Schiffe 60 Englische Meilen weit auf dem Meere entdecket hätte. Doch weil dies nur Muthmassungen sind, und höchstens sich nur auf ungewisse Nachrichten gründen, so kann man nicht viel darauf bauen.

Der sehr scharfsinnige Herr Redi setzet den Anfang des Gebrauchs dieser Gläser in das vierzehende Jahrhundert, und berichtet, es erhelle aus einer alten Handschrift in der Bibliotheck zu Pisa, daß einer aus dieser Stadt, nachdem er vernommen, daß ein gewisser Künstler solche Gläser erfunden hätte, aber seine Erfindung nicht wollen bekannt machen, seinen Kopf darüber zerbrochen, und durch unverdrossenen Fleiß das Geheimniß ausgefunden habe, welches er, weil er nicht so eigennützig als jener gewesen, der Welt offenherzig bekannt gemacht. Der Vater Mabillon, der Verfasser der Analecta, erzählet, daß er in dem Bisthume Freisingen in Deutschland, in der Abtey

tey Schier, eine scholast. Historie von Comestor, welche ungefähr im Jahr 1240 geschrieben, gefunden habe, vor welcher die freyen Künste abgebildet gewesen. Um die Sternkunde auszudrücken, sey das Bildniß eines Ptolomäus zu sehen, welcher mit einem langen Rohr nach den Sternen schauet: er will aber nicht bestimmen, ob dieselbe schon zur Zeit dieses Sternsehers im Gebrauche gewesen, oder ob es nur der Gedanke des Abschreibers sey. Weil aber nicht gemeldet wird, ob an dem Instrumente auch ein Glas gewesen, so läßt sich nicht daraus schliessen, daß es ein eigentliches Seherohr oder Fernglas gewesen. Es kann bloß ein Rohr gewesen seyn, dessen man sich zu der Zeit zur Stärkung und Richtung des Gesichts bediente, und um diejenigen Gegenstände, welche dem Gesichte in den Weg kommen konnten, auszuschliessen. Denn ein jeder kann gar leicht durch die Erfahrung sich überzeugen, daß, wenn er durch die zusammen gebogene Finger, oder durch ein Loch im Papiere siehet, die Gegenstände des Gesichts klärer und deutlicher seyn, als wenn er sie bloß mit einem unbewafneten Auge siehet.

Bey dem allen bin ich doch geneigt zu glauben, daß es ein wirkliches Seherohr gewesen, und daß dieses Instrument zu der Zeit bekannt und im Gebrauche gewesen. Denn der Gelehrte Molineux hat in seiner Verhandlung von der Dioptrick angeführt,

ge-

gemerket, daß Roger Bacon, der im Jahr 1292 gelebet, nicht allein die Wirkungen der einfachen hohlen und Linsengläser gekannt, sondern auch gewust habe dieselbe mit einander zu verbinden, und dadurch ein Instrument als unser Seherohr zuwegezubringen. Er beweiset dieses mit folgenden Stellen aus seinem Werke. Die erste findet sich in seinem Buche von der Perspectiv. S. 4. Disc. 263. „Noch größre Wunder als „diese, sagt er, kann man durch das Sehen ver„mittelst gebrochener Strahlen zuwegebringen. „Denn dadurch kann man machen, daß die größe„sten Gegenstände klein, und hinwiederum die „kleinen sehr groß scheinen: so gar, daß man da„durch Sonne, Mond und Sterne, dem Anschein „nach zu uns herunter bringen kann.„ Die andere Stelle ist in seinem Briefe ad Parisiensem Cap. 4. „Man kann, sagt er, das Glas- und „andere durchsichtige Körper so zubereiten, daß „die entferntesten Gegenstände nahe vor uns zu „seyn scheinen: und auch, daß man die kleinste „Schrift in einer unglaublichen Entfernung le„sen, die allerkleinsten Dinge zählen, und die „Sterne so nahe, als man will, herbeybringen „kann.„ Dieses stimmet mit der Zeit des Abschreibers der von Mabillon erwähnten Handschrift zu Schier überein, als welcher, wie dieser Gelehrte erwiesen hat, im Anfange des 13

Jahr-

Jahrhunderts gestorben ist. Dr. Molineux ist ferner der Meinung, daß da die Brillen und einzelne Gläser eine Erfindung von unmittelbaren Nutzen und Gebrauche im menschlichen Leben sind, die Welt diese Wohlthat alsobald ergriffen und zum Gebrauche angewand habe; da hergegen die mehr nachdenkliche Verbindung der Gläser des Bacons leicht haben verlohren gehen und vergessen werden können. Dies kommt auch mit dem Zeugnisse des Mönchs Jordan überein, welcher im Jahr 1305 geschrieben, und sagt, es seyen noch nicht 20 Jahre seit Erfindung der Brille verflossen. Daß man also aus jener alten Handschrift der Abtei Schier, und den beyden Stellen des Roger Bacon schliessen sollte, daß die Ferngläser ungefähr im Anfange des 13 Jahrhunderts erfunden worden.

Allein Herr Du Frenes, dieser scharfe Forscher der Alterthümer, hält die Erfindung derselben viel älter, und beweiset aus einer Stelle eines griechischen Dichters, in der Bibliotheck des Königes von Frankreich, daß sie schon im Jahr 1150 bekannt und im Gebrauche gewesen; denn wenn daselbst der Poet Prochodromus der Aerzte des Kayfers Emanuel Comenes spottet, sagt er, sie fühlten den Kranken an dem Puls, und betrachteten mit Instrumenten von Glas derselben Excremente. Arias Montanus, ein grosser

Ge-

Gelehrter, welcher im 16 Jahrhunderte lebte, setzet die Erfindung noch viel höher, nämlich bis zur Zeit unsers Heylandes hinauf, wann er aus den Worten Matt. 4, 8. Der Teufel führete ihn mit sich auf einen sehr hohen Berg, und zeigete ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, erzwingen will, daß solches vermittelst eines Fernglases oder Seherohrs geschehen sey, welches der Teufel erfunden hätte, die Gegenstände in ihrer vollen Herrlichkeit ihm vor Augen zu stellen. Risum teneatis! Es ist vielmehr natürlich zu denken, daß der Versucher ihn von jenem hohen Berge auf die Erde habe herumschauen lassen so weit als sein Gesicht reichen wollte, welches auch mit Hülfe des längsten Seherohrs nicht viel weiter reichen konnte; und dabey eine so lebhafte Beschreibung gefüget, welche seiner Meynung nach bequem wäre ihn zu reizen und zum Falle zu bringen.

Doch kann ich auch nicht wohl glauben, daß eine so leichte, zugleich dem menschlichen Geschlechte so nutzbare und vortheilhafte Sache, der Welt so lange, bis zum 12 Jahrhundert sollte verborgen geblieben seyn: ich bin vielmehr völlig der Meynung, daß dieses Instrument unserer Nation schon lange vorhin, selbst schon zu den Zeiten Alexanders des Grossen, bekannt gewesen, und von den alten Druiden gebrauchet worden, welche,

wie Cäsar berichtet, in der Sternkunde sehr geübet gewesen, und viele wunderbare Dinge von den Sternen, derselben Bewegung, und der Größe der Welt und der Erde entdecket haben.

Was mich beweget dieses zu glauben ist eine vom Diodor aus Sicilien angezogene Stelle aus dem alten Geschichtschreiber Heckatäus welcher zur Zeit des Alexanders gelebet hat. Da diese Stelle etwas lang ist, will ich nur so viel als zu meiner Absicht dienet aus derselben auszugsweise anführen. Dies sind die Worte: „Heckatäus „und etliche andere Schriftsteller berichten, daß „eine gewisse Insel, welche nicht viel kleiner als „Sicilien, den Celten oder Galliern, am Welt„meere, gegen über, nach dem Nordpole zu liege, „woselbst Apollo vor allen andern Göttern ver„ehret werde, daß die Einwohner dieser Inselprie„ster des Apollo seyen und in ihren Liedern und „heiligen Gesängen beständig die Ehre und das „Lob dieses GOttes erheben. Sie hätten fer„ner einen grossen Wald, und in demselben einen „schönen Tempel von runder Figur, welcher dieser „Gottheit geheiliget, in welchem sie dem Apoll „ein immerwährendes Lob singen. Diese Prie„ster, welche die königliche Stadt regieren, werden „Boreadä genannt. Man sagt, daß in dieser „Insel der Mond sehr nahe an der Erde könne „gesehen werden; so gar, daß man in demselben

„etwas, das Hügeln und erhabenen Gegenden ähn„lich siehet, entdecken könne. Man füget hinzu, daß „ihr GOtt, nämlich Apoll oder die Sonne, die „Insel alle 19 Jahre besuche, in welchem Zeit„laufe die verschiedene Umwälzungen der Sterne „vollbracht werden; weswegen auch diese Zeit „von 19 Jahren bey den Griechen das Metoni„sche Jahr, oder das Jahr des Meto genannt „wird.„

Ich muß bekennen, daß ich diese Stelle im Diodor nimmer lese, ohne sie als eine Beschreibung der alten brittischen Druiden anzusehen; weil die Lage des Landes und alle andere Umstände der Erzählung aufs genauste mit denen Nachrichten scheinen übereinzukommen, welche die Griechischen und Römischen Schriftsteller uns von diesen alten brittischen Priestern hinterlassen haben.

Ich will mich bemühen aus eben dieser Stelle darzuthun, wenigstens wahrscheinlich zu machen, daß diese Priester die Ferngläser und Seherohre gekannt, und bey ihren Astronomischen Wahrnehmungen gebrauchet haben. Die Alterthumskündiger gestehen mit einander, daß die alten Britten das Glas gekannt, und den mannigfaltigen Gebrauch desselben gewust haben. Strabo, ein Schriftsteller von zuverläßigen Glauben bezeuget dieses ganz deutlich, wenn er berichtet, daß ein gegenseitiger Umgang und Handel zwischen den

Britten und Galliern gewesen, und daß Halsschmücke, Bernstein und Glaswaaren von jenen zu diesen seyn übergebracht worden. Was aber die Sache am meisten aufkläret und ausser allen Zweifel setzet, ist, daß Glasküglein und Ringe an solchen Orten gefunden worden, wo die Römer weder Läger noch Wohnungen gehabt haben. Der Ritter Robert Sibbalds, dieser gelehrte Verfasser der natürlichen Geschichte von Schottland, berichtete diesem grossen Kenner der Alterthümer Herrn Lloyd, daß er verschiedene Glasküglein der brittischen Druiden, wie er sie nennet, besitze, welche in den Inseln Schottlandes, wohin die Römische Waffen und Herrschaft gewißlich nie gekommen, gefunden worden.

Um aber wieder zu unserm griechischen Geschichtschreiber zu kommen, so sagt derselbe, daß man in diesem Lande dem Mond sehr nahe bey sich sehen könne; welches fast dieselben Worte des Roger Bacons sind, welcher, wenn er von seinen Ferngläsern und Seheröhren redet, versichert, er könne den Mond und die Sterne hernieder bringen, und machen, daß sie schienen nahe vor ihm zu stehen. Jener sagt ferner: sie könnten ganz deutlich Hügel und Berge im Monde unterscheiden, welches, so viel ich begreife, nicht ohne Zusammensetzung dieser Gläser hat geschehen können. Denn wenn unter diesen

Hü-

Hügeln nur diejenigen Flecken, welche man mit dem blossen Auge in jenem Planeten entdecken kann, verstanden würden, so wäre solches nichts mehr als was man in allen andern Ländern eben so gut sehen kann. Dieser Ausdruck will also noch etwas mehrers sagen, nämlich diejenigen Hügel und Seen, welche man nur vermittelst eines Seherohrs entdecket. Daß diese Stelle ohne Zweifel auf Astronomische Wahrnehmungen ihre Absicht habe, ist meines Erachtens erweislich aus dem, was derselbe Schriftsteller nachher sagt, daß nämlich die Sonne sie alle 19 Jahre zu besuchen pflegte; welches gar deutlich zielet auf den berühmten Zeitumlauf des Meto, welches er ἐννεακαιδεκαετηρίδες, oder den **Umlauf von 19 Jahren** nennet, welcher den Lauf der Sonne bestimmete, so daß das Sonnen- und Monden-Jahr auf eine Zeit eintraf. Und dieses stimmet ganz genau mit dem Alter dieses Sternkundigen überein, welcher ungefähr 100 Jahr vor Alexander dem grossen, unter welchem dieser alte Schriftsteller blühete, seinen Perioden festsetzete.

Hieraus, denke ich, ist wenigstens wahrscheinlich, daß die Druiden die Ferngläser und Seheröhre gekannt und bey ihren Astronomischen Wahrnehmungen gebrauchet haben, welche, nachdem sie von den Römern vertrieben und vertilget worden, vermuthlich verloren gegangen und vergessen,

sen, nachher aber, entweder durch einen Zufall, oder durch den Witz und das Nachdenken der folgenden Zeit wieder aufs neue erfunden worden. Denn man kann von Erfindungen und Künsten dasselbe sagen, was Horaz von den Wörtern sagt:

Multa renascentur quae jam cecidere. - -

Der Erfinder der Ferngläser und Seheröhre mag indessen seyn wer er wolle, so ist gewiß, daß die Welt ihm den grössesten Dank schuldig ist. Er hat in der That grössern Ruhm verdienet als tausend Alexanders und Cäsars, und mehr zur Beförderung der Wissenschaften, und Gelehrsamkeit, des Vergnügens und der Ergötzlichkeit der menschlichen Gesellschaft beygetragen, als die ganze Zunft der alten Philosophen, und die ganze Bande der dummen Scholasticker mit allem ihren albernem Disputiren, und pedantischen Grübeleien.

Denn was kann nützlicher und zugleich ergötzender seyn, als solche entfernte Gegenstände zu unterscheiden und zu betrachten, welche wegen ihres Abstandes, ihrer Lage und anderer Hindernisse dem Auge unzugänglich und unsichtbar sind? sie vermittelst dieser Instrumente klar deutlich und in ihrer vollen und wahren Verhältniß zu beschauen: besonders auf dem Meere, Länder und Küsten, die kein menschliches Gesicht erreichen kann, zu entdecken, und Schiffe in der weitesten Entfernung zu bemerken, wodurch man in den Stand gesetzet wird,

den

den Feind entweder zu erkennen und zu vermeiden, oder mit Vortheil anzugreifen. Durch Hülfe dieser Gläser machen wir den unendlichen Raum, welcher den Himmel von der Erde absondert, kleiner, indem die Kunst die Natur gewisser Maassen gezwungen hat, den Menschen eine Bekanntschaft mit dem Himmel, und den Mathematickern einen bequemern Umgang mit den Sternen zu erlauben.

Betrachtet man nur die kleinesten dieser wunderbaren Gläser, welche die einfachesten Körper als vervielfältigen, und diejenigen welche so klein sind, daß sie kaum in die Sinne fallen, vergrössern; welch ein Vergnügen muß es nicht dem aufmerksamen Beobachter der Natur erwecken, in dem allerkleinsten Saamenkörnlein, den Stamm, die Blätter und Aeste eines Baums zu erblicken, und in dem zartesten Eylein alle Theile des Thieres, welches daraus gebrütet werden soll, zu entdecken? oder in dem Schwanze eines Fisches den Umlauf des Blutes deutlich zu betrachten, welches, wie ich nicht zweifele, dem berühmten Harvey den ersten Wink gab, den Umlauf des Blutes in dem menschlichen Körper auszuspüren? Edle Entdeckung! welche dem menschlichen Geschlechte den grössesten Nutzen geschaffet, die Arzeneywissenschaft, beydes in der Theorie und Praxis, ungemein bereichert, und vieler tausend Menschen

Leben erhalten hat, seit dem sie von diesem grossen Manne, in einem hellen Lichte der Welt vor Augen gestellet worden.

Erheben wir unsere Gedanken von der Erde zum Himmel, so eröfnet sich unserm Gesichte weit und breit eine neue Welt von Wunder, und es stellet sich uns allenthalben ein Auftritt dar, dergleichen kein Auge gesehen, noch zu sehen vermöchte, und in keines Menschen Herz kommen könnte, wenn er uns nicht klar und deutlich vor Augen geleget wäre. Durch diese Entdeckung wird der Sternseher gleichsam gen Himmel geführet, und zu den Geheimnissen der Schöpfung zugelassen, welche die Vorsehung vor unsern Augen so lange verborgen hatte.

Sollte ich alle aus dieser sonderbaren Erfindung entspringende Vortheile aufzählen, so würde bald ein ganzes Buch daraus erwachsen, welches die Grenzen eines Versuches gar zu sehr überschreiten würde. Um derhalben jetzund nur bey dem Planetensystem zu bleiben, so bemerket der Sternseher vermittelst dieses Instruments die periodischen Bewegungen der Himmelslichter; er siehet, daß die Sonne ihren Lauf in einem Jahre oder 365 Tagen und 6 Stunden, der Mond in 29 oder 30 Tagen, Merkur in 6 Monaten, Venus in anderthalb Jahr, Mars in 3 Jahren, Jupiter in 12, und Saturn in 30 Jahren vollbringen; er

bemerket an den verschiedenen Flecken und Unreinigkeiten dieser Lichter, welche bald verschwinden, bald wiederkommen, ihre Abnahmen und Bewegungen um ihre Achse, welche die Sonne ungefähr in 26 und Mars in 24 Tagen vollendet. Jupiter, welcher grösser als die Erde, ja der grösseste von allen Planeten ist, drehet sich um seine Achse in etwa 10 Stunden, wie die Erde in 24 Stunden. Vermittelst dieser Gläser entdecket man auch jene Nebenplaneten, welche so lange der Welt verborgen geblieben, und wovon die Griechen und Römer keine Kenntniß, noch den geringsten Begrif gehabt haben. Fünf derselben warten, als so viele Trabanten, beständig dem Saturn, und vier dem Jupiter auf. Von den letztern schaffet derjenige welcher seinem Hauptplaneten am nächsten ist, einen grossen Nutzen in Bestimmung der Erdlänge in der Geographie, wenn man die genaueste Zeit seiner Verfinsterung in dem Schatten des Jupiters bemerket. Durch Hülfe dieser Gläser hat man noch eine andere wunderbare Erscheinung, welche den Alten ebenfals unbekannt gewesen, entdecket; ich meyne den Annulus Hugenianus, jenen erstaunlichen Lichtring um dem Saturn, von welchem der gelehrte Mann, den ihn zu erst wahrgenommen hat, glaubet, daß er bestimmet sey, dem Planeten Wärme, ich wollte auch Licht, hinzufügen, zu geben. Dieser seltsame Ring ist

geschickt alle Schwierigkeiten jenes wunderbaren Sterns aufzuheitern und alle Phänomena desselben aufzulösen.

Dies sind einige derer Vortheile, von welchen die griechischen und römischen Sternseher, deren Gesicht sich nicht weiter erstreckete, als so weit das blosse Auge reichet, nicht das geringste wusten: woher es kam, daß ihre Kenntniß von den himmlischen Körpern sehr mangelhaft, und ihre astronomische Wahrnehmungen sehr eingeschränket waren.

Doch der allergrösseste Vortheil, welchen diese nützliche Erfindung geschaffet hat, und für welchen der Erfinder verdienet mit ewigen Lobe unter den grössesten Wohlthätern des menschlichen Geschlechts angeschrieben zu stehen, und

Spiranturque crocos, et in urna perpetuum ver,

zu geniessen, ist die Wirkung, welche sie hat, oder wenigstens haben müste, dem menschlichen Herzen eine lebendige Empfindung der Religion einzudrücken, dasselbe mit einer gebührenden Ehrfurcht für das allerhöchste Wesen zu erfüllen und zur Bewunderung der erstaunlichen Macht und Weisheit des grossen Schöpfers zu erwecken, um mit dem heiligen Dichter auszubrechen: Die Himmel erzählen die Ehre GOttes, und die Feste verkündigen seiner Hände Werk! Wo ist ein

Mensch,

Mensch, der, wenn er auch nur unser Planetensystem ernsthaft beschauet, wenn er die regelmäßige Ordnung der doppelten Bewegung der himmlischen Körper, ihre Entgegenstellungen, Vereinigungen und Verfinsterungen, ihre Grössen, ihren Abstand von der Erde und von einander betrachtet; wo ist, sage ich der Mensch, der sich gegen die Kraft solcher überzeugenden Gründe verhärten, seine Augen vor einem so hellen Lichte verschliessen, und sein Herz, wie verkehrt und beflecket es auch seyn mag, so sehr verstocken und fühllos machen kann, daß er noch sollte sagen können: Es ist kein GOtt?

Solche Entdeckungen, solche fromme Gedanken und Betrachtungen über dieselben, müssen eine lebendige Empfindung der Religion in den Herzen der Menschen erwecken und erhalten, und die GOttesverläugnung nebst dem Unglauben aus der Welt verbannen. Denn, wie einer der scharfsinnigsten Philosophen, den unsere Nation, ja ich mag sagen, irgend eine Nation auf der ganzen Welt hervorgebracht hat, der grosse Forscher der Natur Mylord Bacon, sehr wohl anmerkete: eine kleine Kenntniß der Natur kann einen Menschen zum Atheisten machen; aber eine tiefe Einsicht in dieselbe wird ihn zur Vernunft und Religion wieder zurückführen.

XXIV.

Paul Gemsege

Untersuchung

ob das warme Blut der Stiere ein Gift sey, wie einige der Alten vorgeben.

(Gentl. Mag. 1758. Heumon. S. 312.)

Ich machte mir grosse Hofnung in Dr. Meads Buche, von dem Gifte der Alten, etwas von der Cicuta, welche man den Missethätern in Athen gab, dem Blute der Stiere, u. d. m. anzutreffen; allein ich fand mich in meiner Erwartung betrogen, und war desto misvergnügter darüber, weil ich mir in Ansehung des Blutes der Stiere nicht zu rechte zu helfen weiß.

Einige haben gemeynet, das ταυρε αἱμα oder Stiereblut möchte eine gewisse Spezerey gewesen seyn, so wie heutiges Tages ein gewisses Gummi Sanguis draconis oder Drachenblut genannt wird: dies kann aber nicht seyn, weil bey einigen Personen, die durch dieses Mittel getödtet worden, ausdrücklich gemeldet wird, daß sie das Blut unmittelbar aus einem geopferten Thiere bekommen haben.

Die Personen von welchen man Nachricht hat, daß sie durch Trinkung des Bluts eines Stieres sich selbst umgebracht haben sollen, sind, Aeson Apollod. L. 1. Cap. 27. Midas König von Phrygien, Strabo L. 1. p. 106. Hannibal, Plutarech: Flamin. und Themistokles vermöge des Zeugnisses verschiedener Schriftsteller.

Wegen itztbemeldeter Ursache sind wir genöthiget diese Stellen buchstäblich zu verstehen; und es bleibt also nur die Frage übrig, ob das Blut der Stiere wirklich ein Gift sey, wovon man, nachdem man es getrunken, alsobald sterben muß. Ich meines Ortes glaube es nicht, und gründe mich desfals auf folgende Betrachtungen.

1. Curcelläus und mehr andere Schriftsteller, welche glauben, daß das Blutessen noch heutiges Tages den Christen verboten sey, geben vor, es könne mit eine Ursache dieses Verbots seyn, daß das Blut ungesund sey. Allein dieser Grund will nicht viel sagen, weil, so viel ich weiß, diejenige, welche, nach Gewohnheit der Christen, mässig Blut geniessen, eben so lange leben, und eben so gesund bleiben als Griechen oder Jüden. Dem sey indessen wie ihm wolle, so hat weder Curcelläus noch einer seiner Freunde jemals behauptet, daß das Blut etwas giftiges in sich habe.

2. Ich habe gehöret, daß es bey den Rappareern in Irrland ein Gebrauch sey, dem Hornvieh

des

des Nachts die Ader zu schlagen, und das Blut mit nach Hause zu nehmen, um es zu geniessen. Zweifels ohne nehmen sie eben so wohl das Blut der Stiere als des andern Rindviehes, der Kühe und Ochsen, mit sich: doch aber hat man nicht gehöret, daß solches ihnen Schaden thun sollte.

3. Um aber zu Exempeln zu kommen, so finde ich kein einziges Beyspiel, daß jemand unter den Römern auf diese Art um das Leben gekommen; was aber obbemeldeten Griechen und Barbaren, den Aeson und Midas, betrift, so lebten dieselbe in der fabelhaften Zeit, und es läßt sich, meines Erachtens, auf das, was die Schriftsteller davon melden, nicht viel bauen. Thucydides thut zwar des Gerüchts Erwähnung, daß Themistokles sich mit Gifte sollte vergeben haben. λεγουσι δε τινες και ἑκουσιον φαρμακῳ, ἀποθανειν ἀυτον. Es sagen auch einige, daß er mit Gifte sich selbst umgebracht habe; und der Scholiast erkläret das φαρμακῳ nicht unrecht durch αἱματι ταυρειῳ Stierblut; allein dieser Schriftsteller thut doch die Erklärung, daß er an einer Krankheit gestorben sey: νοσησας δε τελευτα τον βιον. Hierin folget dem Thucydides auch Cornelius Nepos nachdem er die Sache reiflich erwogen hatte: De cuius morte multimodis apud plerosque scriptum est. Sed nos eundem potissimum Thucydidem autorem probabilem

bamus, qui illum ait Magnesiae morbo mortuum, neque negat fuisse famam, venenum sua sponte sumsisse &c. Von seinem (des Themistokles) Tode haben verschiedene Schriftsteller verschiedene Nachrichten hinterlassen: wir glauben aber am meisten dem Thucydides, welcher berichtet, daß er zu Magnesia an einer Krankheit gestorben sey, obwohl er nicht läugnet, daß ein Gerüchte gegangen, als habe er Gift genommen. u. s. w. Gebhard hat in seiner Anmerkung bey dieser Stelle den Grund des Gerüchtes, daß er durch Eintrinkung des Blutes von einem Stiere sich umgebracht habe, entdecket, wann er angezeiget, daß es aus einer unrecht verstandenen Stelle eines Schauspiels des Sophokles, welche von dem Scholiasten des Aristophanes angezogen worden, entstanden sey; wobey der Scholiast selbst anmerket, daß die Schriftsteller, welche diese Zeilen, von dem Tode des Themistokles erklären, sich irren. Es ist also, glaube ich, genugsam ausgemacht, daß dieser grosse Mann nicht von Stierblute gestorben; und Cicero siehet deswegen diese Erzählung als eine von den Rednern ergriffene Fabel an, in Brut. c. XI.

Was den Hannibal betrift, so ist die Sache in Ansehung desselben noch unwahrscheinlicher. Man sagt, er habe in einem Ringe beständig Gift bey sich getragen, damit er es, wenn die Umstände es

erfoderten, allezeit bey der Hand hätte: wie er denn auch in Bithynien desselben sich wirklich soll bedienet haben.

Die Geschichte meldet überdem, daß Prusias, König in Bithynien, das Haus, worin Hannibal sich befand, habe besetzen lassen, aus welcher Ursache es nicht mehr in seinem Vermögen war, (obschon die Karthaginenser alle Anstalten gemacht hatten) durch heimliche Gänge zu entwischen. Man urtheile dann wie es ihm möglich gewesen, Stierblut zu nehmen. Siehe Cornelius Nepos, im Hannibal, und die Anmerkungen.

4. Es ist oben schon etwas davon gedacht worden, daß das Blut ungesund seyn sollte. Hier muß ich noch dabey anmerken, daß man vorgibt, wenn Stierblut tödtlich und giftig seyn sollte, so müsse es frisch und so eben abgezapfet seyn: Taurinus quidem (Sanguis) recens inter venena est, frisches Stierblut ist eine Art Gift, sagt Plinius XXVIII. 9. Dies ist aber wunderlich. Denn, vernünftig zu denken, muß es am wenigsten schädlich seyn, wann es frisch abgezapfet worden, weil es alsdenn am flüßigsten und schönsten, und weder klumpicht noch geronnen ist. Bey dem allen haben obbemeldete Selbstmörder es frisch abgezapfet hinein getrunken, und die Schriftsteller glauben, daß der Todt alsobald darauf erfolget sey. Ich bitte die Worte des Valerius Maximus,

rimus, wenn er von dem Themistokles redet, V. 6. Ex. 3. einmal zu betrachten: Themistocles autem -- instituto sacrificio, exceptum patera tauri sanguinem hausit, et ante ipsam aram, quasi quaedam pietatis clara victima, concidit. Nachdem Themistokles sein Opfer schlachten lassen, trank er das in einer Schale aufgefangene Blut hinunter, und fiel, als ein edles Opfer der Gottesfurcht, gerade vor dem Altar nieder. Es ist in Wahrheit sehr schwer zu begreifen, daß das Stierblut einen so plötzlichen Todt verursachen könne. Ich wenigstens bin überzeuget, daß es die Kraft nicht habe: denn, nachdem Plinius an oben erwähneten Orte angemerket hatte, daß es Gift sey, wenn es eben abgezapfet worden, so fügt er hinzu: aber nicht zu Aegira: ibi enim sacerdos terrae vaticinatura tauri sanguinem bibit, priusquam in specum descendat: denn wenn daselbst die Priesterin der Erde weissagen will, so trinket sie Stierblut, ehe sie in die Grube hinab steigt. Aber wie lächerlich ist es, daß es an einem Orte ein tödtliches Gift, an einem andern aber unschädlich, seyn soll; Gewißlich kann man es zu Aegira ohne Schaden trinken, so kann man es auch allenthalben thun. Man giebt vor, die giftige Eigenschaft des Stierblutes entstehe daher, daß es so geschwinde gerin-

ne und hart werde: Taurorum sanguis celerrime coit atque durescit, ideo pestifer potu maxime. Da das Blut der Stiere so geschwinde gerinnet und hart wird, so ist es höchst giftig zu trinken. Plin. XI. 38. allein dies widerspricht dem was er oben gesagt hatte, daß es nämlich am schädlichsten wäre, wenn es so eben abgezapfet worden: und ich kann mir nicht einbilden, daß es im Magen so geschwinde gerinne und hart werde, daß es einen so schnellen Tod, als diese Beyspiele sagen, nach sich ziehen sollte.

Ich wollte es indessen denen Herrn, welche eine geschickte Hand zu Versuchen haben, empfehlen, die Wirkungen von frisch abgezapften Stierblute zu probiren; welches, meines Erachtens leichtlich geschehen kann, wenn man es lebendigen Thieren eingiesset. Dies, glaube ich, wird der kürzeste Weg seyn, entweder die schädliche oder heilsame Eigenschaften desselben zu entdecken, mithin diese Frage zu entscheiden, weil man aus desselben Wirkungen bey Thieren, ein vieles auf dessen Kraft in dem menschlichen Körper schliessen kann. Ich bin ꝛc.

P. Gemsege.

XXV.

XXV.

Von den Kronen der alten Hebräer bey ihren feyerlichen Mahlzeiten.

§. 1.

Es kann niemanden, der in den Schriften der Griechen und Römer nur einigermassen bewandert ist, unbekannt seyn, daß die Kronen bey feyerlichen Mahlzeiten ehemals sehr gebräuchlich gewesen. Allein die Frage, ob auch die alten Hebräer damit ihre Häupter bey ihren Gastmählern gezieret? wird von einigen bejahet, von andern aber geleugnet. An und vor sich selbst scheint zwar nicht viel daran gelegen zu seyn, zu welcher Parthey man sich wenden will; Aber die Entscheidung dieser Frage wird wichtiger, wenn wir betrachten, daß davon die wichtige Erklärung unterschiedlicher Oerter der heiligen Schrift abhangt, und daß wir die Zierde und den Nachdruck von einigen Redarten besser einsehen können, wenn gemeldete Frage gründlich beantwortet, und erörtert ist. Wir haben uns deswegen entschlossen, diese Sache in gegenwärtiger Abhandlung zu

untersuchen, und zu beleuchten; und wollen darinn diese Ordnung beobachten, daß wir erstlich unsere Gedanken vortragen, und beweisen, und dabeneben eine Schwierigkeit auflösen, die uns dabey könnte gemacht werden.

§. 2.

Sind zwar die Gelehrten, welche es leugnen, daß jene Hebräer bey feyerlichen Mahlzeiten Kronen gebraucht haben, von grossem Ansehen, wie wir denn darunter einen Vitringa zählen können: so kann uns dieses dennoch nicht zurückhalten der andern Parthey beyzutreten. Soll hie das Ansehen grosser Männer etwas gelten, so können wir uns auch auf solche berufen, welche sich durch ihre gelehrte Schriften einen nicht geringen Ruhm erworben haben, wie hernach erhellen wird.

Aber dieses allein hat uns nicht bewogen ihnen Beyfall zu geben, sondern wir sind dazu vielmehr durch wichtige Gründe, welche uns die nähere Betrachtung der Sache selbst an die Hand gegeben hat, gebracht worden. Und dieselbe wollen wir jetzt anführen.

Die Hebräer stimmen mit andern Völkern also in unterschiedlichen Gebräuchen überein, daß es dadurch sehr wahrscheinlich wird, daß sie auch bey frölichen Gelegenheiten, eben wie jene, Kronen auf ihren Häuptern getragen haben. Es erlan-

get dieses noch mehr Wahrscheinlichkeit, wenn wir uns erinnern, daß sie ihre Affekten auf alle mögliche Weise durch sinnliche Dinge an den Tag geleget, und angefeuret haben. Wenn ihnen etwas ausserordentlich trauriges begegnete, zerrissen sie ihre Kleider, sie bestreueten ihr Haupt mit Asche, sie fasteten: wann sie frölich waren, und selbst GOtt ehren wolten, sangen, spieleten und tanzeten sie. Ihr ganzer Gottesdienst nach Mosis Gesetz war sinnlich. Bey ihren Gastmählern salbeten sie eben, wie andere Völker, ihr Haupt mit kostbaren und wohlriechenden Oehl; ists denn nicht auch höchstwahrscheinlich, daß sie ihre Freude durch Kronen angezeuget, und unterhalten haben? Alles was angenehm ist, und uns zieret, kann durch eine eingeführete Gewohnheit, ein Zeichen, und eine Ursache des Vergnügens in einer frölichen Gesellschaft werden. Es kann uns selbst ergötzen, wenn wir sehen, wie die alten Dichter ihre Gäste, wovon sie reden, mit schönen und wohlriechenden Kronen oder Kränzen geschmücket haben.

§. 3.

Und da es erweislich ist, daß solche Kronen bey den Morgenländern nicht unbekannt gewesen sind: so steiget dadurch die Wahrscheinlichkeit unserer Meynung noch höher. Wir haben dieses bey

dem Durchlesen des Tacitus bemerket, da er von einem arabischen Könige erzählet, er habe dem Cäsar, und der Agrippinen bey einer Mahlzeit güldene Kronen von einem grossen Gewichte geschenket (*). Lipsius hat bey diesem Orte angemerket, daß die Kronen anderer Völker aus Blumen, und Blättern bestanden haben. Wir fügen zu demjenigen, das er aus alten Schriftstelleren dieses zu beweisen angeführet, was wir bey dem Lucian gefunden. Derselbe beschreibet seinen wunderlichen Polemon als einen Menschen, der bey hellen Tage von dem Morgen bis an den Abend mitten auf dem Markte besoffen, und an seinem Haupte mit Blumen bekränzet herumgelaufen ist (**). Wir kehren aber wieder zu den Kronen der Morgenländer. Man möchte wegen des Beyspiels, das wir aus dem Tacitus beygebracht haben, diesen Einwurf machen, daß jener arabische König sich nach den Sitten der Römer gerichtet habe, da er Römer bewirthet hat. Ich muß bekennen, daß diese Schwierigkeit selbst auch bey mir viel gelten würde, wenn ich nicht andere Gründe hätte, womit es könnte bewiesen werden

(*) Siehe TACITI *Annal.* L. II. §. 57. p. m. 152. PASCHALIVS hat diesen Ort *Coronar.* L. II. c. III. p. 70. auch bemerket, aber die Stelle unrichtig angeführet.

(**) LVCIAN. *bis accusat.* 16. p. 810. T. II. siehe auch PERIZON. ad Aelian. *Hist.* L. III. c. III.

ben, daß die Kronen ehemals in dem Morgenlande eine Zierde der Gäste bey feyerlichen Mahlzeiten gewesen wären. Dieses aber erhellet aus unterschiedlichen Beweisthümern, von welchen der eine noch klärer, und kräftiger als der andere ist. Cicero lehret uns, daß die bithynischen Könige diese Gewohnheit gehabt haben. Er beschuldiget den Verres einer solchen Wollust, daß er sich öffentlich in einer Sänfte mit einer Krone auf dem Haupte und mit einem Kranz um den Hals nach der Weise der bithynischen Könige habe herumtragen lassen. (*) Maderus hat in seiner gelehrten Abhandlung von den Kronen aus dem Zonaras und Plutarch gezeiget, daß Cyrus und Alexander, und zwar dieser, da er das persische Reich überwältiget hatte, an ihrem Hochzeittage mit einem Kranz auf dem Haupte erschienen sind (**). Der Mahler Aetion bildete den letztgemeldeten König ab, als einen solchen, der seiner Braut eine Krone reichet, wie Lucian berichtet (***). Daß auch ein Bräutigam bey den Hebräern ehemals auf dieselbe Weise ist geschmücket gewesen, daran lassen uns die heil. Blätter im geringsten nicht zweifelen. Salo-

(*) CIC. *in Verrem* act. 7. PASCHAL. *Coron.* L. II. C. III. P. 70. der diesen Ort auch angeführet.

(**) MADERI *libel. de coronis* p. 31.

(***) siehe MADER. l. c. vergleiche LOESCHER. *Stromat. Sect.* XIV. p. 375.

mon der König, von welchen das Hohelied handelt, wird abgebildet als ein Bräutigam, welchen eine Hochzeitskrone geschmücket, und ansehnlich gemachet hat. Gehet heraus, heißt es (*), und schauet an, ihr Töchter Zion, den König Salomon, in der Krone, damit ihr seine Mutter gekrönet hat, am Tage seiner Hochzeit und am Tage der Freude seines Herzens. Es ist so offenbar, daß hie auf keine königliche, sondern vielmehr auf eine hochzeitliche Krone gesehen werde, daß es bey vernünftigen keines Beweises bedarf. Zum Ueberfluß sagen wir, daß nicht nur der gelehrte **Maderus** (**), sondern auch **Deyling** (***) den angeführten Ort eben also aufgefasset haben (****). Wir müssen aber ehe wir weiter gehen, dabey zwo Anmerkungen machen, die nicht ohne Nutzen seyn werden. Die erste ist, daß die Sinnspielung in den angezogenen Worten uns zeige, daß **Salomon**, der König Israels, von seiner Mutter am Tage seiner Hochzeit mit einer Krone gekrönet sey. Die Sinnspielungen in der heiligen Schrift setzen allezeit eine wahre Geschichte voraus, auf welche sie zielen, da

(*) Hohel. 3, 11.
(**) l. cit. p. 35.
(***) *Observ.* 5. P. 3. p. 157.
(****) LAMPE hält die Krone Salomons auch für eine hochzeitliche Krone, aber er glaubet zugleich irrig, daß es auch eine königliche sey *Exercit.* VII. *in Ps.* XLV. 9. p. 289.

da sie sonst ohne Schönheit und Leben seyn würden. Der sonst fürtrefliche Ausleger schwerer Schriftstellen, der angeführete **Deyling** leugnet es, daß jener israelitische König je von seiner Mutter gekrönet sey, weil die heilige Geschichte davon nichts meldet (*). Ich muß zwar bekennen, daß ich schon frühzeitig seine Anmerkungen mit vielen Nutzen gelesen, und fürnehmlich daraus erlernet habe, wie man die Schriften der alten zur Erklärung der heiligen Schrift anwenden könne. Aber hie sehe ich mich dennoch gezwungen von seiner Meynung abzugehen. Es ist gewiß, daß der Grund, welcher von dem Stillschweigen entlehnet ist, nirgends weniger gelten könne, als wenn von denen Sachen die Rede ist, wovon wir eine Nachricht bey den geweiheten Dichteren finden. Die heiligen Blätter fassen eigentlich keine vollständige Geschichte in sich, sondern nur solche Theile derselben, die zu ihren besondern Absichten dienlich waren. Wir finden daher manche Sachen in den Psalmen, und in den Liedern der Propheten bemerket, wovon die Geschichtschreiber des alten Testamentes nichts gemeldet haben. Um aus vielen Beyspielen nur eines anzuführen, in dem 122 Psalm wird gesaget, daß in Jerusalem Gerichtsstüle des Hauses Davids gewesen sind. Wer wollte dieses aber in

(*) loc. cit. p. 158.

Zweifel ziehen, oder es darum leugnen, weil uns die heilige Geschichte von solchen Stülen nicht das geringste gemeldet hat? Setzet also eine Sinnspielung eine wahre Geschichte voraus, so ist auch Salomon der König Israels, auf welchen in dem angeführten Orte aus dem hohen Liede gesehen wird, von seiner Mutter würklich am Tage seiner Hochzeit mit einer Krone beschenket worden. Dieser Begebenheit ist die Gewohnheit der Griechen ähnlich, nach welcher die Mütter ihren Töchtern am Hochzeitstage eine Krone aufgesetzet, wie Maderus (*) aus dem Euripides gezeiget hat. Unsere zweyte Anmerkung ist, daß jene Krone Salomons als ein Zeichen der Freude angemerket wird, welches daraus erhellet, wenn gesaget wird: daß Salomon den König seine Mutter am Tage der Freude seines Herzens bekrönet habe. Daß dieses aber nicht allein den Königen eigen gewesen, also gezieret am Tage der Hochzeit zu erscheinen, erhellet nicht nur aus dem dritten Buche der Maccabäer Cap. 4. sondern fürnehmlich auch aus Jesaias Cap. 61. (**). In dem letzten Orte, welcher aus dieser Gewohnheit der Alten ein schönes Licht empfängt, wird gesaget: Er hat mich wie einen Bräutigam mit priesterlichem Schmuck gezieret. Aquilas

(*) loc. cit. p. 32.
(**) Siehe Maderus l. c. p. 36. sq.

las hat dieses von einer Krone ausgeleget (*). Der berühmte Herr J. D. Michaelis hat in seinem Entwurf der typischen Gottesgelahrtheit (**) bemerket, daß Jesaias uns lehre, der Schmuck eines Bräutigams, und Priesters seyn einander ähnlich gewesen. Zur Erläuterung füget er hinzu, daß der Hohepriester auch wirklich 3 B. Mos. 21, 4. ein Bräutigam seines Volkes genennet werde. Dieser gelehrte Mann aber stellet jenen Schmuck in den Edelgesteinen, worein der Nahme der Braut eingegraben gewesen, und die ein Bräutigam auf der Brust, und auf den Schultern getragen. Er hat keinesweges Unrecht. Aber sollte jener priesterliche Bräutigamsschmuck nicht auch wohl eine Krone gewesen seyn, da die güldene Blume, welche der Hohepriester an seiner Stirne tragen mußte, eine Krone der Heiligkeit genennet wird (***)? Und Josephus der uns eine Nachricht von den jüdischen Alterthümern überliefert hat, nennet jenen Hauptschmuck des Hohenpriesters eine güldene Krone (****). Daß auch die Priester der Perser, Römer und anderer

(*) Er hat die Worte gegeben ἱερατευομενος στεφανῳ nach der Weise der Priester mit einer Krone gezieret. Vergleiche hiebey Maderus am angez. Orte.

(**) p. 92.

(***) 3 B. Mos. 8, 9. 2 B. Mos. 39, 3.

(****) *Antiquit.* L. V. c. 15. vid. CARPZOV. *Apparat. Antiq.* 5. *Cod. et gentis Hebr.* p. 85.

derer Völker Kronen getragen haben, lehret der oben angeführete **Deyling**, und wir fügen hinzu, was wir bey dem **Aelian** gefunden, weil es sehr anmerkenswürdig und daraus zu schliessen ist, daß die Priester mit einer güldenen Krone und mit einem weissen Kleide sind gezieret gewesen (*). Nämlich unter seinen vermischten Nachrichten, die er gesammlet, findet sich auch diese von dem Pythagoras, daß er ein weisses Kleid und eine Krone von Gold getragen. **Perizonius** hat über diesen Ort angemerket, daß jener Weltweise mit dieser Tracht entweder bezielet habe, die Menschen auf die Gedanken zu bringen, daß er ein Priester der Götter sey; oder daß seine Gesetze gut, und nützlich seyn. Das letzte wird dadurch wahrscheinlich, weil, wie auch **Perizonius** bemerket, bey dem Pythagoras die Kronen Sinnbilder heilsamer Gesetze gewesen. Das letzte aber ist nicht weniger wahrscheinlich, wegen der Vereinigung der weissen Kleider mit einer Krone. Wird es hieraus nicht wahrscheinlich, daß auch ehemals der priesterliche Schmuck eines Bräutigams in einer Krone bestanden habe? Wir wissen zwar von den alten Gebräuchen der Morgenländer so viel nicht, daß wir daraus mit völliger Gewißheit schliessen könnten, wie die Krone eines Bräutigams beschaffen gewesen

(*) Siehe DEYL. *Obs.* l. c. p. 154. und AELIAN. *Var. Hist.* L. XII. c. 32.

gewesen sey; wenigstens habe ich dergleichen nirgends bemerket (*). Dieses aber ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn ein Bräutigam auch am Haupte wie ein Priester ist gezieret gewesen, Könige und andere fürnehme Israeliten an ihrem Hochzeitstage mit einer güldenen Krone gepranget haben.

§. 4.

Aber daß dieser Hauptzierrath auch bey anderen Mahlzeiten der alten Hebräer üblich gewesen sey, dieses können wir nunmehr mit Zuversicht aus unterschiedlichen Oertern der heil. Schrift schliessen. Unter denselben geben wir billig den Vorzug demjenigen, welchen wir bey dem Propheten Jesaias im 28. Cap. im ersten Verse finden. Wehe der prächtigen Kronen der Trunkenen von Ephraim, der welken Blumen ihrer lieblichen Herrlichkeit, welche stehet oben auf einem fetten Thal, derer, die vom Wein taumelen. Wir glauben, die Worte können füglicher also gegeben werden, welches wir nicht erinneren würden, wenn es nicht zu unserer Absicht nothwendig wäre. Wehe der prächtigen (oder hochmüthigen) Kronen der Trunkenen

(*) Was die Juden von einer solchen Krone lehren, das habe ich ehedem mehr als jetzt geglaubet. Wer es aber wissen will, der kann es in Wagenseils *Sota* p. 963. finden.

nen von Ephraim, deren Zierde aber eine welke Blume ist, welche ist auf dem Haupte des Thals derer, die fett sind, und vom Wein taumelen. Was man wider diese Auslegung einwendet, ist von keinem Gewicht, und wir wollen uns dabey auch nicht aufhalten. Es kann unseres Erachtens nicht in Zweifel gezogen werden, daß die von dem Propheten beschriebene Krone die Stadt Samaria sey. Diese Stadt war auf einem Berge gebauet, so allhie als das Haupt eines Thals beschrieben wird. Diesen Berg umgiebt ein fruchtbares Thal, warum Jesaias denselben auch als ein Thal der Fetten, die vom Wein taumeln, beschrieben hat. Vitringa hat dieses aus dem Maundrel bewiesen, und wir könnten noch andere Zeugnisse hinbeyfügen, wenn die Sache nicht bekannt wäre (*). Ein jeder aber siehet, daß es nicht nur zur Erläuterung der Worte des Propheten dienen könne, wenn wir es näher untersuchen, warum Samaria einer Krone verglichen werde, sondern daß dieses besonders auch unsere Absicht erfordere. Vitringa meynet, es werde mit diesem Sinnbild gesehen auf die Gestalt, welche diese Stadt gehabt, und auf den Zierrath der prächtigen Gebäude, die darinn gefunden sind, da sie noch blühete. Das letztere ist

(*) VITRINGA ad Iesa. l. c. MAVNDRELL. *Itinerar. Hieros.* p. 75.

ist freylich wohl eine von den Ursachen dieses Sinnbildes gewesen, aber das erste kann nicht mit der Gestalt des Berges bestehen, worauf Samaria gebauet war. Maundrell hat uns benachrichtiget, daß dieser Berg die Gestalt von einem Ey habe; dergleichen aber kann man keiner Krone zuschreiben. Wir verwundern uns hiebey, daß Vitringa gar nicht daran gedacht hat, auf was für eine Krone der Prophet gesinnspielet, besonders da doch andere Ausleger ihre Gedanken darüber mitgetheilet haben. Einige haben geglaubet, es werde hier auf eine königliche Krone gesehen; aber dieses stimmet nicht mit der Beschreibung, die der Prophet von der Krone gegeben, überein, daß derselben Zierrath eine abfallende Blume sey. Besser scheinen es also andere getroffen zu haben, unter welche wir fürnehmlich den gelehrten Gataker zählen können, die der Meynung sind, daß hie auf die Kronen, welche man bey frölichen Gelegenheiten zu gebrauchen pflegte, gesehen werde. Ein solcher Hauptschmuck kann nicht besser beschrieben werden, als wenn man denselben eine Krone der Trunkenen nennet; und da es gewiß ist, daß eine solche Krone bey unterschiedlichen Völkern von Blumen zusammengeflochten ist, so kann ihr Zierrath auch wohl als eine abfallende Blume betrachtet werden. Wir haben oben schon gesehen, wie der betrunkene Polemon des Lucians eine

Krone

Krone von Blumen auf dem Haupte gehabt, und wie dem Verres eine solche Krone als ein Zeichen der Wollust von dem Cicero vorgerücket wird. Mehr Beyspiele führet davon Paschalius an, so daß man daraus abnehmen kann, was eigentlich eine Krone der Trunkenen bedeute (*). Wir könnten jetzt weiter gehen, da es aus den mitgetheilten Anmerkungen über diesen Ort des Propheten zur Genüge erhellet, daß die alten Hebräer bey ihren Mahlzeiten Kronen gebrauchet haben. Aber damit man sehen möge, was für einen Vortheil uns diese Meynung bringe, wollen wir erst das Licht, welches sie uns angezündet, gebrauchen, die Schönheit und den Nachdruck der Worte des Propheten zu entdecken. Da die Kinder Israels, welche hier Ephraim genennet werden, und besonders die Einwohner der Hauptstadt ihres Königreiches Samaria sich der Wollust und Schwelgerey ergeben haben, so ist es sehr wahrscheinlich, daß man diesen Ort einer Krone der Trunkenen verglichen habe. Es kann seyn, daß die Israeliten selbst diese Stadt eine Krone genennet haben, ihre Pracht und das Angenehme, das sie in sich hatte, da sie die Lust und Zierde des

ganzen

(*) PASCHAL. *Coron.* II. c. 7. 8. Vergleiche hiermit FREYTAG. *de Coronis conuiualibus Veterum* §. X. sq. p. 14 sq. Wo man finden wird, was für Blumen die Alten zu ihren Kronen gebrauchet haben.

ganzen Landes war, auszudrücken. Die Worte des Propheten sind also sehr schön und nachdrücklich, dem verdorbenen Ephraim vorzustellen, wie nunmehro ihre Stadt, worüber sie so hochmüthig geworden waren, beschaffen sey. Er stehet es zu, daß Samaria eine Krone des Landes sey, so ehedem dem Königreiche zur Zierde gedienet; er hält ihnen aber vor, daß es nunmehro eine Krone der Trunkenen geworden sey, wegen der Wollust, so darinn herrschete. Er zeiget an, daß man auch jetzt schon den Verfall sehen könne, da die Blumen, welche ehedem eine Zierde jener Krone gewesen, abfielen. Man kann dieses füglich von der Abnahme des Handels, der Nahrung, und des Reichthums, und von dem Verfall der Häuser verstehen. Er stellet ihnen vor Augen, daß ihre Stadt, worauf sie sich so viel eingebildet, die Krone des Hochmuths (wie eigentlich die Worte des Propheten lauten) ihnen nunmehro zur Schande gereiche, da es eine Krone der Trunkenen geworden, und ihre Blumen schon abfallen. Es ist eine starke und dreiste Metapher, dergleichen aber in den orientalischen Schriften nichts ungewöhnliches ist, wenn der Berg, worauf Samaria gebauet war, einem Haupte, so eine Krone trägt, verglichen wird.

§. 5.

Nun wollen wir zu einer andern Stelle der heiligen Schrift fortschreiten, welche zur Bestärkung unserer Gedanken von den Freuden-Kronen der alten Hebräer dienen kann. Der Prophet Jesaias hat im 61. Cap. v. 3. geweissaget, daß den Traurigen zu Zion durch die Gnade des Meßias Schmuck für Asche, Freudenöhl für Traurigkeit solle gegeben werden. Die Worte des Propheten sind so schön und erhaben, und die Verheissung, welche sie in sich fassen, ist so wichtig, daß es der Mühe wohl werth ist, es zu untersuchen, was für einen Schmuck der Prophet allhier verstehe. Vitringa hat über diesen Ort angemerket, daß das hebräische Wort (*) einen Hauptschmuck bedeute, wie dieses auch klar erhellet, aus der Weissagung des Propheten Hesekiels, wenn allda von einem Schmuck die Rede ist, der auf das Haupt sollte gesetzet werden (**). Jener gelehrte Ausleger beweiset es auch damit, daß der Schmuck, wovon Jesaias geweissaget, der Asche, womit das Haupt pflegte bestreuet zu werden, entgegengesetzet wird. Vitringa scheinet aber diesen Hauptschmuck nicht recht gekannt zu

(*) פאר.

(**) Hesek. 24, 23.

zu haben, da er meynet, derselbe habe aus einer weissen Krone oder Binde von Leinwand bestanden. Uebrigens untersuchet er nicht, auf was für eine Gattung von Kronen der Prophet gespielet habe. Weit besser hat Fortun. Schachus diesen Ort verstanden, und ihn von Freuden-Kronen, die man bey frölichen Gelegenheiten getragen, erkläret (*). Er hat sich vorhin, ehe er auf die Worte des Propheten Jesaias gekommen ist, zu beweisen bemühet, daß die alten Hebräer nicht allein ihr Freudenöhl mit syrischen Lilien wohlriechend gemacht, sondern auch von diesen Blumen Kränze geflochten haben. Aber er hat nicht solche Beweisthümer beygebracht, die überzeugend genug sind, welche wir deswegen sicher dem Leser, um sie selbst zu prüfen, überlassen können. Daß aber Jesaias an dem angeführten Orte auf Kronen, dergleichen man bey feyerlichen Mahlzeiten auf dem Haupte der Gäste gesehen, seine Augen gerichtet habe, dieses lehret uns die Verknüpfung seiner Worte. Das Freudenöhl und der Hauptschmuck werden mit einander verbunden, und denselben wird die Asche als ein Zeichen der Traurigkeit entgegengesetzet; wurde nun aber

(*) Sacror. *Elaeochrism. Myrothec.* I. c. 28. p. 138.

Freudenöhl bey feyerlichen Mahlzeiten gebrauchet, sollte denn hier nicht auch auf Kronen gesehen werden, die man bey eben dergleichen Gelegenheiten aufgesetzet hat? Wir haben §. 3. gesehen, daß Jesaias im Anfange dieses Capitels auf Freudenkronen gesinnspielet habe. Und daraus wird es noch wahrscheinlicher, daß er hier auch ein Bild von solchen Kränzen entlehnet habe. Wir wollen jetzt kürzlich zusammen fassen, was wir bis dahin verhandelt haben. Es ist wahrscheinlich, daß die Hebräer eben wie andere Völker solche Kronen gebrauchet haben; eine Krone der Trunkenen, wovon Jesaias in dem angezogenen acht und zwanzigsten Capitel Meldung gethan, kann in einem eigentlichen Sinn eine solche Krone bedeuten, und der gemeldete Prophet füget jetzt das Freudenöhl, das bey feyerlichen Mahlzeiten fürnemlich gebräuchlich war, und Kronen zusammen, und diese werden besonders einen Zeichen einer ausserordentlichen Traurigkeit entgegengestellet. Hieraus können wir also den untrüglichen Schluß machen, daß die Kronen bey wichtigen Veränderungen, welche Betrübte, in ihrem Zustande zu ihrer Glückseligkeit erfahren haben, bey frölichen Gastmahlen, zierliche und angenehme Zeichen eines mit Freude erfülleten Herzens gewesen sind. Den

Trau-

Traurigen Zions wird demnach verheissen, daß ihr Zustand so glückselig und frölich werden solle, daß sie dieses eben also würden an den Tag legen, als ehemals die Israeliten zu den Zeiten des Propheten gethan haben, wann sie ihr Haupt mit Freudenöhl salbeten, und eine Krone aufsetzeten. Unsere Meynung, wenn sie nicht durch diese Gründe bewiesen wäre, würde doch dadurch einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit erlangen, daß andere Völker, und selbst Morgenländer beydes mit einander vereiniget haben, nämlich Freudenöhl und Kronen, wie die angeführten Schriftsteller, und besonders Schachus gezeiget.

§. 6.

Wir können jetzt noch einige Oerter aus den erhabenen Schriften des alten Testamentes hinbey fügen, die zwar allein hier die Sache nicht ausmachen, doch aber unsere Meynung einigermassen befestigen, und von derselben einiges Licht empfangen können. In den Klagliedern des Propheten Jeremias Cap. V. v. 16. lesen wir: Die Krone unseres Hauptes ist abgefallen, o weh! daß wir so gesündiget haben. Einige haben geglaubet, der Prophet

verstehe durch die Krone alles, was dem Volke Zierde, und Ehre gebracht hat. Aber es sind gelehrte Ausleger (und unter denselben können wir **Menochius** und **Calvinus** nennen), welche meynen, daß hier auf jene Freudenzeichen, wovon wir vorhin geredet haben, gezielet werde. Und wir tragen kein Bedenken, uns mit diesen zu vereinigen, da die Verbindung der Sachen, die bey dem **Jeremias** vorkommen, es lehret, daß die Wahrheit auf ihrer Seite sey. Der Prophet hat im Anfange des 14ten Verses zwar gesagt: **Die Alten sitzen nicht mehr im Thor;** Er läßt aber alsobald darauf folgen, was ehemals zur Freude gedienet, nun aber aufgehöret habe: **Die Jünglinge treiben kein Saytenspiel mehr, unseres Herzensfreude hat ein Ende, unser Reigen ist in Wehklagen verkehrt:** und endlich füget der heilige Dichter hinzu: **Die Krone ist von unserem Haupte gefallen** v. 14-16. Wer einen Geschmack von einem schönen Liede hat, wer es verstehet, wie dasselbe müsse eingerichtet werden, und welche Ordnung darinn herfürglänzen müsse, der wird unsere Erklärung nicht mißbilligen können. Ohnstreitig wird sich zu der Klage, daß Jünglinge kein Saytenspiel mehr hören lassen, daß die Freude des Herzens ein

Ende

Ende habe, daß keine Reigen mehr gesehen werden, das Abfallen einer Freudenkrone besser schicken, als wenn der Prophet alsobald darauf hätte folgen lassen, daß das Königreich samt dem Priesterthum seine Endschaft erreichet habe.

Wir haben noch zween Oerter gefunden, in welchen unseres Erachtens auch auf solche Kronen gesehen wird. Jesaias Cap. 35, 10. und Cap. 51, 11. wird verheissen, und ewige Freude wird auf ihrem Haupte seyn. Es ist dieses eine ungewöhnliche Redart, daß von der Freude bezeuget wird, sie solle auf jemandes Haupte seyn. Der mehrmals angeführete Vitringa urtheilet, daß dieser Ausdruck von dem Salböhl der Alten ein Licht empfangen könne, und er will nicht, daß man bey der Erklärung desselben an Freudenkronen gedenken solle. Die Ursache davon ist, daß, wie er meynet, in den heiligen Blättern keine Spuhren von einem solchen Hauptschmuck können gefunden werden. Haben wir aber das Gegentheil gezeiget, so wird wohl nichts wahrscheinlicher seyn, als daß Jesaias in den angezogenen Worten nicht nur auf das Salböhl, welches man ehemals gebrauchete, sondern auch auf Freudenkronen gespielet habe. Dieses wird noch wahrscheinlicher, wann

wir uns hier erinnern, daß von Salomons Krone gesaget werde, seine Mutter habe sie ihm am Tage der Freude seines Herzens gegeben, wie wir oben bemerket haben.

§. 7.

So sehr auch hierdurch die Wahrheit unserer Meynung befestiget ist, so müssen wir dennoch die Schwierigkeiten heben, welche uns konnten gemachet werden. Man möchte sagen, wenn Salomo ein fröliches Leben anpreiset, so sagt er: Laß deine Kleider immer weiß seyn, und laß deinem Haupte Salbe nicht mangeln. Pred. Sal. 9, 8. Er meldet hier von keinen Kronen; hieraus scheinet also zu folgen, daß bey den Mahlzeiten auch keine Kronen üblich gewesen sind. Wir müssen es bekennen, diese Worte zeigen es sehr wahrscheinlich, daß nicht bey allen Mahlzeiten, wann man Fremde bewirthet hat, die Häupter der Gäste mit Kronen oder Kränzen sind gezieret worden. Aber man kann von solchen Mahlzeiten keinen Schluß auf andere machen, welche bey feyerlichen Gelegenheiten gehalten sind. Wir bemerken aber, daß unter den angezogenen Schriftörtern sich solche finden, welche von einer Freude handeln,

die

die durch eine ausserordentliche Gelegenheit verursachet ist. In dem Hohenliede war der Hochzeittag des Königes derjenige Tag der Freude seines Herzens, welche ihm eine Krone verschaffete. Und Jesaias hat im 35. und 51. Capitel von einer wichtigen Erlösung des Volkes GOttes geweissaget. Wenn man dieses mit den angeführten Worten Salomons aus seinem Predigerbuche vergleichet, so wird es dadurch wahrscheinlich, daß die Kronen bey den alten Hebräern nur ein Hauptschmuck gewesen sind, wann ihnen etwas wichtiges begegnet ist, und sie dadurch Anlaß Mahlzeiten zu halten gehabt haben.

Man möchte hiebey denken, haben die Hebräer Kronen gebrauchet, und scheinen dieses die Propheten gebilliget zu haben, warum haben denn die Kirchenväter Clemens und Tertullian so sehr dawider geeifert (*)? Wir können darauf antworten, die Ursache davon war der Misbrauch dieser Kronen. Sie wurden endlich Kennzeichen lasterhafter Menschen, die sich der schändlichsten Wollust ergeben hatten, welchen sich gleich zu stellen Christen ungeziemend ist. Es hat dieses Paschalius mit vielen Beyspielen

(*) Siehe PASCHAL. loc. cit. I. c. 15. p. 46. sq.

aus den alten Schriftstellern überflüßig gezeiget (*). Und Maderus hat bemerket, daß die Christen auch darum die Kronen verworfen haben, weil sie von den Heyden in dem Dienste ihrer Götter sind gebrauchet worden (**). So kann freylich eine sonst unschuldige Gewohnheit mit der Zeit durch den Mißbrauch, und durch andere Umstände sündhaft werden, und die alten Hebräer konnten ohne Sünden Kronen tragen, welche nachhero sich für Christen nicht schicketen. Es wird also wohl eine Wahrheit bleiben, daß wenn zwey einerley thun, es nicht einerley, daß auch jene alten Hebräer ohne Sünde Kronen haben tragen können, und sich damit gezieret haben.

(*) CORON. L. II. c. 7.
(**) lib. cit. p. 39.

XXVI.

XXVI.

Herrn Dühamels neue Manier, einen sehr starken künstlichen Magnet zu machen.

(Gentl. Mag. 1757. Christmon. S. 540.)

Man schaffe sich 4 grosse und 2 kleine Stangen von den besten englischen Stahl an. Die grössern müssen 2 und $\frac{1}{2}$ Fuß lang seyn, ein Zoll oder ein und ein Viertel breit und beynahe einen halben Zoll dick; man härte und polire sie; Unterscheidungs halber zeichne man das Ende eines jeglichen; das eine N das andere S. Die kleinern Stangen, welche magnetisch gemacht werden sollen, können 10 oder 12 Zoll lang, ohngefähr einen halben breit und einen drittel Zoll dick seyn; hart und glatt gemacht danebst gezeichnet werden.

Es wird überdem erfordert ein hölzernes Linial von derselben Länge und Dicke als die stählernen Stangen sind, und ein Viertel oder Drittel Zoll breit; um die Stangen von einander zu halten, ohne sich zu berühren. Nebst diesem muß man haben 2 Parallelopidedum von weichen Eisen, zwey Drittel Zoll breit und von derselben Dicke als die kleinern Stangen, aber ihre Länge muß den kleinen hölzernen Linial gleich seyn, und so breit wie die kleinen Stangen. Diese eiserne Stangen will ich nennen die berührende. (Contacts). Endlich besorge man sich einen guten Magnet, welcher 18 oder 20 Pfund heben kann, denn einer von geringerer Stärke wird nicht zureichend seyn, die 2 grosse Stangen zu magnetisiren (*).

Man berühre nach der gewöhnlichen Weise, die 2 grossen Stangen, und nenne sie A (Fig. 1.) um sie zu unterscheiden von den andern zwey, welche man nenne B.

Die zwo Stangen A sind nun in einigen Grad magnetisirt, man setze die 2 Stangen B einander

(*) Der Magnet wird nur gebrauchet um Zeit zu sparen, denn man kann die Kraft auch ohne Magnetstein mittheilen.

einander parallel auf einen ziemlich grossen Tisch, mit dem hölzernen Linial zwischen demselben, und die berührende Stangen gegen ihr Ende; auf eine solche Weise, daß das Ende N von dem einen, an derselben Seite, als das Ende S an der andern sich befinde; alsdann füge man an den Enden die Stangen A, welche etwas Kraft bekommen haben, die berührende setze man so, daß ein Ende N einer der Stangen A möge berühren die Contacte, recht gegen das Ende S. einer der Stange B; die andere Stange A muß gestellt werden gegen das andre Ende derselben Stange B, so, daß sein Ende S möge berühren die Contacte recht gegen das Ende N der Stange B; Dann streiche mit dem Ende N des bewafneten Magneten drey oder viermahl von dem Ende N der Stange A1. zu dem Ende S. der andern Stange A2; fahre darauf in der Länge hinunter die Stange B1, welche magnetisirt soll werden; so wird die Stange B1. an der einen Seite eine gute magnetische Kraft bekommen. Eine gleiche Kraft gebe man auf diese Art der Stange B2. deswegen man die Stange A1. muß legen an die Stelle wo bisher A2. gelegen und so setzen, daß sein Ende N berühre das Contact gegen das Ende S der Stange

B2.

B 2. Lege die Stange A 2. in die Stelle A 1. und lege sie so, daß ihr Ende S, möge berühren das Contact gegen das Ende N. der Stange B 2. Darauf ziehe mit des Magneten Ende N drey oder vier mahl der Länge nach durch. Fange an von dem Ende N der Stange A 1. und höre auf an dem Ende S. der Stangen A 2. Alsdann wird die Stange B 2. an der einen Seite sowohl magnetisirt seyn, als die Stange B 1. war bey dem ersten Versuch.

Man nehme die zwo Stangen A ab, und kehre die Stangen B um, so, daß deren untere Seite oben kommt, auf dieselbe Weise, wie vorher gewiesen ist gegen die Enden der Stangen B, so, daß das Ende N einer der Stangen A, auf das Ende S der Stangen B, und das Ende S der Stangen A gegen das Ende N der Stangen B anschliesse. Alsdann ziehe man über denselben, mit dem N Ende des Magnets und fange an von N und höre auf bey S, wie schon angewiesen ist; die Stangen B werden alsdann sehr wohl magnetisirt seyn.

Man setze die zwo Stangen A in die Stelle der zwo Stangen B und lege an ihre Enden

gegen

gegen die Contacte, die zwo Stangen B, wie vorher geschehen ist, mit den Stangen A, und magnetisire die zwo Stangen A, an beyden Seiten, auf gleiche Weise.

Die vier Stangen werden solcher Gestalt gut magnetisirt seyn, ihre Kraft kann demnach mehr und mehr zunehmen, wenn man dieses Verfahren zwey oder dreymahl wiederholet, indem man wechselsweise die Stangen A und die Stangen B in der Mitten stellt. Denn die Eigenschaft des Stahls ist so beschaffen, daß dasselbe eine grössere magnetische Kraft erlangt, je mehr es ist geschwängert worden.

Wenn die vier grossen Stangen einmahl gut angefüllet sind, so wird man den Magnet nicht mehr nöthig haben, einen grösseren Grad magnetischer Kraft den kleinen Stangen mitzutheilen. Um sie zu streichen, so lege man sie auf die Tafel, mit dem hölzernen Linial zwischen denselben und die Contacte an ihren Enden, wie man mit den grossen Stangen that; man setze, als zuvor angewiesen, die zwo schwächsten der grossen Stangen A. Dann stelle man in der Mitte der kleinen Stangen, die zwey Enden der Stangen B (Fig. 2.) so, daß das

Ende

Ende N. der Stange B1 an der Seite S der kleinen Stangen komme, und das Ende S. der Stange B2. an der Seite N. der kleinen Stange. Man trenne diese Stangen von einander, so, daß B1 ganz herunter komme, nach dem Ende S. der Stangen A1. und B2 zu dem äussersten Ende N. der Stange A2. Wenn man diesen Versuch drey oder viermahl an beyden Seiten der zwoen kleinen Stangen wiederholet, so werden sie, wenn der Stahl von guter Art ist und wohl gehärtet, eine aufserordentliche Kraft bekommen.

XXVIII.

Anmerkungen zur Verbesserung einer künftigen Auflage der Gottschedischen Uebersetzung des Reinicke Fuchses (*).

Es hat Herr Professor Gottsched, dem wir die Uebersetzung des Reinicke Fuchs in der hochdeutschen Sprache zu danken haben, gewiß denjenigen, so der alten niedersächsischen nicht vollenkommen mächtig waren, einen besondern Dienst erwiesen. Diesen hat, wie wohl zu vermuthen ist, vorher an manchen Stellen der eigentliche Begriff und Verstand von vielen schönen Redensarten, und nachdrucksvollen Wörtern gefehlet, welchem Mangel durch diese Uebersetzung hin und wieder, gleichwohl nicht gänzlich ist abgeholfen worden. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß gegenseitig den Kennern und Liebhabern dieser alten

(*) Diese Anmerkungen sind uns von einem geneigten Leser unsers Magazins eingesandt worden, und können wegen der genauen Untersuchung in die Bedeutung der Wörter der niedersächsischen Sprache den Liebhabern derselben nicht anders als höchstangenehm seyn.

ten Sprache dasselbige wiederfahren, und Ihnen ebenmäßig ein Genügen gegeben wäre, mithin, daß die Ausgabe, so zum Nutzen der Hoch- als Niederdeutschen durchgängig wäre eingerichtet worden. Es ist aber solches dermalen nicht geschehen, vielleicht kommt nach Abgang der ersten Auflage bald eine zwote zum Vorschein, und in dieser Absicht ist das folgende niedergeschrieben, ob in einer solchen neueren, das eine oder andre durch gegenwärtige und sonstige Beyträge verbessert werden möchte, welches allerdings der im Verfolg anzuführenden Ursachen halber nöthig seyn würde.

Man bemerkt zuförderst, daß Herr Gottsched die älteste Lübeckische Ausgabe vom Jahr 1498. 4. selbst gar nicht zur Hand gehabt, noch eingesehen, sondern den Hackmannschen zu Wolfenbüttel 1711 besorgten Abdruck derselben zum Grunde geleget habe. Daher es unvermeidlich geschehen müssen, daß er die Fehler, so in dem Hackmannschen Buche sich eingeschlichen, eben wenig hat vermeiden können (a). Ob nun diese, wie leicht zu gedenken, mit

(a) So hat Hackmann durchgängig die abgekürzte, und mit einem Ueberstrich gezeichnete, zur Rechtschreibung wohl zu bemerkende Buchstaben nicht in Acht genommen. Wie es sich mit dem Wort un̄ statt unde an tausend Stellen, und so an manchen andren zeiget. Er hat durch das ganze Buch die Zahlen der Capitel vorangesetzt, da doch erst der Inhalt des Capitels vorangehet, und hernach das

mit andern neuen vermehret worden hat man eben nicht auf dem Fuß untersuchet, als man solches bey Vergleichung, der in Händen gehabten allerältesten Edition mit den vorberührten beyden neueren wahrgenommen, hienächst auch befunden hat, daß die älteste nicht gänzlich ohne Druckfehler geblieben sey (b). Wir wissen nicht, welche Ursachen den Herrn Gottsched bewogen, das alte Gedicht ganz nach hinten, und nach seiner Uebersetzung erst folgen zu lassen, und es solchergestalt einer anzustellenden Prüfung zu entziehen. Wäre sie, wie bey solchen Büchern gebräuchlich, nebenher zur Seiten gestellet, so würde man mit weit grösserem Vergnügen beydes den alten Text mit dem neuen haben übersehen können, welches nach dermahliger Einrichtung nicht füglich geschehen kann, wenigstens beschwerlich fällt. Nun ist zwar zu loben, daß die älteste und erste Ausgabe beybehalten, und nach solcher die Uebersetzung gemacht wor-

das Capitel gestellet wird. So ist oft in der alten das Wort gesette, und in dieser das Wort Capitel gesetzt. Ein V vor X kommt vor lib. 3. cap. 2. So ist das Wort werfelik geschäftig, anstatt wrefelik freventlich eingeschoben. u. s. w.

(b) Man findet darinnen vraude statt vroude. Om statt Oem. Unfroud für Unfrod. Leeh für leeht. Und so mehr andre, deren einige von Hackmann übersehen worden, wie es sich lib. 1. cap. 14. zeiget, da das verdruckte Wort quad übel beybehalten ist, da es heissen müssen Rad, Rath.

den, da aber die von Zeit zu Zeit ausgegangene neuere in manchen Stellen theils abgeändert, theils deutlicher gefasset, auch theils richtiger gestellet worden (c), so hätten selbige nicht gänzlich hindangesetzet, sondern vielmehr aus der einen oder andern zur Erleuterung des Textes die Anweisungen gegeben, und jeglichem geschickten Leser zur Beurtheilung eingeliefert werden sollen, dem wenig oder nichts damit gedienet ist, daß Herr Gottsched die Hackmannsche mit der Rostockischen d. 1549 und der Frankfurtischen d 1575. vor sich verglichen und die vornehmsten Abänderungen nicht berühret hat, da doch eben diese vorgegangene verschiedene Abweichungen dereinstens wohl verdienten, daß davon zur Beförderung mehrerer Richtigkeit des Werks die Angaben mitgetheilet würden. Nach der muntern Schreibart des ganzen Gedichts kann man wahrscheinlich den Schluß machen, der Meister, der Lehrer, der Dichter, der Poet, gleichwie er sich selbst also nennet, oder in den Anmerkungen genannt

(c) Da in der ersten Edition von einem Arzt oder eigentlicher von einem Marktschreyer gerühmet wird, die Kunst, Fisteln, Zähne, Augen, Hoden auszuziehen, so wird in letzterer von Fisteln nichts gedacht. Weiter, daß Doctores mit einer goldenen Spange investiret worden, ist nicht gebräuchlich, wohl aber mit einem goldenen Ring. v. lib. 3. c. 12. Man vergleiche diese und dergleichen viele andre Stellen, die sich von einander merklich in den Ausgaben unterscheiden.

genannt wird, könne noch lange Zeit nach dem 1498 Jahr gelebet, also selbst manche Verbesserung seinem Werk hinzugethan, oder hinterlassen haben, daß also in dieser Absicht die nachgefolgte Ausgaben, zuweilen besser als die erstern müssen gerathen seyn. Jedoch ist dieses nicht als ein durchgehender Satz anzunehmen, weil man hin und wieder in den nachfolgenden merkliche Fehler begangen, und den Sinn des Poeten gar nicht getroffen hat (d). Die erstere hat einige wenige Abtheilungszeichen, oder eigentlich nur Puncta, so hin und wieder bald richtig bald unrichtig angebracht, und bey dem grössesten Theil des ganzen Buchs fast ganz ausgelassen sind. Es hat sie zwar Hackmann beygefüget, allein es möchte besser gewesen seyn, wann er nur die seinige gar nicht hingesetzet hätte. Wie leicht geschiehet es, wann man nicht genau darauf Acht hat, daß man einer Rede eine ganz andre Wendung und Deutung giebt und durch die Verfehlung der rechten Stelle solcher Zeichen ihr einen unrichtigen Verstand beyleget. Man hat angemerkt, daß der Uebersetzer selbst dadurch ist verleitet und irre gemacht. Man glaubt auch gerne, daß, wie er in der Vorrede bekennet, ihm

(d) Wann also in der alten Edition, wie an seinem Orte angeführet werden wird, stehet, in Loys gheli-cencieret, das ist, in Rechten, so ist gar übel in den folgenden angebracht, in der Logic.

die Verdollmetschung vieler alten und veralteten Wörter schwer gefallen sey (e). Es kommen auch unter diesen noch manche vor, deren Deutung nicht allerdings richtig eingeschlagen ist. Es ist dieses auch mit eine Ursache, daß die Artigkeit und der Nachdruck in der Uebersetzung bald hie bald da ist vermisset worden, gleichwie Herr Gottsched solches auch selbst p. 49 der Vorrede eingestehet, und sich diesen Vorwurf macht. Dieser Erfolg hat unvermeidlich entstehen müssen, wann theils der Zusammenhang nicht recht nachgeforschet, theils nicht bemerket worden, daß des Reims halber nach damaliger Weise der Dichterey viele Flick- und Beywörter überflüßig angebracht worden, welche ein Uebersetzer schicklich und mit Fug verwerfen kann (f). So finden sich wiederum viele Wörter, die ganz ausgedehnet, verlängert und so gar verdrehet worden, daß auch diese einen Anstoß in der Uebersetzung gegeben haben (g). Bey weiterer

(e) Dieses wird der Leser wahrnehmen können an den Wörtern gelate, vuste, graenen, braschen, deghen, fynsen, kukkelrey, encket, to plasse bringen, to hand. etc.

(f) So findet man: Reinke hörde wol deße Worde erst und lest 1-6. Reinke de Tode de Bare Brun 1-39. de Konegynne mit tuchten 1-24. de koninck ryck. Besworen Vorware. Rot gold. de Here, de Wert Mere Frouwe an statt Märe, das ist Mutterpferd.

(g) Zu der ersteren Gattung kann man bringen die fol-

weiterer Prüfung derselben wird man annoch gewahr werden, daß die Kraft so in einigen Redensarten gesteckt nicht durch andre von gleichem Gewicht ersetzt, oder wohl gar den Wörtern, durch eine gänzliche Misdeutung das wesentliche entzogen worden. Es ist solches unten jeden Orts gezeiget (h). Allein die Artigkeit der Ausdrücke ist

folgende: mineme, dineme, sineme, juweme, groteme, gherichte der kürzeste Weg, für Richte, ghenéren, nähren für néren, ghewert, lieb für wert, Lundertun für Lundun, Sydelgate für Sydgate. Zu der andern Gattung kann man zählen, wann man statt wol, wal, 1-32. statt wolgemoet, wolghemeit 4-7. statt hold, hald, 4-10. statt seghene, das ist segnete, seghe, 1-33. statt haet, gehäßig, hat geschrieben worden.

(h) Zum Beweis mag folgende Probe genug seyn. Nach Gottschedscher Uebersetzung heißt es:

Wade	— Leib	— statt	— Zeug.
na grade	— nach gerade	— statt	— nach der Reihe.
Graenen	— Zähne	— statt	— Bärtchen.
beschaten	— schätzen	— statt	— beschaden.
Put	— Pfütze	— statt	— Brunnen.
sehr	— zu viel	— statt	— Leid.
Lage	— Wage	— statt	— Nachstellung.
lubben	— verwunden	— statt	— entmannen.
entfengen	— empfangen	— statt	— entzünden.
Fenin	— Finnen	— statt	— Gift.
Vunde	— Feinde	— statt	— Ränke.
belacht	— belachet	— statt	— verfestet.
Andacht	— Andacht	— statt	— Absicht, Meynung.

Smette

der Uebersetzung oftmalen durch unnöthige Zusätze und hineingeschobene viele Verbindungswörter auch Ausdehnung der Erzählung geschmälert worden, wie dieses einem jeden Leser von selbst einleuchten wird. Und was einige wenige Stellen betrift, so dem Herrn Gottsched zu schmutzig angeschienen, deren Ausdrücke er auch gerne vermeiden wollen, so entkräften oftmalen dergleichen Wörter, worüber man säuberlicher hinzufahren vermeynet, die eigentliche, der Sache gemässe Vorstellung. Ja es haben ihm einige von denen nicht angestanden, die doch selbst in der Bibel vorkommen. Sie geben auch bey unsern gesitteten Zeiten so großen Anstoß nicht, daß man sie aus Scherzgedichten gänzlich verwerfen solte. Nach Art und Beschaffenheit des Standes der Personen, denen man sie in den Mund legt, oder der Beschaffenheit der Sachen selbst, die natürlich und lächerlich sollen vorgetragen werden, können sie auch von einem nicht alzustrengen Sittenrichter erlaubet werden. Siehet man auf die Zeiten, worin dies Buch geschrieben, waren

Smette	— Strafe	— statt	— Schmutzflecken.
vnvonferd	— der es nicht gewahr	— statt	— unerschrocken.
jennich	— jene	— statt	— einig.
vören	— fürchten	— statt	— zuvor.
Gebüre	— Bauer	— statt	— Nachbar.
sodanen	— sodann	— statt	— ein solcher.
dunne	— zart	— statt	— schlecht.

waren sie gar nicht anstößig und die grössesten Männer brauchten sie in ihren Schriften. Doch das vorige zu berühren, so sind noch hin und wieder bey dem Herrn Gottsched Wörter zurückgeblieben, die auch denen, die dieser Sprache kundig sind, zu schaffen machen (i). Es würde von besonderm Nutzen gewesen seyn, wann man eben diese Wörter nicht hinterhalten, sondern diese und andre ungewöhnlichere, obgleich bekanntere herausgezogen, die Erklärungen hiebeygefüget, oder andern darauf zu sinnen Gelegenheit an Hand gegeben hätte. Er hat es zwar an einigen Stellen wagen wollen diesem Mangel abzuhelfen, allein die Anmerkungen scheinen nicht am besten gerathen zu seyn (k). Sonst laufen auch in dem Text selbst manche holländische Wörter mit unter, deren der Dichter, welchen wir vor einen Niedersachsen halten, sich bey seinem langen Verbleib in Braband mag angewöhnt haben, welche auch wohl verdienet hätten bemerket zu werden, damit sie nicht unter die

(i) Es kommen deren einige in dem Text, einige in den Anmerkungen vor, als: Ramp, Proye, pynsen, froyen, strypen, popelsye, schampeluen, Vysevase, Krum pardes tyden.

(k) Man hat solches in den nachgesetzten Anmerkungen, bey den Wörtern, Meybohm, Krummess-Kerlemen-Klocken mit oren berühret.

eigentliche niedersächsische gezogen würden (l). Der lateinischen giebt es hin und wieder auch einige, allein diese sind mehrentheils nur angebracht, wann die Erzählung in die Großpralerey, im Aufschneiden oder im Scherz hinausgegangen, oder auch wann die gelehrte Marktschreyerey hat angebracht werden sollen (m).

Es wird obiges alles von jedem, der sich die Mühe nehmen wollte, die Urschrift mit der Gottschedischen Uebersetzung zu vergleichen, aus nachfolgenden Auszügen noch besser und deutlicher eingesehen werden können. Es ist zu vermuthen, daß bey den ebenmäßig in die hochdeutsche Sprache überbrachten Alemarischen und Baumannischen Anmerkungen etwas zu erinnern vorfallen möchte. Man hat sich aber die Zeit nicht nehmen können, sie einzusehen.

pag. 3. der Gottschedischen Uebersetzung stehet: und viele andre mehr, lies: waren so gar auch da.

p. 4.

(l) Man kann es nicht eigentlich bestimmen, doch hält man dafür, daß zu dieser Classe nachfolgende könnten gerechnet werden: nochtans - vroed-smeken, leelick, dwaes smette - othmoedig - gefynsed - guder teren, quader teren, alentelen, vloyen, moye, blyde - blydscop - entfermen - sodanes - sot - amye, grael.

(m) Man siehet dieses lib. 1. cap. 35. lib. 2. cap. 6. und sonst an mehr Orten.

p. 4. steht: Nur Reinken den Fuchs allein nicht, lies: aber allein Reinke der Fuchs blieb aus.

Sonst wäre zu schliessen, er wäre nicht mit aufgeboten, das ist aber irrig, wie aus dem Erfolg zu sehen. Er scheuete das Licht.

p. 7. Unflate. Dieß Wort ist nicht im Text, davon wollten auch die kleinen Wölfe nicht blind werden.

p. 8. Vor: meine Sache zu entscheiden, lies: diese Sache in Güte oder zu rechte beyzulegen.

Vor: ich übergehe es also, lies: jedoch dieß übergehe ich mit Stillschweigen.

Vor: in einem Gebüsche, dächte ich, könnte man wohl füglicher lesen, auf einer Roste. Man sollte fast glauben, das Wort Horst sey an statt Hort hingestellet, damit es sich nur mit worst reimen möchte, so daß es hiesse, der Hund habe die Wurst auf der Rosten gehabt, wovon sie ihm der Fuchs entnommen. Diese Meynung scheinet mir wahrscheinlich, ich stelle die Ursachen hieher, und überlasse sie eines jeden Beurtheilung.

1. Finden sich viele Stellen, wo die Wörter des Reims halber sind verdrehet. Man sehe im vorhergehenden die Nota e ein.

2. Ist nicht glaublich, daß ein Hund sein Essen in der Ferne, im Gebüsch hingetragen, zumalen

da

da hinzugesetzt stehet, es sey im kalten Winter gewesen.

3. Wird nicht berühret, noch wie der Hund erfahren, daß der Fuchs die Wurst gestohlen, noch wie der Fuchs sie ausgespüret habe. Man lese das ganze Buch durch, es kommt keine Begebenheit darin vor, wo nicht Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit durch die kleinste Umstände ins Licht gesetzet wird.

4. Das Factum wurde eben dadurch vergrössert, daß dieser Leckerbissen dem Hündchen, der sich in den kümmerlichen Wintertagen damit erquicken wollen, zusehens vor seinem Maul hinweggeschnappet worden. So wie ein andermal der Fuchs dem Prälaten einen fetten Kapaun von seiner Tafel wegholte.

5. Im Text stehet, der Hund habe die Wurst up einer horst gehabt. Sollte nun horst einen buschichten oder waldigten Ort, oder Forst bedeuten, hätte es nicht heissen müssen up, sondern in einem horst.

6. Das Wort hort nimmt hingegen alle Schwierigkeiten weg. Es bedeutet ein opus vimineum, crates, gerras, flaken oder Flechten und übereinander gelegte Hölzer, in Form einer Rosten, deren sich noch arme Bauren oder Soldaten im Felde beym Braten der Aale und sonstiger Speise aus Noth bedienen. Daher auch tran-

transennae et clathri feneſtrarum, horden in de fenſter genannt worden. Bey dem Halthaus findet man einen Ort, das hurt und roſt vor eins gebraucht wird, und ſeinen allegatis wegen Verbrennung der Zauberer und Hexen auf Hürden, fügen wir noch bey aus hieſigen Rechten, die Stadiſche Statuta, allwo tit. XI. art. 8. ebenmäßig es lautet, daß man ſie uppe der hort bernen ſcal.

Vor: ſeine Weiſe zu lehren ꝛc. lies: ſeinen Tritt und Gang zu lehren, und zum Capellan zu machen.

pag. 9. Vor: und hub ihn dabey an ſtark zu ziehen, lies: und fieng an ihn rechtſchaffen zu zauſen. In der Urſchrift kann geſtanden haben, an ſtatt ein Vel entweder oevel oder Sie Vel.

Vor: ſo wird es der König ꝛc. lies: ſo werden es viele ſo bald nicht vergeſſen, ja dem Könige und ſeinen Thronfolgern noch nach manchen Jahren vorrücken.

Vor: die es nimmermehr geglaubet hätten, lies: die es vor jetzo nicht meynen.

p. 11. Vor: und ſtunde er eben ſo in des Königs Liebe ꝛc. lies: und ſtunde er eben ſo gut bey dem Könige angeſchrieben, als ihr Herr Iſegrim. Dann das Wort Lave heißt nicht Liebe, ſondern Credit, Glauben, Zutrauen.

p. 12. Vor: und darum brachte er meinen Vater in Noth, lies: er bracht' meinen Vater in der äusserſten Lebensgefahr.

Vor: und überließ ſich der Gefahr, lies: dem Schickſal.

Vor: und ſie giengen auf gemeine Gefahr, lies: ſie wagten es beyde dahin zu gehen.

Vor: die Sache, lies: das Schwein.

Vor: mit denen er vollauf, lies: die ihm gnug zu ſchaffen machten.

p. 13. Vor: nun klaget der Haſe auch ein Märchen und einen loſen Fund, lies: nun bringt der Haſe auch ein Märchen ein leeres eitles Gewäſch hervor. Im Text ſteht das Wort *riſevaſe*, welches wohl nichts anders, als ein Gewäſch, oder wie der gemeine Mann in Holland redet, ein wisje wasje iſt.

Die er in einem Gebüſche verlohren, hier ſtehet wieder im Text up ener Horſt, das hieſſe auf einem Gebüſche. Es iſt aber dieſe Stelle ſchon im vorhergehenden berühret.

p. 17. Vor: über mein groſſes Geſchlecht insgemein, lies: über mein groſſes anſehnliches Geſchlecht.

Vor: groſſe ſtarke Hunde, lies: grobe ſtarke Hunde.

Dat ſe ſo vaſte weren darbinnen, heißt nicht: weil ſie ſo ſehr darinnen blieben, ſondern

dern daß sie so fest darinnen (nämlich von den Hunden) verwahret waren.

p. 18. Vor: er wäre ein Mensch geworden, lies: Einsiedler.

Vor: und den Rosenkranz, lies: Schulterkleid. Das Wort schapelier bedeutet das humerale oder scapulare.

Vor: und die ihnen sehr lieb war, lies: des wurden sie froh.

Nach: beraubte mich also meiner Kinder, setze hinzu: deren Anzahl jetzo so verringert worden.

Vor: ihr seht wohl, was er gethan, lies: ihr seht es vor Augen, was er ihr (nämlich der Hennen) gethan.

p. 22. Vor: und so weiter anzustimmen, lies: und die dazu gehörige Verse anzustimmen.

Vor: dies that er ungerecht mit falscher Wage, lies: Lage. Das ist Aufpassung, Laurung, Nachstellung oder Laure, und reime alsdann mit bedaure.

Weil der ganze letzte Satz dieses 5ten Capitels auf der 22ten Seite, viel irriges in sich hat, und die Worte des Textes de nicht en was van den besten nicht so sehr auf Reinken, als auf die Schändlichkeit seiner begangenen That, und das Verbrechen selbst hinausgehen, so würde er besser

also

also zu fassen seyn. Des Königs Befehl aber ergieng an die Klügsten seines Raths Bedacht zu nehmen, wie dies grosse Verbrechen aufs schärfste bestrafet würde. Zuletzt ging ihre Meynung dahin: Nachdemmahlen die Arglist des Reinken bekannt, so solle man ihm Boten senden, daß er weder um Liebes noch Leibes willen zurückbliebe, vielmehr am königl. Hof fürs Hofgericht erschiene: Braun der Bäre aber diese Botschaft ihm zutruge.

p. 25. Vor: schweiget doch nur davon, lies: der König enthalte sich der Rede.

Vor: das geringste thun soll, lies: Hohn und Spott anthun soll.

p. 26. Vor: der besten von seinen Festungen, lies: denn Reinke hatte zwar manches schöne Haus allein das edle Schloß Malerartus, war die beste seiner Festungen.

Vor: wo er gleichsam in Sorgen lag, lies: dahin versteckte er sich, wann er in den grössesten Sorgen und Nöthen war.

p. 26. Vor: dort hatte es viel ꝛc. lies: es hatte manche Krümmungen enge und lang, und manchen seltsamen Ausgang. Die that er zu, und verschloß sie, so bald es die Noth erforderte. Wann er da einen Raub hineingebracht hatte, oder sonst wuste, daß er Missethaten halber nachgestellet ꝛc.

p. 30. Vor: so will ich dich bald, lies: ich will dich rechtschaffen.

p. 35. Vor: was er zuerst ergreifen könnte, lies: was er zuerst von seinem Zeuge ergreifen könnte.

p. 36. Vor: daß es der schwarze Sander, lies: daß es der Stoppelmesser der 2c.

Vor: auf einen Buckel 2c. lies: auf seinen Buckel von Männern und Weibern ertragen.

p. 37. Vor: und erschreckte sie so sehr, lies: und taumelte unter ihnen so sehr herum.

Vor: komm nur wieder du Schelm, lies: komm wieder du ehrloser Dieb, hier hast du deine Handschuh zu Pfande gelassen.

p. 39. Vor: ich wette, dem Rustefeylen, lies: ich weiß gewiß, dem Rustefeylen.

p. 40. Vor: kaum ward er ihn gewahr, lies: kaum erblickte er ihn so verwundet da liegen.

Vor: alle diese Worte, lies: alle diese Stachelreden, oder alle diese wider ihn ausgespiene Wörter.

p. 42. Vor: das Braun wieder, lies: das Braun dermassen zugerichtet bey Hofe wieder.

p. 47. Nach: wolte man meinen Rath hören, setze hinzu: man befolge ihn nun oder nicht, so sende man.

p. 48. Vor: anträfe, lies: begegnete.

Vor: sie kamen an des Pfaffen, lies: sie kamen bald.

p. 52. Vor: Geheil, lies: mit einem betrübten Anblick. Das Wort gelate, so im Text stehet, bedeutet die Bildung des Gesichts, das Aussehen.

p. 53. Vor: was Isegrim wider ihn geklaget hätte, lies: was Isegrim am meisten für Klage auf ihn bringen würde.

Nach: Reinke wuste nämlich, füge hinzu, ganz genau.

Vor: so viel ich weiß und kann, lies: wo ich anders es vermag.

Vor: zeigte ihm einen finstern Rachen, lies: machte ihm ein sauer Gesicht. Hier steht wieder das Wort Gelate im Text.

p. 57. Vor: nahm etliche Lichte, lies: zündete viele Lichte an. Das Wort entfengen heisset nicht empfangen oder nehmen, sondern Brand erregen, anzünden.

Vor: als Hinz sah ꝛc. lies: als Hinze sah, daß er sterben würde, machte er kurzen Berath, sprang eilig.

Nach: und beraubt ihn, setze hinzu, zwar nicht des ganzen, jedoch des dritten Theils ꝛc.

Sieh, lieber Sohn ꝛc. Diese in der ältesten Ausgabe vorkommende Stelle ist etwas schmutzig,

tzig, sie heißt, sych leve sone is dit nicht groet schade dit is van dines vaders gewade. Man hat sie in den neueren so gesetzt, sii leve sohne is dit nicht groth leet, dat dyn vader kumt by dit vordret Es hätte also nach der ersteren die Uebersetzung diese seyn müssen, sieh lieber Sohn, welch ein grosser Verlust dies ist von deines Vaters Zeuge.

p. 58. Vor: alle Ungnade, lies: ohne einige Gnade zu strafen.

Vor: hier ist freylich, lies: hier geht mancher Rath vor, doch wann auch gleich mein Oheim wirklich also böse wäre, so muß dem ungeachtet doch ein frey Gericht gehalten werden.

Vor kühn, lies mag; vor thörigt, lies wolte.

Vor: und fand Reinicken vor seinem Hause stehen, lies: und fand Reinicken daheim.

Vor: so werdet ihr sehr verspottet werden, lies: so werdet ihr verfestet werden. Dann das Wort belacht heißt nicht belachen, verspotten, sondern belegen, bekümmern, in Haft bringen, wie das folgende deutlich ergiebet.

Vor: es ist wohl schon eher, lies: es ist wohl schon eher, als man euch vorgeladen, eben solch ꝛc.

Vor: und seyd doch ohne Schaden und Schmerzen durchgekommen, lies: und seyd

doch ohne Leid und Schaden davon gekommen.

p. 63. Vor: so wird er ꝛc. lies: so wird er seinen Zorn durch Sanftmuth brechen.

p. 64. Vor: die ich deswegen zu fürchten habe ꝛc. lies: denen ich es darinnen weit zuvor thue, so haben viele, derer, die am Hofe sind, mein ärgstes geschworen. Das Wort vor voren heißt nicht zu fürchten, sondern zuvor.

Vor: dieses stehet mir nun zwar im Wege, lies: dies setzt mich zwar am meisten in Furcht.

Vor: und wenn ich denn nicht gewinnen mag, lies: und wenn ich ja nicht besser auslangen mag.

p. 68. Vor: seine Zähne, lies: sein Härgen. graenen sind pili, Knebelbart.

Vor ähnlich sehen, lies nacharten.

Vor: ein hübscher Junge, lies: ein loser Schelm.

Vor: sonst hilft alle eure Beicht nicht einen Pfifferling, lies: sonst ist alle eure Beicht umsonst.

Vor manchesmal, lies auch sonst manchem andren.

p. 75. Vor: das weiß ich nicht zu sagen, lies: das weiß ich nicht, kann auch keinen eigentlichen Bericht davon ertheilen.

Vor:

Vor: die habe ich neulich weggenommen, lies: die habe ich mehrentheils ꝛc. Das Wort wüste bedeutet fast, viele, grossentheils.

Vor: einen schweren Fall in die Kammer that, lies: einen schweren Fall that. Von der Kammer wird nichts im Text gedacht. Der Fall könnte wohl auf der Diehle, aber nicht in die Kammer geschehen seyn.

Vor: die Leute, die darin bey dem Feuer lagen und schliefen, lies: die Leute erschracken, die beym Feuer lagen und schliefen. Dann sonst bezöge sich das Wort darin, abermals irrig auf die Kammer.

Vor: und holten ein Licht, lies: und zündeten ein Licht an. Hier kommt wieder das Wort entfengen vor.

Vor: ward er auf den Tod, lies: abermals auf den Tod.

p. 76. Vor: ohne zu taumeln, lies: ohne zu straucheln.

Vor: von allen Strafen ꝛc. lies: von allen euren Befleckungen und Sünden quit und los. Das allhier stehende Wort Smette heißt nicht Züchtigung und Strafe oder Smette, sondern Smitte oder Schmutz, Unsauberkeit.

p. 84. Vor: einen so glücklichen Sprung, lies: einen Sprung.

Vor: Grimbart sahe seine Unart wohl, lies: Grimbart merkte wohl, wohin sein Absehen gerichtet. Hier zeiget sich wieder die unrichtige Deutung des Worts anlat, die schon vorher an zwo Stellen bemerket ist.

Vor: nach den Hünern gekehret ꝛc. lies: nach den Hünern gekehret, bis so lange, daß sie wieder auf der rechten Strasse kamen, die sie zuvor verlassen hatten. Sobald Reinke den Hof, den Pallast des Königs erblickte, allwo er aufs höchste war verklaget worden, wurde er mehr, als man glauben mag, betrübt.

p. 87. Vor: es waren nämlich ꝛc. lies: es fanden sich wenige an dem Gerichtstage, oder sie hatten ihre besondere Klage wider ihn.

Vor: als würde er es nicht gewahr, lies: wenigstens ließ er sich keiner bangen Furcht vermerken; Das Wort unverferd heißt unerschrocken.

Vor hohe Strasse, lies Heerweg.

Vor: und that so muthig und gelassen, lies: mit so muthigen und frohen Schein. Hier zeiget sich wiederum die mehrmals berührte unrechte Erklärung des Worts Anlate.

p. 88. Vor scheinbare, lies offenbare.

p. 89.

p. 89. Vor: erschienen dabey, lies: waren alle mit einander zugegen.

p. 92. Vor: eifrigst geführet wurden, lies: von engem Rath, und von mancherley Absichten, die man da hörete und vernahm, geführet wurden.

p. 93. Vor: und beschloß einmüthig, lies: und man beschloß.

Vor: gefangen und gebunden war, lies: hart gebunden.

p. 96. Vor: und wie froh Reinicke darüber war, lies: wobey die Freude aus Reinickens ganzem Wesen hervorblickte.

Vor: nah um ihn zu treten, lies: ja rechtschaffen ihn zur Seite zu stehen.

p. 97. Vor: wenn sie aber nur ein wenig zurück dächte, lies: erinnerte sie sich nur alter Wohlthaten.

p. 100. Vor: hierauf muß ich ꝛc. lies: hierauf sprach Reinicke bey sich selbst, ich muß mit allen meinen Sinnen zu Rath gehen, alles mögliche anzuwenden, die Gefahr kommt allein auf mich. Ist gleich der König, sind gleich so viele andre, die bey ihm sind, mir gehäßig. Was Raths? Verdienet ꝛc.

p. 101. Vor: darauf gab ꝛc. lies: der König erlaubte es.

Vor: den ich bis eins todt, lies: den ich bis einsmals eine todt.

p. 106. Vor: die Königinn ausgenommen, lies: desgleichen auch die Königinn, und befrugen ihn.

p. 108. Vor: das alles hatte nicht den geringsten Grund, lies: war nicht auszugründen.

Vor: Dieses thät er alles mit einer verstelleten Andacht, lies: dies alles thät er in der Absicht. Das Wort Andacht heisset Betracht, Bedacht, Meynung.

p. 109. Vor: daß man einen Bären einen unedlen Taugenicht, lies: daß man einen freßigen Bauren einen schlechten Tölpel. Das Wort vrak bedeutet improbum, vitiosum, das nicht taugt. Dies Wort stehet aber nicht im Text, sondern das Wort vrat, ein Fresser, ein Schlucker.

Vor: auf die Beine bringen, lies: zu Boden stürzen oder zu Falle bringen. Dies ist die Bedeutung der Wörter to plasse bringen. Man findet sie noch in Plasregen, Toxlassen.

Vor: es möchte nun ꝛc. lies: es möchte nun heiß, kalt, naß und tief, bey Nacht oder bey Tage seyn, so legte ich es beständig aufs Lauren.

p. 114. Vor: davon ich was vernommen hätte, lies: davon ich gerne was gewisses vernommen hätte.

Nach: und sonst niemand gewahr ward, setze hinzu, machte er es also, wie ich es euch erzählen will. Er verstopfete das Loch.

Vor: das Thor, lies Loch. Es steht das Wort Gad im Text.

Vor: daß er so viel beysammen, lies: daß er des je auf einmal so viel beysammen.

Vor: und das stelleten sie so an, lies: vernehmet, wie sie es anfiengen.

Vor: was wüste er ꝛc. lies: wie wenig wüste er, daß die Diebe ihm seinen Schatz genommen hatten. Ja hätte er damals die ganze Welt gewinnen können, er würde nicht einen Pfenning gefunden haben.

p. 117. Vor: um manchen soldner zu finden, lies: da er manchen soldner mit seinem Gold gewann.

Vor: nachgestellet, lies: er seines Lebens nicht sicher gewesen und ihm ꝛc.

Vor: dieses sagte er den Verräthern, lies: dieses sagte er in Gegenwart der vier Verräther.

Vor: der Vielfraß, lies: die beyde fräßige Buben.

p. 118. Vor: als schon zwölfhundert ꝛc. lies: in welchem zwölfhundert Kämpfer von Isegrims Verwandten mit scharfen Zähnen und weiten Mäulern nahmhaft gemacht waren. Ohne die Kater und Bären, die alle vor Brauns Seite stunden, waren auch die Vielfraße und Dachse aus ganz Thüringen und Sachsen benennet, die alle ꝛc.

Vor: sich selbst zu schaden, lies: sich selbst zu verderben, um euch zu erhalten.

p. 120. Vor: und ihnen Hofnung, lies: und ihnen eitle Hofnung.

p. 121. Nach: als ich ihn machen will, setze zu, denn der Schatz ist ausserordentlich groß.

Vor: bisher war, lies: war gleich Reinke vormals.

Vor: wenn er bösartig ꝛc. lies: wenn er sich betrüglich hätte verhalten wollen. So ungetreu wird er ꝛc.

Vor: in viele Rechtshändel, lies: in viele Verantwortung.

p. 124. Vor: ihr und meine gnädige ꝛc. lies: ihr und meine Frau. Es wird hier gar nicht von der Königinn, sondern von seiner Frau Ermelin geredet, wie der Verfolg zeiget, da er ihre Treue preiset, die auch allein wuste, wo der Schatz lag. Siehe cap. 25.

Vor:

Vor: daran werdet ihr, lies: da werdet ihr mancherley Kleinodien, Edelgesteine und Goldarbeit sehen. Das Wort daran gieng wieder zurück auf der Krone, aber von selbiger wird hier nicht mehr gesprochen.

p. 127. Vor: daß ich euch etwas beschuldigt, lies: daß ich euch mit Unrecht beschuldigt.

Da ließ er sich nun an die Einkünfte nicht genügen, die ihm sechs Mönche abtrugen. Ich zweifle ob diese Uebersetzung richtig seye. Im Text stehet em konde an der pröven nicht genögen de em sös monke updrogen. Es scheinet, daß dieses auf das tägliche Essen gehet.

Vor: er klagte und granzte, lies: er winselte und ächzte.

Vor: um Ablaß zu holen, lies: um Vergebung und Ablaß.

p. 128. Vor: mit zu der Pfütze, lies: mit nach der Putte. Weil der Ort Krekel Putt heisset, lässet sich der Nahme nicht ändern; an dieser Stelle aber heist Putte keine Pfütze, sondern ein Brunnen.

p. 131. Vor: und ließ alle Herren schweigen, lies: und gebot allen Thieren ein Stillschweigen.

p. 132. Vor: und zwar also, lies: er thut es auch.

p. 136. Vor: und jenen beyden waren, lies: und solchergestalt wurden diesen beyden.

p. 137. Vor: indem Reinicke sie alle drey in Schmerz und Schande brachte, lies: so brachte Reinicke diese drey zu Fall. Es ist schon oben p. 110. die Anmerkung des Worts to plals gemacht.

Vor: meine liebe Gute, lies: mein liebes Mütterchen. Moje ist eigentlich Matertera.

Vor: GOtt will uns strafen, lies: GOtt wolle rächen, nämlich an dich, du Fuchs, nicht an uns.

p. 139. Vor: und pflegte solche geistliche Dinge zu verstehen, lies: und pflegte dem geistlichen Amte vorzustehen.

Vor: den Stab weihete, lies: den Stab übergab.

Vor: was brauchet es doch ꝛc. lies: was leyrest du daher, oder, was soll der Gesang, oder was soll das viele unnütze Geplärr.

p. 140. Vor: der aber nicht viel darnach fragte, lies: bey dem es wenig fruchtete, oder Nutzen schafte, oder dem es wenig rührte. Das Wort rochte ist undeutlich, vielleicht soll es vrochte heissen.

p. 144. Vor: und wünschten sich den Tod, lies: und wünschten sich oft selbst den Tod.

Vor: und zwar nach des Königs Meynung, lies: und stund in grosser Gunst des Königs.

Vor:

Vor: da hatte er so viel zu thun als ein Maybaum zu Achen, lies: da hatte er so viel zu schaffen als der Meyboom zu Aken. Was über diese Stelle angeführet ist, hält keinen Stich. Sie ist ehender zu deuten auf eine gewisse Begebenheit, die sich mit einer Person dieses Namens zugetragen, und woraus ein in dasigen Gegenden algemein bekantes Sprichwort geworden.

Vor: er wolte sich gleich unkenntlich machen ꝛc. lies: es würde sich bald anders zeigen. Er hätte den König der Fahrt halber geäffet, ihm einen fläschen Bart, und wächserne Nase angesetzet, auch die ihn am härtesten verklaget, musten ihn des Tages noch ein Stück Weges begleiten. Dann daß dies letztere das Wort Volgen bedeute, ist aus der Aufschrift des Capitels und dem vorher gegangenen Befehl des Königs zu ersehen.

Vor: andächtig, lies: demüthig. Es stehet hier das Wort othmodig.

Vor: gegen Lampen den Hasen aber, lies: auch Lampen den Hasen, der sehr kläglich that.

Vor: neulich viel Kummer gemacht, lies: habet mir niemals zum Zorn Anlaß gegeben.

Vor: und gutes Namens, lies: gütigen Getrages.

Vor: und liebet das Recht ꝛc. lies: ihr führet ein rechtschaffen Leben, so wie ich that, als

als ich einsmahls ein Einsiedler war geworden.

Vor: nach sonderlicher, lies: nach niederlicher oder seltener.

Vor: diese zween einfältige, lies: diese beyde einfältige Tröpfe.

p. 147 Vor: ich will es euch alles selbst hohlen ꝛc. lies: Solt ich es auch alles selbst hohlen, die Reinken verläumden und verklagen, müssen doch zuletzt die Zeche bezahlen.

Vor: zart und zerbrechlich, lies: schlecht.

Das Wort dünne hat hier die letztere Bedeutung von dem, daß sich geringert und abgenommen hat.

Vor: was für schöne, setze hinzu, und gesunde.

Vor: jene Rosine, lies: einige.

Vor: ihr seyd ja Herr von euren Bauren, lies: ihr habt ja über eure Nachbarn das Gesag.

Vor: belegen, lies: besetzen.

Bey dem Wort Sydelgate ist dasselbe zu merken, was oben bey dem Wort Lundertun ist berühret.

Nach: entkommen könnten, setze zu, uns sind ja hier manche Nebengänge bekannt.

Vor: das wisset ihr wohl, lies: das ist euch alzumahl bekannt.

Vor:

Vor: ein gezwungner Eyd, sprach Reinke, lies: sprach dieser Weise.

p. 149. Was hier in der Anmerkung wegen der Narrenkappe mit Schellen hingesetzt ist, scheinet nicht zureichend zu seyn. Der Sinn gehet zwar freylich dahin. Ich will den König äffen, betrügen, ihm einen blauen Dunst vormachen. Indessen stehet doch im Texte nicht Ohren mit Klocken, sondern Klocken mit Ohren, eigentlich Oehren, die sich an den kleinen Schellen befinden. Es würde auch dies Wort ganz weggeblieben seyn, wann es der Dichter des Reims halber hätte entberen können.

Vor: Ich will ihm mehr böses ꝛc. lies: ich will ihm alles böse thun. Aerger soll er es finden, als er es gehabt.

p. 152. Vor: daß mir was wiederfuhr, lies: daß mir etwas Böses wiederfuhr.

p. 153. Vor: Lampe war indessen ꝛc. lies: Lampe ist ausserordentlich frölich. Ich muß ihn zufrieden lassen. Mit seiner Muhme ist er recht zu Gange, sie erzählen sich alte Begebenheiten, sie essen ꝛc. ich schrieb indessen die Briefe.

p. 154. Vor: die mir bey dem Könige, lies: die euch bey dem Könige.

Vor: die ihm verholen, lies: die noch verborgen geblieben sind.

Vor:

Vor: von wo du? lies: woher, oder von wannen.

p. 159. Vor: und ward ganz irre ꝛc. lies: und ward verwirret, so daß alle Thiere in Schrecken geriethen.

Vor: als wäre der König, lies: die Königinn.

Vor: indem ich mich selbst vergangen habe, lies: oder gar meine Blicke darüber verstellet sind. Hier kommt wieder das Wort ghelate vor.

Vor: die feine Frau, lies: seiner edlen Frauen. Es steht in der ältesten Ausgabe zwar der Frouwen Fyn. In den folgenden aber, der eddeln Frouwen sin, welches Wort auch zu Ergänzung des Reims hinzukommen müssen.

p. 161. Vor: darum bitte ich euch, lies: Gebiete.

Vor: ich bitte euch ꝛc. lies: auch befehle ich euch nicht zu unterlassen ꝛc.

p. 162. Vor: und er giebt zu erkennen, lies: und er thut euch zu wissen.

Vor: ohne alle Widerrede, lies: unverklagt.

Vor: damit ihr alle Schuld, lies: ihr müsset nur alles vorige in Vergeß stellen, und ihm aufs neue den Eyd der Treue leisten.

Vor: und recht daran zu thun meynen, lies: in der festen Meynung, sie thun recht daran ꝛc.

p. 167. Vor: wie vielerley, lies: wie vielerley Arten der Thiere und Vögel dahin gekommen.

Vor: da war ꝛc. lies: da war ein herrlich Freudenfest, die Frölichkeit gieng über alle Massen, grösser als sie je bey Thieren vorgegangen.

Vor: die artigsten, lies: den grossen Hoftanz, wie gebräuchlich.

p. 168. Vor: jederman einzuladen, lies: um sich bey Hofe einzufinden.

Vor: manch schönes, lies: manche Thiere und Vögel paarweise dahin.

Vor: so wenige ihm, lies: geringe war die Zahl derer, die ihn priesen.

Vor: Vom Speise ꝛc. lies: Speise und Trank waren herrlich und schön, oder herrlich anzusehen. Nota. Der Ueberfluß hat hier keinen Platz mehr, der war schon vorher bemerket.

Vor: das grosse Fest, lies: das rauschende Lärmen oder Getümmel. Dies giebt eigentlich grael zu erkennen.

Nach: Morgens, setze zu, um sechs Uhr.

Die Wörter, und fluchte, müssen ausgelassen werden.

Vor: vier grosse Löcher sehen ꝛc. lies: vier grosse Löcher bemerken. Sehet hier den mir

mit seinen Klauen zugefügten Schaden. Beynahe wäre ich darüber gestorben.

Vor: GOtt aber ꝛc. lies: ich danke es GOtt.

Vor: Darum lasset euch ꝛc. lies: Darum wolle der König diesen Frevel, da man solchergestalt dero frey Geleit bricht, zu Herzen nehmen. Sollte hierinnen kein Einsehen geschehen, und solche That nicht gerochen werden. Wer wird sich ꝛc.

p. 169. Vor: Böswicht, lies: Schelm. Das Wort ketif ist dasselbe mit dem italiänischen cattivo, so vom lateinischen Catus kommt, welches wohl nicht Aas übersetzet werden kann.

Nach: o weh! o ach! setze hinzu: Reinke ist gewiß mausetod.

Nach: ans Kinn, setze hinzu: ob noch einige Zeichen des Lebens da wären.

p. 170. Vor: so in Sorgen, lies: so bekümmert. Solchergestalt wird die Zweydeutung, so im Wort Sorgen steckt, vermieden.

Vor: ergrif sie daher ꝛc. lies: er grif sie, daß sie gleich blutete, und biß ihr ꝛc.

p. 173. Vor: geheftet, lies: gestreichelt. Klauwen heist nicht heften, sondern kratzen.

p. 175. Vor: den sie hoffeten ꝛc. lies: denn sie hoffeten noch gerochen zu werden, und die Rache selbst befördern zu helfen. Vorjetzo aber dürften ꝛc.

p. 176. Nach: zu sagen haben, setze bey, das Recht spricht.

Vor: mit Donnerbüchsen, lies: mit Büchsen, Streithammern und Hellebarden.

Vor: so auf mich zu warten, lies: daß ihr in Bereitschaft seyd.

Vor: jemanden unter euch, lies: etliche eurer zu Rittern schluge. Sie ꝛc.

p. 179. Vor: willkommen ꝛc. lies: willkommen seyd ihr mir, Oheim, vor jeglichem andern meines Geschlechts.

Vor: man mag sie ꝛc. lies: man kann sie, ohne daß man sie nöthig hat zu kauen, hinunter schlucken.

p. 180. Nach: die er mitbrachte, setze zu: so gut sie könnte.

p. 182. Vor: den sie spielen ꝛc. lies: lächelnd spielen sie ihre Spiele mit denen ihnen gehäßigen Thieren. Diese können ihnen nichts anhaben. Manchen ihrer beissen sie die Kehle ꝛc.

p. 185. Vor: oder ob es, lies: wann es nur gelinget, daß mir diese Reise zum besten gereichet.

p. 186. Vor: ich dichtete mir ꝛc. lies: ich dichtete, und sagte ihm was vor von einem Schatz, wovon er noch nichts bekommen hat.

Vor: Rallis, lies: Kackys.

Vor: und oft viel Verdruß davon habe, lies: das mich öfters verdreust.

Vor: zu Erfurt Schule gehalten, lies: habe ich doch zu Erfurt studiret.

Vor: ich war in der Logic Licentiat geworden, lies: ich war Licentiatus in den Rechten geworden. Es haben zwar die neuern Ausgaben das Wort Logic. Warum man aber hier von dem alten Exemplar abgegangen sey, findet sich keine Ursache, da dieses das alte französische Wort loye oder loy hat. Der wahre Verstand zeiget sich auch von selbst. Mit Fleiß wirft sich Isegrim mit lateinischen und französischen Wörtern herum, um seine Sprachkunde, der er sich gerühmet hatte, zu zeigen.

p. 187. Vor: eine halbe Stunde, lies: eine gute Stunde.

p. 189. Vor: nur wäre es gut, lies: besser wäre es wohl, wann.

Vor: so mag er die Luft, lies: ja er mag sich noch so viel darum thun.

Vor: und das ist noch, lies: das ist ein gar schlechter Edelmuth.

p. 196. Vor: nicht unberedet, lies: nicht von des gemeinen Volks Nachreden verschonet, das

Vor: denen sie wie die Affen gleich sind, lies: und gleichen damit den Affen.

Vor: sie geben keinem andern was zuvor, lies: sie leiden nicht, daß andre es ihnen zuvor thun, obgleich sie selbst unächter Geburt sind.

p. 197. Vor: den Zoll haben, lies: heben.

Vor: die also in Unehren ꝛc. lies: der solchergestalt unehelich gebohren, der fasse sich in guter Gedult, hat er selbst daran doch keine Schuld.

Vor: gesetzt, daß die Kirche, lies: sollte auch gar die Kirche.

Vor: sodann, lies: ein solcher, welches das Wort sodane bedeutet.

Nach: und leckere Speisen zu haben, setze zu: und sich mit weltlichen Dingen zu beschäftigen.

p. 198. Vor: den einige, lies: die letztere.

p. 207. Nach: nach Rom reisete, setze hinzu: Reinken begegnete, und seine Sache.

Vor: als er eben im Begrif ꝛc. lies: er selbst wollte nach Rom reisen, wie er ihm begegnete, sprach er, lieber Oheim. Es ist

so hier als am Ende des Capitels zu sehen, daß die Begegnung unter Weges vorgegangen sey.

Vor: ich bin abermal, lies: ich bin abermal von etlichen Dieben, wie sie es auch mit Wahrheit seyn, verklaget, nämlich ꝛc.

Vor: ehrlosen, lies: ohrlosen.

Vor: sich nach Elmar, lies: dann als er zu Elmar eingetreten gewesen, schwur er mir hernach.

Vor: verläumdet mich vor dem König, lies: zumalen bey dem Könige, und thut mir böses, wo er nur immer kann. Sollte ich nun nach Rom müssen, das würde meinem Weibe und Kindern sehr nachtheilig seyn.

Vor: ich gehe eben itzo, lies: ich werde jetzt gerades Wegs nach Rom gehen.

Vor: mit manchen schönen Stücken, lies: mit schönen Griffen.

p. 208. Vor: darauf, lies: auf dies Werk.

Vor: ja geschiehts, daß man viel ꝛc. lies: ja man rede noch so viel vom Citiren. Das ist Quark. Geld allein ist es.

Vor: ein Mann von behender Entschliessung, lies: von behenden Ränken.

p. 209. Vor: Gaben, Geld und kleine Münze, lies: Giften, Gaben und Geld. Das Wort kleine Münze würde den ganzen Satz übern Haufen werfen, Denarius heist hier keinen Pfenning, sondern generaliter Geld.

p. 215. Vor: also, lies: abermahls.

p. 216. Vor: und wie begierig ꝛc. lies: und wie ehrerbietig ich mich immerdar zu eurem Dienst gefüget.

Vor: gescheid seyd ꝛc. lies: daß ihr klüglich handelt, und euch nichts verleiten lasset, daß ihr dem Recht entgegen handlen solltet.

p. 219. Vor: nun sollen deine Feinde ꝛc. lies: deine Feinde sind allemal, falsch und verschmitzt, einmal muß es damit ein Ende nehmen und kurz, ich will nicht.

Vor: auf meinem Grund und Boden ꝛc. lies: auf den meinigen, alwo ich sicher und frey war. Sonst wäre es eine Anmassung der Landeshoheit, die dem Könige zukommt.

Vor: wohl fünf Jahr, lies: wohl zehn Jahr. Hackman hat hier gefehlet, und eine V stat X gesetzt. Andre Abdrücke haben Sösteyn.

p. 220. Vor: was etliche ꝛc. lies: wie etliche ihre falsche Briefe bey meinem Abwesen über mich gelesen haben, oder wie etliche mich bey meinem Abwesen fälschlich beschuldigt haben.

Vor: Kerlen, lies: bösen Buben das Wort wicht, so hier stehet, bedeutet ein Kind, oder Knaben.

Vor: daß das Kaninchen, lies: daß das Kaninzchen, als ich vor meinen Schlosse stand, kam, und mich grüssete.

p. 222. Vor: der Teufel ꝛc. lies: der Teufel mag seiner List widerstehen.

p. 227. Vor: dieselben alle, lies: alle diese seine Verklägere.

Vor: nun ich aber, lies: nun ich aber vor Gericht erscheine.

Vor: und mancher, lies: das wäre manchem ehrlichen Mann zu nahe, der euch Tag und Nacht redlich dienet.

Vor: Ritter lies: Knapen.

Vor: und ließ dich, lies: du bekamest Ränzel und Stab, um ins heilige Land zu gehen.

p. 228. Vor: davor, lies: vor diesen Ränken.

Nach: nicht alles, setze bey: einzele, oder eigentlich.

p. 231.

p. 231. Vor: daß an einen Tag ꝛc. lies: daß an einem Tage hier ein Lindwurm erschiene. Dieselbe Schlange brachte mit grossem Ungestüm eine Klage vor.

Vor: dein Elend, lies: dein trauriger Anblick.

Vor: die Strasse, lies: dieselbige.

Vor: und ich kann mich, lies: was ich thue, kann ich verantworten.

p. 232. Vor: bis wir einige ꝛc. lies: bis wir Leute antreffen, die weder um Schaden noch Vortheil, was Recht und Unrecht, recht ꝛc.

Vor: Ich gehe, lies: Ich gehe mit dir, vor viere oder zehne.

Nach: und Bären, setze zu: Niemand von ihnen meynte es gut mit ihm, und stund ꝛc.

Vor: soll ich denn ꝛc. lies: soll ich je unrecht leiden, so hab ich es alsdenn noch schlimm genug.

Vor: Eitelbauch, lies: Eitelbalg.

Nach: sie mögen gern viel: setze zu, fressen oder sie sind rechte Vielfraße.

Vor: der der, lies: eine Noth die übertrift alle.

Vor: Verzehren, lies: schinden und zerstücken helfen.

Vor: Bescheidenheit, lies: Bedacht.

p. 234. Vor: Ritter, lies: Eisenfresser. Dis Wort drückt unsers Erachtens besser das Wort sesamrelun aus.

Vor: was sie für Helden ꝛc. lies: was elende schlechte Helden sie sind. Hier bey Hofe trotzen und pochen sie. Geht es ans Treffen, begeben sie sich zum Hinterhalt, oder im Nachtrab.

Vor: so ist er ja kein Stein, lies: er ist ja ein Mensch.

Vor: aber er ist nicht viel werth, lies: er aber tauget nicht.

Vor: die ihm beystunden, lies: die um ihn stunden.

Vor: sah also ꝛc. lies: sahe eins theils an sein groß Geschlecht, das sich bey dem Gerichte eingefunden hatte.

p. 238. Vor: sichs unterstunden, lies: euch vereinbahrtet.

Vor: wir beyde ꝛc. lies: wir alle ins gesamt, wollen uns eifrigst, beyde früh und spät.

Vor: sie waren sehr gut, lies: sie sind so theuer und kostbar.

Vor: hier bin ich ꝛc. lies: hier bin ich belogen und beschuldiget, und muß dies grosse Unglück erdulden. Mache ich mich nur erst

davon frey, so lasse ich mir keine Ruhe. Ich werde alle Länder durchreisen.

Vor: und gesetzt, lies: sollte es mir auch mein Leben kosten.

p. 241. Nach: wann er den Stein nur, setze zu: nüchtern.

Vor: bösen Säften, lies: ansteckenden Uebel. Es steht hier das Wort Fennyn.

Vor: ein so köstlich Kleinod, lies: einen so köstlichen Ring. Es steht hier das Wort vyngerlyn.

Nach: unsre Wohlfahrt, setze zu: unsre Ehre und Seeligkeit beruhet auf ihn.

p. 244. Vor: Zank und Streit gehabt, lies: recht bitterlich gestritten.

p. 245. Nach: ist dabey, lies: von edlem Gemüth und hoher Geburt, züchtig, tugendhaft.

Vor: ihm überall, lies: diesem Geruch überall, wohin es auch geht, nachfolgen. Dann es entsteht davon etwas besonders, wie sie es einhellig bekennen und fühlen.

Vor: und sowohl alles Gift, als die Finnen, lies: böse Seuchen und Gift. Fenyn ist venenum, nicht Finnen, so wie auch es sonst vorkommt.

Vor;

Vor: versetzt waren, lies: durchzogen oder durchwirket.

Vor: hier überlegte Paris, lies: dies überlegte Paris mit Bedacht. Juno ꝛc.

Vor: wacker ꝛc. lies: züchtig und tugendhaft schön, edel und dabey weise ist. Eine solche kann man nicht gnugsam.

p. 246. Vor: den Apfel, lies: den gülden Apfel.

p. 249. Vor: und war fest und blank, lies: und war fest und leicht.

Vor: so daß es besser war, lies: es wird auch besser geachtet.

Vor: Menschenfüsse, lies: Füsse.

Vor: indem es einem Hirsche gleich laufen wollte, lies: indem es dem Hirsch zuvor laufen wollte.

p. 249. Vor: Glück zu, lies: du kanst ein Glück erlangen. Setze dich auf.

Vor: indem sie, lies: sie folgten der Spuhr, der Hirsch voraus. Sie hernach.

Vor: der Rache, lies: des Einholens oder der Sache.

Vor: sonst sollstu, lies: überdas mustu.

Vor: sehet so ward, lies: sehet also kam das Pferd um seine Freyheit.

Vor: peiniget, lies: quälet.

p. 252. Vor: ich will also, lies: also will ich mich nicht länger qvälen lassen.

Vor: der werthe Mann, lies: der Hauswirth oder Hausherr. Das Wort wert hat mancherley Bedeutung in diesem Buch, dann versus, wohin, dann erit, er wird, dann carus, lieb, dann dignus, würdig, dann hospes, wie hier.

Vor: obwohl er, lies: obwohl er nicht geschickt ist, es besser zu machen.

Vor: in sein Gemach, lies: zu seiner Genüge.

Vor: so bleibt es, lies: so bleibt es doch bey seinem alten Wesen.

Vor: daß sie täglich, lies: daß ihre Anzahl täglich zunimmt, und sich mehret. Ich muthmasse also seye der eigentliche Sinn dieser Stelle zu verstehen.

p. 256. Nach: daß sie vieler Jäger, setze zu, hinter sich gewahr würden.

Vor: so ward er nun, lies: auf die Art war er etwas leichter geworden.

Vor: daß er etwas wohl wüste, lies: das war ihm wohl bewust.

Vor: dergleichen ꝛc. lies: dergleichen Betrügere findet man heutiges Tages noch manche, die es eben so machen, wie Hinze, der böse Schelm alhier.

Vor:

Vor: Und so ist noch etwas unterblieben, lies: doch nicht zum vollen, etwas ist noch zurückgeblieben, oder alles habe ich noch nicht vergessen.

p. 258. Nach: ein todtes, setze zu: geschundenes.

p. 259. Vor: indessen, lies: auch kam.

Das Wort, auf dem Kopfe, steht nicht im Text, es versteht sich von selbst.

Vor: du thust mir zu viel ꝛc. lies: du thust mir leid, oder du verwundest mich. Doch ich vergebe es dir. Nur thue mir das nicht mehr. Das Wort lehr heist hier ein Schade, eine Verlehrung.

Vor: höret mir doch ꝛc. lies: ey, höret den Gecken, selbst habe ich Schaden gelitten und der Narr fodert noch Lohn.

Vor: so grosses Leidwesen ꝛc. lies: so groß es auch meinen Kindern reuete, und so groß auch ihr Leidwesen darüber war. Mancherley Bekümmernissen traten ihnen in den Gedanken, wie ich den Spiegel wegsandte. Sie pflegten dafür zu springen, zu spielen und zu betrachten, wie ihnen ꝛc.

p. 259. Vor: aber ich muß, lies: ich möchte wohl ein Zetergeschrey über den Mörder machen, auch muß ich noch mehr davon wissen, wohin ꝛc.

p. 262. Nach, rettete ihm das Leben, setze zu: dennoch sprecht ihr, daß mein Vater, auch ebenfalls ich, noch euch, noch den eurigen jemals etwas gutes erwiesen.

Fisteln und Leichdörner, lies: Augen auszubrechen, Hoden und Zähne auszuziehen. Fisteln und Leichdörner werden nicht ausgezogen. Vom letzteren ist im Texte nichts gedacht. Die ersteren sind in den folgenden Ausgaben ausgelassen, weil ohnedem das Versenmaaß zu groß war.

Vor: und es war einmal, lies: und es war zur Winterszeit.

Vor: sie alle übergaben, lies: sie gaben ihn zusammen auf.

Vor: und eben das, lies: auch stund weiter dies auf ꝛc.

Vor: so muß das noch, lies: so kann es auf keine andre Weise geschehen, als durch eines.

p. 263. Vor: und gebot, lies: und gebot seinem ganzen Hofgesinde.

Vor: Spange, lies: Ring. Obgleich im ältesten Exemplar das Wort Spange stehet, wäre doch wohl den neueren zu folgen.

Vor: allein das, lies: allein das Blat hat sich bey mir gewandt.

Vor:

Vor: rechte Weisheit, lies: Recht und Weisheit.

Kerleman. Was bey diesem Wort Hr. Gottsched zu dessen Erläuterung anführet, ist unvonnöthen. Wann das Wort nur getheilet wird, liefert es seinen guten richtigen Verstand, den es hier haben soll, aus. Nämlich, wann ein geringer Kerl nur erst ans Bret kommt, und zu gebieten hat. Es kann also gar nicht auf einen Minister gedeutet werden, da aus dem Verfolg zu sehen, wie der Autor das bekannte Sprichwort ausführe. Kein Messer ist das schärfer schiert ꝛc. Uebrigens ist wegen des Worts man oder men noch zu merken, daß, wo nicht allemal, doch fast beständig dasselbe in der ältesten Edition dem vorhergehenden angehangen und gleichsam zu einem Wort verbunden werde. Also lieset man datmen, watmen, sodem, slogemen, schalmen, singetmen, hengetmen, und also auch kerlemen.

Vor: es folge dann auch, lies: sie gehe dann mit Gaben begleitet.

Vor: aber ich besinne, lies: aber ich weiß es alles haarklein.

p. 272. Vor: und verhielt er ꝛc. lies: und that er hier eine solche Probe seiner Geschicklichkeit? das muß lange seyn.

Vor: thun sie euch damit, lies: thun sie das an euch mit unrecht, das ist zuförderst übel gehandelt.

Vor:

Vor: da es um Hülfe rief, lies: da es schrie, bissen wir es schleunig zu tode.

Vor: so wurde es besser, lies: so wurde sie gestillet. Theilet uns etwas mit.

Vor: er theilte nach, lies: darauf theilte er nach seiner alten Gewohnheit, und zeigte, daß er aller Schaam den Kopf abgebissen, oder daß nicht viel Schämens bey ihm war.

Vor: Edelmuth, lies: Großmuth oder Freygebigkeit.

p. 273. Vor: daß ihm das Fell kahl ward, lies: dermassen, daß das Fell zerrissen.

Vor: geh frisch zu, lies: packe dich eilends fort.

Vor: da hielt sich ꝛc. Dieser Satz möchte wohl verbessert, und wo nicht geschickter, doch wenigstens also gesetzet werden: Isegrim war sehr übel daran, er blutete, winselte, und thäte viele Klagen. Man glaubt, daß vor konde im Original gestanden habe, dede.

Vor: sie schonen nichts, lies: sie schonen nicht wo sie die finden, und welchen dergestalt der Wolf übermag, mit dessen Wohlfahrt ist es gethan.

Vor: dergleichen Ehre, lies: dergleichen und mehr anders Gutes.

p. 274. Vor: ist hierbey, lies: ist hier jemand bey Hofe, der mich der Sachen zu überzeugen vermag.

Vor: und setze, lies: und setze gegen mich an.

Vor: auf das Recht, lies: auf dies Recht.

p. 279. Vor: jagen, lies: fahren.

p. 280. Vor: betäubet, lies: vollgeschlagen.

Vor: denen er ꝛc. lies: deren ich ihn nicht wohl entlassen kann, sollte ich auch.

Vor: ist es anders wahr ꝛc. lies: es ist freylich wahr, es ist von euch ausgesprochen, man solle ihn mit Recht überzeugen; ja, ja, erlanget er so viel Zeit, so thut er ferner alles was er kann, kann man dann eben in allen Sachen Zeugen herbeyholen; ja, so mag man ihn nur immer frey schalten und walten lassen.

p. 285. Nach: hub seine Klagen, setze hinzu, abermals.

Vor: und befahl, lies: und hieß ihr durch den Schlamm zu treten. Wollte sie Fische fangen, möchte sie den ꝛc.

Vor: daß sie selbige, lies: daß sie selb vierte.

Vor: und schwamm, lies: zuletzt mußte sie so lange schwimmen.

p. 286. Vor: da trieb er, lies: was er da betrieb, das enthalte ich mich zu sagen.

Vor: dies schenke ich ihm nicht, lies: dies kann er nicht verläugnen, es gehe wie es wolle.

Vor: dieser that uns, lies: dieser setzte uns am meisten zu.

p. 288. Vor: nach dem Wasser, lies: nach dem Wasser zu, bey dem Teiche hin.

Vor: wo sie die Fische, lies: wie sie nur Fische nennen hörte.

p. 289. Vor: darum befror, lies: daß sie auch im Eise befror, so lag die Schuld daran.

Vor: alles böse, lies: alles böse, ja so gar, daß ich verrecken möchte. Das Wort poppel oder popel sye bey den Niederländern, und pals sye bey den Engländern heißt paralysis.

Vor: er drohete ꝛc. lies: er stellete sich an, als wolte er mich zerreissen.

Vor Uebelstand, lies Bezüchtigung, oder Beschuldigung.

p. 296. Vor: sonst hätte ich sie ꝛc. lies: sonst möchte sie meinethalben verrecken. Das Wort vorfresen hat hier die Bedeutung von Hinsterben, durch den Tod erkalten.

Nach: den, der da wohnet, setze hinzu, das fehlet nicht, er muß.

p. 297. Vor: bey GOtt, lies: ey, ey.

Vor: denn man braucht sie, lies: in Zeit von Noth kann man auf sie Staat machen.

Vor: ein kluger Mann, lies: klug.

Vor: wie sie dazu, lies: wo das alles hergekommen war.

p. 298. Vor: so groß auch seine Zotteln sind, lies: in groben Tölpeln, welche sie auch seyn, kann man keine Weisheit bringen.

Vor: die schlauen Feinde, lies: die schlauen Funde oder Ränke. Im Text steht subtyle Funde.

Vor: GOtt ꝛc. lies: Himmel! was scheußliche Thiere sind das: sind diese alle eure Jungen?

p. 299. Vor: klaueten, lies: kratzten.

Vor: er hatte manches ꝛc. lies: ihm war manches Loch gebissen, um sein Haupt war er naß vom Blute.

Vor: ziemlich, lies: rechtschaffen. Das Wort to degen heist düchtig.

Vor: beschimpfen, lies: so schändlich zugerichtet.

Vor: dergleichen Lohn, lies: die Vergeltung in der Münze, als da gang und gebig war.

p. 302. Vor: euren Willen haben, lies: unglücklich werden.

Vor;

Vor: auf mich, lies: gegen mich hervorgebracht.

Vor: der ich euch bezeuge, lies: die ich auf euch bringe.

p. 303. Vor: das Pfand, lies: die Pfände, so von Reinicken, als ꝛc.

p. 305. Vor: sehr dafür, lies: sehr dafür, ich werde des wieder denken.

p 306. Vor: so wäre ich ein Narr, lies: so thät ich thörigt.

p. 310. Vor: so beschoren ꝛc. lies: so beschoren daher kommen sahe, und man ihn solchergestalt zum Kreise brachte.

Vor: eine Höhle ꝛc. lies: einen Ausweg zu finden. Will es dir nun helfen, so findest du ihn wohl.

Vor: er erzeigte sich, lies: er erzeigte sich ganz wohlgemuth zu seyn.

Vor: und dieses ꝛc. lies: und dieses sollte beyden gelten, Leib gegen Leib.

Vor: und unrecht daran wäre, lies: und fälschlich handelte.

p. 313. Vor: Hören und Sehen, lies: das Sehen. Weil mit dem Schwanzschlag das Hören nicht vergehen könnte.

p. 314. Vor: unsträfliches, lies: einfältiges.

Vor: sehr vortheilhaft, lies: ungemein gut, daß ihr alhie.

Vor: und that ihm sehr weh, lies: und machte ihm zu schaffen.

Vor: geschändet, lies: Schande angethan, und noch anjetzo ein Auge geblendet.

p. 315. Nach: wollet ihr nun dieses, setze zu augenblicklich.

Vor: auf eure Wohlfahrt sehen, lies: vor euer Leben sorgen.

Vor: ich heisse ꝛc. lies: ich heisse los, und ihr seyd stark, mit beyden wollen wir unser Werk thun.

Vor: wenn ihr schlafen ꝛc. lies: wo ihr schlafen gehet, daheim oder drausſen.

Vor: denen ich zu ꝛc. lies: über die ich zu sagen habe.

Vor: sollen sich nach gerade, lies: sollen nach ihrem Rang, oder nach der Reyhe, oder nacheinander in Ehrfurcht sich vor euch niederbeugen, so daß es der König, unser Herr siehet. Im Text steht na grade das ist secundum gradum.

p. 316. Vor: auch nirgends, lies: auch niemals trachten werde, euch irgendwo in zu beleidigen.

Vor:

Vor: was ist denn mehr, lies: was habt ihr daran, oder welcher Vortheil liegt euch daran.

Vor: daß ihr klug ꝛc. lies: daß ihr vorjetzo klug und weislich handelt.

Vor: allezeit, lies: treulich.

Vor: und also ꝛc. lies: ist mir jetzt gar nichts daran gelegen, ihr möget ꝛc.

Nach: dieselbe, setze zu, in dieser deiner Noth.

Vor: so manchesmahl, lies: von so manchen Jahren her.

Vor: Verspotten ꝛc. lies: aufziehen. Wenn ich deiner Lockpfeife folgte, und dich los liesse. Wie würdest du wohl einen andern.

Vor: ich der ich ꝛc. lies: ich der ich nichts als Schande und Schade von dir habe, ja nicht allein ich, sondern auch mein Weib. Nein ꝛc.

Vor: als daß er ihn, lies: Reinke drückte ihn heimlich ganz fest und hart.

Vor: behende wieder heraus, lies: wieder heraus.

p. 317. Vor: wann es ihm beliebig wäre, lies: ob es ihm gefallen möchte.

p. 320. Vor: er bittet euch, lies: er gebeut euch oder er begehret, er verlanget. Das Wort bidden steht zwar im Text, allein es kann auch die letztere Deutung schicklicher annehmen.

Vor: die Kunst der Welt, lies: der Weltlauf, dem es wohl ꝛc.

p. 321. Nach: mit Freuden, setze zu, und so giengen sie frolockend hin zum König, er voran in grosser Ehre mit den Kreiswärtern, und sie folgten ihn.

Vor: er hätte ꝛc. lies: ihr habt eure Sach mit Ruhm ausgeführet, darum ꝛc.

p. 323. Vor: sie gleichen ꝛc. lies: sie glichen dem Haufen der Hunde, die einst vor der Küche stunden und begierig acht gaben.

Vor: doch war es, lies: doch war es zu seinem grossen Unglück. Der Koch begoß seinen Steiß mit siedend heissen ꝛc.

p. 323. Vor: als sie ihn ꝛc. lies: wie sie ihn nun nach hinten zu besahen, wie er daselbst recht düchtig. Hier stehet wieder das Wort to degen.

Nach: die Haare, setze zu, fast sehr.

Vor: oder er wird geschätzet ꝛc. lies: oder man bringt ihn zu schaden, und muß rechtschaffen herhalten oder beissen. Das Wort beschat ist abgekürzet aus beschadet.

p. 324. Vor: verbrand ꝛc. lies: verbrand und so blos und schändlich hinten beschaffen sahen.

Vor: ich will das beste Theil erwählen, lies: ich will das beste stets bezielen.

p. 327. Vor: darum will ich ꝛc. lies: ich setze euch als einen edlen Herrn wieder oben an in meinem Rath. Darum wird es euch obliegen, fortan früh und spät in meinem geheimen Rath zu erscheinen.

Vor: hinführo ꝛc. lies: hinführo will ich nicht mehr Gehör geben denen, die wider euch sich beschweren.

Vor: und selbst ꝛc. lies: ihr sollt Kanzler des Reichs seyn, dazu befehle ich euch mein Insiegel.

Vor: der allerbelobteste, lies: der am grössesten gepriesene Staatsminister.

Vor: das ist einerley, lies: es fromme oder schade.

p. 329. Vor: und dafern ich ꝛc. lies: bin ich vernünftig, so bedenke ich es stets.

Vor: Krummesse, lies: Krummesser. Die Bedeutung des Worts ist so schwer nicht, weil der Beynahme von denen Instrumenten der Wundärzte hergenommen, die in vielen gebogenen und krummen Messern bestehen.

Vor: sie rieben ein Kraut, lies: sie rieben ihm Kräuter in das eine Ohr.

Vor: es wird ihm nicht schaden, lies: er bleibt ausser Gefahr. Wir wollen ihn gut schmieren und ins Bad bringen. Damit

trösteten sie seine Freunde, und brachten ihn sofort zu Bette. Er kam im Schlaf.

Vor: daß er schmächlich, lies: daß er eine so schmähliche Mißhandlung, und dazu nichts als Schande und Spott davon getragen hatte.

Vor: schändlich gezauset ꝛc. lies: erbärmlich gerupfet, daß er es nicht so bald überstehen möchte, so daß er fast rasend in allen seinen Sinnen wurde.

Vor: der sich mit ꝛc. lies: er nahm von seinen Freunden Abschied, und verließ mit hohen Ruhm und Preis den Hof.

p. 330. Vor: überdem, lies: überdem euren ganzen Rath, allen Herren samt und sonders. GOtt spare euch lange zu seinen Ehren.

Nach: so schied nun Reinicke, lies: frölich von da, wie er mit schönen Worten sich in grosser Gnade gesetzet hatte.

Nach: und wächst noch, setze hinzu, täglich und allezeit.

Nach: und wie er, setze zu, ohne Schaden davon gekommen wäre. Reinicke sprach: überaus, ich stehe.

Nach: er hat mich, setze zu, an seinem Hof, und in seinem Rath, über ꝛc.

Vor:

Vor: und befohlen, lies: und befahl mir das Siegel.

Vor: verwundet, lies: entmannet.

p. 336. Vor: zu unsrer Lehre, lies: zu unserer sittlichen.

Anmerk. Wie schwer es übrigens sey, den rechten Ausdruck und die wahre Bedeutung vieler Wörter des Reinicke Fuchs in der hochdeutschen Sprache zu treffen, davon können folgende Zeugnisse den deutlichsten Beweis ablegen (*).

„Reinicke Voß in niedersächsisch beschrieben, „von des Reinicken seiner mannigfaltigen List und „Behendigkeit, eine schöne nütte Fabel, voll Wis„heit, und goder Exempel, darin vast aller Men„schen Wesen, Händel, Untrüe, List, Nid und Haat „angethöget werd. Ist unterschiedlich getrükket, „und ob es zwar in Hochteutsch und Lateinisch „ist übergesetzet, so will dennoch die Artlichkeit und „der Kern sich weder im Hochdeutschen noch Latei„nischen also finden, wie es in dem Niedersächsi„schen lautet.„

„In dem niedersächsischen Satyrico wird auch „der Uebersetzung aus einem deutschen Dialecto „in

(*) Bey dem I. G. SCHOTTELIVS von der deutschen Hauptsprache ꝛc. S. 1200. und 1260. (Braunschw. 1663. 4.)

„in den anderen erwähnt, und Reinicke de Olde „zum Exempel also angeführt:

In weltliker Wisheit ist nen Boek geschreven
Dem man billek mehr Rom und Lof kan gefen
Als Reinke Voß; Ein schlicht Boek, darinnen
Tho sehnde is ein Spegel hoher Sinnen:
Vorstendichheit, in dem ringen Gedicht
Als een durbahr Schat verborgen licht.
Glik als dat Führ schult in der Aschen
Un güldne Pennige in einer schmerigen Taschen.
Man heft zwar sehr to martert dat Boek to bringen
In hochdütsche Sprak, man et wil gantz nicht klingen,
Et klappet, gegen dat Original tho reken,
Als wen man plegt ein Stükke ful Holt to breken,
Edder schmit einen olen Pot jegen de Wand,
Dat maket de wile jök is unbekannt
De natürlike eigenschop. „ ꝛc.

„Dieses sind zwar Spottverse, aber mit dem „Reinicke Fuchs ist es so bewand, daß die Art„lichkeit, so in dem Niederdeutschen stecket, „in anderer Mundart oder anderen Spra„chen, in welche das Buch ist übergesetzt, „sich gar nicht finden will.„

XXIX.

XXIX.

Die Historie der neuen Tragödie Agis.

(Gentlem. Mag. 1758. März. S. 117.)

Personen des Trauerspiels.

Agis, König von Sparta.
Agesistrata, seine Mutter.
Lysander, sein Freund und vornehmster Befehlshaber.
Evanthe, eine Athenienserinn, die mit dem Lysander versprochen, und ihm von Athen gefolget.
Amphares, eine unruhige und hochmüthige Magistratsperson, die sich in die Evanthe verliebt hat.
Rhesus, ein Thrazier, der von Jugend an unter dem spartanischen Heere gedienet.
Eurus, des Rhesus Bruder, einer von den thrazischen Befehlshabern.
Sandane, Gemahlinn des Königs Leonidas, der wegen seiner Laster ins Elend verjaget worden.

Erster

Erster Aufzug.

Aus diesem ersten Aufzuge ergiebt sich, daß, wie der Leonidas von seiner Gemahlin Sandam angespornet, die königliche Gewalt über die von den spartanischen Gesetzen angewiesene Gränzen ausgedehnet habe, sich das Volk unter dem Befehl des Agis empöret habe, und den Leonidas ausgetrieben habe, an dessen statt der Agis wieder zum Könige ernannt worden sey. Leonidas hat darauf ein Theil der Achäer versammelt, an deren Spitze er sich gestellet, und Agis war ihm mit dem spartanischen Kriegesheere entgegen gerückt. Amphares fand aber ein Mittel aus, um von dem Magistrate einen Befehl zu bewirken, daß Agis zurückkommen möchte. Diesem Befehl zufolge, ließ dieser unterm Befehle des Lysanders die Armee, und kam in die Stadt. Amphares suchte durch diesen verrätherischen Streich einen doppelten Zweck zu erlangen. Entweder konnte die Parthey, deren Haupt er war, den Agis ums Leben bringen, oder wenn Lysander von dem Feldzuge wider den Leonidas siegreich zurückkommen möchte, sich der Person des Agis um ihrer Sicherheit willen, als eines Geisels bemächtigen. Der Grund dieses Betragens des Amphares lieget sowohl in der Furcht, daß er von dem Agis, wenn seine Magistratswürde

zu Ende gelaufen wäre, zur Verantwortung möchte gezogen werden, als in dem Hasse gegen den Lysander, um dessentwillen die Evanthe seinen Antrag ausgeschlagen. In einer Unterredung zwischen dem Agis und dem Amphares wirft jener diesem vor, daß er seine Magistratswürde so schlecht verwalte, die Unruhen des Staates verursache, vornehmlich aber verweiset er ihm, daß er ihn von der Armee nach der Stadt zu einer solchen Zeit zurückberufen, da alle Augenblicke eine entscheidende Schlacht unvermeidlich sey. Amphares bemühet sich, sein Betragen, wo nicht zu rechfertigen, doch zu beschönigen, und verspricht, daß, wenn er den Absichten des Agis möchte entgegen gewesen seyn, er doch solches künftig nicht mehr thun wolle. Und obgleich Agis der Aufrichtigkeit desselben nicht völligen Glauben beymißt, so gibt er doch dahin seine Erklärung, daß er sein Anerbieten vors Künftige annehmen und das Vergangene vergeben wolle.

Allein aus einem Gespräche zwischen Evanthe und Rhesus, welches frühmorgens des Tages, womit das Trauerspiel seinen Anfang nimmt, gehalten worden, ergiebt sich, daß der Lysander die unter dem Leonidas versammelte Achäer, nicht weit von der Stadt geschlagen habe; und daß ihm Agis einen Boten zugesand und ihn gebeten habe, daß er doch bald nach Sparta zurückkehren möchte, um

ihn

ihn wider die, gegen ihn gemachte Faction, zu vertheidigen; und daß dem zufolge der Lysander mit einiger Reuterey wirklich angekommen, und seinem Befehl gemäß das Fußvolk mit schnellen Schritten herbeyeile.

Zweyter Aufzug.

Lysander empfängt von einem Freunde ein Schreiben, worin dem Agis angerathen wird, auf seiner Huth zu seyn, die Evanthe eröfnet ihm auch, daß der Amphares in seiner Abwesenheit ihr den Liebesantrag gethan, weswegen sie ihn bittet, daß er sie hinführo nicht wieder verlassen möchte. Lysander hinterbringt darauf dem Agis die empfangene Warnung, und ein Officier entdeckt ihnen beyden, daß man nahe bey der Stadt tausend Thrazier endeckt hätte, die vorgeben, daß sie vom Amphares selbst zu dem Dienste des Seleuchus gedungen und auf ihren Weg nach Sardis wären. Agis und Lysander aber schliessen, daß diese Truppen, sie möchten auch vorgeben, was sie nur wollten, zum Umsturz der Regierung gedungen wären. Agis dringt darauf, daß die Wachten müsten verdoppelt werden, allein Lysander räthet ihm, sich aufs Pferd zu werfen und mit der grösten Geschwindigkeit, dem ihm zu Hülfe kommenden Fußvolk entgegen zu reuten. Allein ehe sie hierüber einig sind, erfahren sie von dem Rhesus, daß sein

Bruder

Bruder Eurus mit unter den thrazischen Truppen, und zwar als ihr zweyter Befehlshaber sey. Deshalb fertigen sie den Rhesus augenblicklich ab, damit er seinem Bruder die wahre Absicht entdecke, weshalb diese Truppen wohl möchten von Amphares in Sold genommen seyn, und zugleich vorstelle, wie sowohl die Gerechtigkeit als die Ehre, das Wohl der gegenseitigen Parthey zu beschützen, anrathen müssen. Wie der Rhesus mit diesem Auftrage weggegangen, so entschließt sich der Agis, in Hofnung daß der Rhesus bey den Thraziern wenigstens Uneinigkeit erregen würde, wenn er sie nicht gänzlich auf seine Seite bringen könnte, in der Stadt zu bleiben, damit nicht dadurch, daß er zu seinen Truppen ging, seine Gegenparthey zu den äussersten Mitteln zu greifen, möchte aufgebracht werden. Dem Lysander gibt er den Befehl sich wieder zu der Armee zu begeben, weil ohne einen tapfern und klugen Anführer solche schwerlich die Stadt erreichen würde. Inzwischen werden nach Anweisung des Amphares die Thrazier auf eine, seinen Absichten am dienlichsten, Art, vertheilet, und sie erwarten nur das Zeichen, welches verabredet worden, sich der Person des Königs zu bemächtigen, und seine Parthey von der Stadt abzuschneiden.

Dritter Aufzug.

Da die Thrazier, die so von des Königs Parthey waren, angegriffen und zerstreuet hatten, so flüchtet der König in einen Tempel. Lysander, anstatt zu den Truppen zurückzukehren, so wie ihm aufgetragen worden, war in der Stadt geblieben und hatte sich in einen Sclaven verkleidet. Seine Achtung gegen den König, den er nicht gern verlassen, und seine Liebe gegen Evanthe, die er der Gewalt seines Nebenbulers nicht allein überlassen wollte, waren die Ursachen dieses seines Ungehorsams.

In dieser Verkleidung begegnet er der Evanthe. Diese bittet er, daß sie ihren Schutz in dem Tempel der Juno suchen möge, und eröfnet ihr, daß er einen treuen Sclaven, sie dahin zu begleiten, schon bestellet hätte. Er selbst wolle des Nachts über die Mauren, weil die Thore von der Gegenparthey verschlossen gehalten und bewachet würden, zu den spartanischen Truppen sich begeben. Evanthe bittet ihn auf das inständigste, von diesem fruchtlosen und verzweifelten Unternehmen abzustehen, und lieber mit ihr nach einem sichern Hafen zu eilen. Sie versichert ihn, es läge dasselbe Schiff, welches sie nach Sparta gebracht, noch an der Seeküste vor Anker. Allein diesen freundschaftlichen Zwist unterbricht die Ankunft des

Ampha-

Amphares, der dem Lysander, welchen er vor einen wirklichen Sclaven, seiner Verkleidung gemäß, hielt, sich von dannen hinweg zu begeben, anbefiehlet. Lysander gehorchet ihm mit Stillschweigen, weil er ohne gefährliche Entdeckung des Geheimnisses den Gehorsam ihm nicht versagen durfte.

Amphares den das Glück seiner Unternehmungen stolz gemacht, rühmet sich desselben bey der Evanthe, und sucht dieselbe zu überreden, daß es aus Neigung gegen sie geschähe; er bittet sie unter vieler Versicherung seiner Liebe seine Hand anzunehmen, und den spartanischen Thron mit ihm zu theilen. Wie sie sich erkundiget, wie es doch käme, daß der spartanische Thron seiner Willkühr überlassen sey, so eröfnet ihr Amphares, daß einmal der Agis in dem Tempel der Juno eingesperret gehalten wurde, und daß zweytens Leonidas, ob er gleich sein Leben in Gefahr gesetzt und ins Feld gezogen, um den Agis vom Throne zu stossen, ihm doch ruhig und stille denselben abzutreten Willens wäre, wenn er lieber allein, als mit einem andern zugleich regieren wollte. Evanthe aber läst sich nicht einmal auf diese unwahrscheinliche und ausschweifende Geschichte ein, sondern verwirft mit Widerwillen und Verachtung alle seine Anerbietungen, und will sich ganz und gar nicht bewegen lassen mit ihm zu gehen. Amphares flehet, pralet, drohet,

zanket, aber umsonst, daher braucht er Gewalt und ergreift ihre Hand. Evanthe schreyet um Hülfe. Und Lysander, der aus Eifersucht nicht weit sich entfernet hatte, kömmt geschwinde herbeygerannt, um ihr zu helfen. Er läuft auf den Amphares zu, und will ihn mit einem Dolche erstechen. Denselben hatte er sich vorher, ehe er die Kleidung eines Sclaven anlegte, denen es nicht erlaubt war Waffen zu tragen, zu seiner Vertheidigung angeschaft. Amphares weichet zurück, und da er merkt, daß es der Lysander sey, so ertheilt er den Befehl, ihn lebendig zu greifen. Sobald wie Lysander merkt, daß er entdeckt sey, reißt er einem von der Wache sein Schwerdt aus den Händen und stellet sich zur Wehre. Aus Ehrfurcht vor seine Person, und durch seine Kühnheit erschreckt, weichet die Wache zurück. Wie dieses Amphares sieht, so setzt er der Evanthe seinen Degen auf die Brust, und bedeutet dem Lysander, daß, wenn er nicht sein Schwerdt von sich werfen würde, er diese augenblicklich durchstossen wolle. Evanthe rief mit heldenmüthiger Standhaftigkeit ihm zu, sich ohne Rücksicht auf ihre Gefahr zu vertheidigen: allein Lysander wirft nach einigem Streite mit sich selbst sein Schwerdt hinweg, und beut sich dem Amphares zum Gefangenen dar, damit er dadurch seiner Geliebten das Leben retten möge. Nach einigen heftigen Verweisen und Vorwürfen zwischen

den

den Nebenbuhlern und nach einigen zärtlichen und angstvollen Reden zwischen den Liebenden, wird Lysander ins Gefängniß geführet, und Evanthe an einen andern Ort in Sicherheit gebracht.

Amphares entschließt sich, um einiger Ursachen willen, den Lysander noch beym Leben zu lassen, hergegen den Agis umzubringen. Nur ist er unschlüßig, wie er seinen Zweck erreichen könnte, ohne den Schutzort, den Tempel, wohin dieser geflüchtet, zu entheiligen. Endlich kommt er auf den Einfall, daß er einen Spartaner mit einer erdichteten Nachricht, als ob sie vom Lysander käme, zu ihm senden wolle, damit er dadurch freywillig diesen heiligen Ort verlassen möchte, und denn fügt er hinzu, will ich mit leichter Mühe die Ephoren bereden (*), daß sie ihm unter dem Namen eines Feindes des Staats zum Tode bringen.

Der vierte Aufzug.

Bey der Eröfnung desselben befindet sich Lysander in einem elenden Loche eines Gefängnisses, wo der Rhesus ihn entdecket, und seinen Bruder den Eurus zu ihm bringet. Diesem war der Befehl über die Wache so den Ly-

(*) Ephori waren gewisse Magistratspersonen die von den Spartanern vor alters, der königlichen Macht das Gegengewicht zu halten, waren angeordnet worden.

sander bewahren sollte, aufgetragen. Und wie sein Bruder Rhesus ihm die Geschichte des Agis und Lysanders erzählet hat, so ist er unschlüßig, ob er sich zu ihnen gesellen, oder ob er das Vertrauen, so sein Oberbefehlshaber auf ihn gesetzt, zu erfüllen trachten solle. Sein Bruder dringt stark in ihn, daß er doch wenigstens den Lysander möge entwischen lassen, und Euxus verspricht, daß er ihm in kurzer Zeit seine Erklärung geben wolle, zu welcher Parthey er sich wenden würde. Rhesus eröfnet darauf dem Lysander, daß die Ephoren an die spartanische Truppen einen Herold gesand hätten, mit dem Befehl, nicht weiter fortzurücken. Da aber dem Lysander bekannt war, daß auf einer tapferen Unternehmung dieser Armee zum Vortheil des Agis, alles beruhete, thut den Wunsch, daß man einen Boten ausfündig machen möchte, welcher ihnen von den wahren Umständen der Stadt Nachricht bringen und sie bewegen könnte, Sparta ohnverzüglich zu stürmen. Rhesus bietet sich gleich hierzu an. Lysander aber stellt ihm vor, daß es rathsamer wäre, daß er die Tracht und die Waffen eines Thraziers annehme und versuchen möchte durch deren ihre Wache zu dem Agis zu kommen. Dann diesem, meynt er, fehlten nur die Waffen um sich durch die Wache, so den Tempel, worinn er war, umgab, den Weg zu bahnen,

nen, und aus der Stadt zu kommen, damit er sich selbst an die Spitze seiner Truppen stellen könnte. Es wird ihnen aber die Zeitung gebracht, daß der Amphares käme, worauf sich Lysander in sein Gefängniß begiebt, und Rhesus hinweggehet, um sein aufgetragenes Geschäfte auszuführen. Eurus aber, der sich noch zu keiner Parthey geschlagen, dennoch aber allen Gesprächen des Lysanders und Rhesus beygewohnet hatte, bleibt daselbst.

Amphares erkundiget sich bey dem Eurus, wie sich sein Gefangener betrage und befiehlt ihm, er möchte ein mit Edelgesteinen besetztes Bruststück eines Frauenzimmers, so der Lysander auf der Brust zu tragen pflegte, diesem wegnehmen. Des Amphares Absicht hierbey war, solches als ein Kennzeichen durch einen falschen Boten an den Agis zu senden, um ihn dadurch aus seinen Zufluchtsort zu locken. Während der Zeit aber wird ihm die Bothschaft gebracht, daß die Truppen, anstatt dem ihnen zugefertigten Befehl, Halte zu machen, zu gehorchen, mit größter Geschwindigkeit sich der Stadt näherten. Ueberdem wird ihm auch berichtet, daß die Thrazier einen Spion ertappet hätten, welcher sich in ihrer Tracht versteckt gehabt, um zu dem Agis zu kommen. Eurus kommt gleich darauf mit dem Brustbilde zurück. Wie er aber vernimmt, daß man den Rhe-

sus, dessen Unternehmen er stillschweigend gebilliget, gefangen genommen, so entschließt er sich, daß er den Lysander in Freyheit setzen, und ihm beystehen wolle, damit dadurch sein Bruder auch auf freyen Fuß kommen möge.

Eurus wird darauf vor die Ephoren gefodert. Und deshalb beschliessen sie, daß Lysander so lange im Gefängnisse bleiben sollte, bis jener ihm von dem Entschlusse der Magistratspersonen Nachricht gegeben. Er läßt ihm aber seinen eignen Degen und ertheilt seinen Truppen den Befehl, ihm als ihrem Befehlshaber zu gehorchen. Eurus kömmt aber bald wieder zurück und berichtet dem Lysander, daß der Entschluß der Ephoren dahin ging, daß sie um Mitternacht die spartanischen Truppen, welche ihrem Befehl ungehorsam gewesen, überfallen wollten und ihm deswegen aufgetragen, sie mit seinen Truppen zu unterstützen. Sie bereden sich darauf, daß, wenn die von der Gegenparthey, um den Entschluß auszuführen, aus der Stadt würden gezogen seyn, der Lysander sich derselben mit Hülfe der Thrazier bemächtigen, die Thore besetzen und den König in Freyheit setzen solle.

Fünfter Aufzug.

Agis ist durch den falschen Boten in die ihm von Amphares gestellte Schlinge, gefallen,

und

und hat den Tempel verlassen. Der Bote bringt ihn zum Amphares und zu den Ephoren, die seiner auf der Strasse warten. Amphares eröfnet ihm, daß er von den Ephoren zum Tode verdammet sey. Agis erwiedert, daß dergleichen Macht der Ephoren über sein Leben nicht gesetzmäßig wäre. Er unterstützet seine Gründe damit, daß er ihnen zu Gemüthe führet, daß Lysander, von dem er glaubt, daß er sich an der Spitze seiner Truppen befinde, bald ankommen würde, ihn zu beschützen, oder jede ihm angethane Beleidigung zu rächen. Sie sagen ihm darauf, daß Lysander ihr Gefangener sey: und das einzige Mittel sein Leben, wo nicht zu erhalten, doch zu verlängern, sey: daß er seinen Truppen den Befehl zukommen liesse, nicht weiter anzurucken. Dann diese Truppen, ob sie gleich den ganzen Tag einen forcirten Marsch gethan, und schon so nahe waren, daß ein, des Morgens früh an sie abgeschickter Herold, wieder zurückgekehret, waren noch nicht angekommen. Agis schlägt diesen Antrag mit der größten Verachtung ab, und erkläret sich, er wolle lieber sterben, als der gelassene Zuschauer eines zu Grunde gehenden Staates seyn.

Man befiehlt darauf den Befehlshabern der Soldaten, ihn nach den Gerichtsplatz zu bringen;

allein diese wollen nicht gehorchen. Amphares erkläret sich also, daß er selbst Hand an ihn legen wolle. Allein Agis kömmt allen gewaltsamen Mitteln dadurch zuvor, daß er verspricht, er wolle freywillig das Schicksal, das er nicht vermeiden könne, ertragen.

Kurz darauf, wie Agis hingegangen war, und die Ephoren sich aus einander begeben, bringt ein Bote dem Amphares die Nachricht, daß die Gerichtsbediente ihre Hand nicht an den König legen wolten. Amphares bittet diesen Boten, daß er denn solches verrichten möchte, und dieser übernimmt es, nachdem er die Versprechung erhalten, daß er seine Belohnung selbst bestimmen sollte. Kaum ist Amphares allein, so bringt ein Befehlshaber, den er abgesand hatte, um den Lysander zu holen, dessen Leben das einzige Hinderniß war, welches ihm noch im Wege stund, die Zeitung, daß derselbe entflohen, und das Volk sehr aufgebracht sey und sich Zunftenweis versammelte. Amphares sendet deshalb gleich nach der Evanthe, und es scheint, daß er lieber mit ihr entfliehen, als sich der Macht widersetzen wolle, die Lysander vielleicht wider ihn versammeln möchte, oder daß er den Ausgang des Ueberfalls der Truppen, die auf des Agis Parthey waren, abwarten wolle.

Gleich

Gleich darauf wird ihm ferner vorgebracht, daß die thrazischen Truppen, so unter dem Befehl des Eurus stunden, sich empöret hätten, und wie dieser von dem Rhinalkes deshalb wäre zur Rede gestellet worden, hätte er mit dem Degen geantwortet. Es wäre darauf ein Scharmützel zwischen den beyden Partheyen erfolget, worinn viele von den Aufrührern getödtet worden. Amphares vermuthet, daß der Theil der Thrazier, so sich empöret, von dem Lysander angeführet worden wäre; und als ihm gesagt worden, daß der Anführer, es möchte seyn, wer es wolte, tödtlich verwundet sey, so befiehlt er, daß einige seiner Truppen sich mit dem Rhinalkes vereinigen solten und verheisset, daß er ihnen bald folgen würde. Evanthe wird darauf gebracht und der Bote, welcher zur Ertödtung des Agis abgefertiget worden, kömmt mit der Zeitung zurück, daß derselbe hingerichtet sey. Wie Evanthe höret, daß jemand hingerichtet worden, allein nicht weis wer der sey, vermuthet sie, daß es Lysander sey. Aber mitten unter ihren verzweiflungsvollen Klagen trägt Amphares einem Befehlshaber auf, sie zum Thore der Stadt zu führen und daselbst mit einigen Reutern zu warten, bis er zu ihnen käme. Da er eben diesen Befehl ertheilet, so bringt man ihm die Botschaft, daß die spartanischen Truppen, an deren Spitze der Eurus, angekom-

kommen wären, und alles vor ihnen flöhe: er zieht sich also eilends zurück, weil er aber nicht gern die Evanthe, die sich gänzlich wegert aus der Stelle zugehen, verlassen will, so gebietet er seinen Leuten, sie fortzuziehen. Durch diesen Verzug kömmt es, daß er umzingelt wird. Er zieht voll Wuth, Eifersucht und Verzweiflung sein Schwerdt und läuft auf die Evanthe zu. Allein eben bey diesem gefährlichen Zeitpunct kömmt Lysander, von dem Rhesus gefolget, an. Diese bemächtigen sich des Amphares und bringen ihn sogleich ums Leben.

Die Freude des Lysanders und der Evanthe, die sich jetzt wieder in Freyheit, und wieder vereiniget sehen, wird dadurch, daß sie erfahren, daß der Agis todt sey, plötzlich gestöhret. Allein dessen Mutter, die Agesistrata war noch am Leben, obgleich schon jemand war abgesand worden, sie umzubringen. Dann die Sandane hatte in dem Thurn, worinn die Agesistrata eingesperret saß, ihre Zuflucht gesucht. Weil sie aber einen Mantel, den diese von sich geworfen, aufgenommen und ihr Gesicht in demselben verhüllet hatte, so wurde sie von demjenigen, der die Königinn ermorden solte, vor dieselbe gehalten und aus Irrthum umgebracht.

Lysander ertheilet den Befehl, daß der Sohn des Agis zum Könige ausgerufen werden solle

und

und das Schauspiel endiget sich mit einer feyerlichen Prozeßion; Dann die Priester des Jupiters und des Herkules holen in ziemlicher Anzahl den Körper des Agis von dem Loche, worinn er ermordet worden und begleiten ihn zum Begräbnisse der Könige.

Die Priester singen ein Grablied und ein Chor von Jünglingen und Mädchen, die sich dem Tempeldienst geweihet hatten, beschliessen diesen Aufzug. Es befindet sich auch im 2ten Aufzuge eine Prozeßion mit einer durch die Music begleiteten Ode. Die Zuhörer haben manche Stellen dieses Trauerspiels auf besondere Umstände unsrer heutigen Staatsverfassung zugeeignet; vornehmlich folgende.

Obgleich die Gesetze nicht gehalten worden, so sind sie aber dennoch nicht abgeschaft. Und verdorbene Obern haben die Sitten verdorben. Das öffentliche Ansehen (authority) wird die Gesetze bald wieder beleben, und ein grosses Beyspiel wird trotz denen, die ihr Land unterdrückten, die guten Sitten wieder herstellen. = =

Beständig strebend in dem abnehmenden Königreiche nach macht beständig, beständig nach Schätzen suchend in einem verarmten Lande.

Wenn

Wenn Cyrus dem Lysander sagt:

Dein Unternehmen ist voller Gefahr, wag es nicht.

So erwiedert Lysander:

Alle nothwendige Gefahren muß man wagen.

Ein jeder sahe den Verstand dieser Worte zur Gnüge ein, und empfand ihn, so daß nicht nur ein einzelnes Händeklatschen, sondern ein allgemeiner Beyfall überlaut erschallete.

Das ganze Stück, so fehlerhaft es auch seyn möchte, ist voller lebhafter und edler Empfindungen von Freyheit und Liebe des Vaterlandes. Der Beyfall, womit es aufgenommen worden, ist demnach ein Beweis, daß diese Grundsätze noch unter uns herrschen. Es findet sich auch eine Stelle darinn, wo die Religion, als der Grund heldenmüthiger Handlungen besser, als die schönste Rede und die ausgearbeiteste Abhandlung solches thun könnten, mit wenigen Worten angepriesen wird. Dann wie Lysander im Gefängniß sich befindet und alleine ist, sich es auch augenblicklich vorstellet, daß er werde hingerichtet werden, so kömmt er ganz natürlich auf eine Reihe höchstwichtiger Betrachtungen über die Unsterblich-

lichkeit der Seele. Die Gründe so ihm wider und vor dieselbe einfallen, scheinen beynahe gleich wichtig zu seyn, allein endlich faßt er doch diesen Entschluß:

So lange ich lebe, will ich so handeln, als ob ich unsterblich wäre.

Diese Sentenz schließt auf einmal alle Stärke der Lehrsätze und des Beyspiels in sich. Dann es stellet einen Mann, der an seiner Unsterblichkeit zweifelt, so vor, daß er überzeugt ist, daß, wenn jemand edel handeln wolle, er so handeln müsse, als ob er unsterblich wäre. Der Satz, daß man niederträchtig handle, wenn man sich wie ein Ungläubiger aufführe, ist im Stande, zugleich das Herz und den Verstand zu rühren. Es gaben auch die Zuhörer ihren Beyfall mit einer solchen Lebhaftigkeit, die ihnen, dem Verfasser und dem Ackteur gleiche Ehre brachte, zu erkennen.

Es finden sich auch durch dieses Stück sehr viele, sowol starke poetische Stellen als empfindungsreiche verbreitet.

Der gegenwärtige Zeitpunct, welchen der Philosoph so oft, als der Poet zu seinem Gegenstand erwählet, ist in der folgenden Metapher auf eine starke und sehr feine Art beschrieben;

Ver-

Vergangene Dinge gehören dem Gedächtniß alleine zu; künftige sind der Hofnung Eigenthum. Die schmahle Linie, die Erdenge, der kaum zu theilende gegenwärtige Augenblick ist alles, worauf die Sterblichen ruhen.

Als Lysander mit aller Angst und allem Zweifel des Verlangens die Rückkunft des Eurus erwartet, und ihn zuletzt kommen hört, so drücket er in einer ausnehmend kühnen poetischen Figur die Wichtigkeit des entscheidenden Zeitpuncts aus:

Komm näher Eurus . . (*) die kleinen Schwingen eines kurzen Augenblicks führen ewige Schicksale mit sich.

Als Amphares der Evanthe drohet, daß er sie umbringen wolle, wenn sie ihm nicht folgen würde, so verachtet sie mit folgender kurzen, allein sehr nachdrücklichen Antwort seine Thorheit:

Zieh dein Schwerdt, versuche es ob der Tod die Verzweiflung erschrecken kann.

* * *

XXX.

(*) Eigentlich stehet im Englischen: auf den insects gleichen Schwingen eines kurzen Augenblicks jagen ewige Schicksale dahin.

XXX.

Von den Vergnügungen in der Abwechselung, dem Gleichmaasse, der Veränderung und dem Unerwarteten.

(Univ. Mag. Supplem. Vol. XXIV. S. 347. u. f.

Wenn bey den Gegenständen die Ordnung eine nothwendige Sache ist, so ist auch die Abwechselung dabey unentbehrlich. Ohne diese wird die Seele schlaff; denn Gegenstände, die sich einander gleich sind, kommen ihr als eben dieselben vor, und wenn ein Theil eines Gemäldes, welches uns gezeiget worden, einem andern, so wir gesehen haben, gleich seyn sollte, so würde dieser Gegenstand neu seyn ohne es zu scheinen, und uns kein Vergnügen verschaffen. Wie nun die Schönheiten der Werke der Kunst in den Vergnügungen bestehen, so sie uns geben, so müssen sie so viel möglich so eingerichtet werden, daß sie diese Vergnügungen abwechseln. Man muß dem Geiste Gegenstände zeigen, die er noch

nicht gesehen, und die Empfindungen, die ihn einnehmen, müssen anders seyn als die, so er vorher gehabt hat.

Solchergestalt gefallen uns die Geschichte wegen Verschiedenheit der Erzählungen, die Romane wegen Verschiedenheit des Wunderbaren und die Schauspiele wegen Verschiedenheit der Leidenschaften, auch diejenigen welche verstehen, wie man uns am besten unterweiset, wenn sie den einförmigen Lehrton, so oft es ihnen möglich ist, verändern.

Eine lange Einförmigkeit macht eine jede Sache unerträglich. Wenn man dieselbe Ordnung der Perioden in einer Rede eine lange Zeit beybehält, so ermüdet sie uns gänzlich; dieselben Abmessungen der Sylben und dieselben Kadanzen machen ein langes Gedicht überaus verdrüßlich. Wenn es an dem ist, daß die berühmte Strasse von Moscau nach Petersburg zu stande gekommen, so muß der Reisende des Todes werden, da er zwischen den beyden Reihen Bäume dieser Allee eingekerket ist; und wenn jemand lange Zeit auf den Alpen herum reisen sollte, würde er von demselben mit Eckel an den angenehmsten Landschaften und vortreflichsten Aussichten zurück kommen.

Die Seele liebet die Abwechselung, allein sie liebet sie nur, wie wir gesaget haben, in so weit sie solche erkennen, und sehen kann. Es

muß

muß ihr daher möglich gemachet werden zu sehen und die Abwechselung muß sie daran nicht hindern. Ich will sagen, ein Gegenstand muß einfach genug seyn, um wahrgenommen, und abwechselnd genug, um mit Vergnügen bemerket zu werden.

Einige Sachen scheinen vielfach zu seyn und sind es nicht, andere hingegen scheinen uns einfach und sind doch sehr verschieden.

Die gothische Bauart scheinet überaus verschieden zu seyn, allein ihre unordentliche Zierrathen ermüden uns, weil sie so klein sind, daß man sie unmöglich von einander unterscheiden kann; und ihre Anzahl verhindert das Auge, daß es nicht bey einer von ihnen stehen bleiben kann. Dergestalt macht sich uns diese Bauart durch eben die Theile zuwider, welche sie hat angenehm machen sollen.

Ein Gebäude in gothischem Geschmacke ist eine Art Räthsel für das Auge, und der Geist ist in Verwirrung, eben als wenn demselben ein dunkeles Gedicht vorgeleget worden.

Hingegen scheinet die griechische Bauart einfach, jedoch da sie so viele Abtheilungen als nöthig hat, und diese bequem sind, den Geist gerade so viel als es ohne dessen Ermüdung geschehen kann, bemerken zu lassen, und ihn auch zu gleicher Zeit genug unterhalten kann, so besitzet sie diejenige Abwechse-

lung wodurch man sie mit Vergnügen beschauen kann.

Grosse Gegenstände bedürfen grosser Abtheilungen. Grosse Leute haben grosse Arme, grosse Bäume grosse Aeste, hohe Berge sind in andere schmälere und kleinere Berge vertheilet. So ist es in der Natur beschaffen. Die griechische Bauart, welche wenig und grosse Abtheilungen hat, ahmet der Natur nach; die Seele wird von einer gewissen Majestät gerühret, die darin allenthalben im Ueberflusse vorhanden ist.

Auf solche Weise theilet die Malerey die Vorstellungen eines Gemäldes in Partheyen von drey oder vier Figuren ein; sie folget hierin der Natur. Ein zahlreicher Haufe wird durchgehends in kleinere getheilet. Ueberdem bringt noch der Maler bey Licht und Schatten grosse Abtheilungen an.

Ich habe gezeiget, daß die Seele die Abwechselung liebet, es gefällt ihr aber dem ohngeachtet in den meisten Sachen ein gewisses Gleichmaaß anzutreffen. Dieses scheinet eine Art Widerspruch zu enthalten, den ich folgendergestalt hebe.

Eine von den vornehmsten Ursachen, warum die Seele in Betrachtung der Gegenstände Vergnügen empfindet, ist, wenn sie dieselben leicht begreift. Und das Verhältniß gefällt dem Geiste

deswegen, weil es ihn für Verwirrung beschützet, ihm Ruhe lässet, und so zu reden das Ganze in Hälften zerschneidet.

Hieraus kann man diese allgemeine Regel ziehen: da wo das Gleichmaaß der Seele nützlich und in ihren Verrichtungen behülflich seyn kann, ist es derselben angenehm, hingegen wo es unnütz ist, wird es abgeschmackt, weil es die Abwechselung aufhebet. Diejenigen Dinge nun, welche wir nach einander sehen, haben Abwechselung vonnöthen, weil es unserm Geiste nicht schwer wird, sie zu begreifen: solche im Gegentheil, welche wir ganz auf einmal wahrnehmen, müssen Gleichmaaß haben. So wie wir mit einem Blick das Vordertheil eines Gebäudes, ein Blumenstück, einen Tempel überschauen, welche die gehörige Verhältnisse haben, und diese Gegenstände dem Geiste wegen der leichten Art gefallen, womit es das Ganze auf einmal zu fassen im Stande ist.

Wie es aber nothwendig ist, daß ein Gegenstand, den wir auf einmal sehen müssen, einfach sey, so muß derselbe zugleich auch Eins seyn, und alle Theile desselben müssen eine Beziehung auf den Hauptgegenstand haben. Und um deswillen gefällt uns auch das Gleichmaaß; es macht ein vereinigtes Ganze aus.

Es ist der Natur gemäß, daß ein Ganzes vollständig sey; und der Geist, welcher ein solches Ganze betrachtet, verlanget, daß kein Theil desselben unvollkommen sey. Aus diesem Grunde lieben wir das Gleichmaaß; es muß eine Art von Waage oder Gleichgewicht darinn seyn; und ein Gebäude mit einem Flügel, oder mit einem der kürzer ist als der andere, ist eben so unvollkommen als ein Leib mit einem Arm, oder einem der zu kurz ist.

Die Seele liebet das Gleichmaaß, sie liebet aber auch Veränderungen (contrasts); dies muß zum Theil erkläret werden. Z. E. Wenn die Natur von Malern und Bildhauern fodert, bey ihren Bildern das Verhältniß zwischen den Theilen derselben zu beobachten, so will sie auch, daß sie ihre verschiedenen Stellungen abändern. Es ist unerträglich anzusehen, wenn der eine Fuß wie der andere gestellet und ein Glied wie das andere ausgestrecket ist. Die Ursache davon ist, weil dieses Gleichmaaß schuld ist, daß die Stellungen sich stets vollkommen gleich sind, welches wir an gothischen Bildern wahrnehmen, die sich immer eines dem andern gleich sehen. Solchergestalt würde in den Werken der Kunst keine Abwechselung seyn. Ueberdem sind wir von Natur nicht so geschaffen, und da sie uns die Bewegung mitgetheilet, hat sie uns in unsern Handlungen und Manieren nicht

den

den Pagoden gleich gebildet, und wenn wirklich lebendige Leute so steif und gezwungen nicht zu ertragen sind, was muß es denn nicht bey den Werken seyn, die die Kunst hervorbringet?

Es müssen derowegen in den Stellungen, besonders in der Bildhauerkunst Veränderungen angebracht werden. Dann da diese von Natur nicht lebhaft ist, so können die Bilder nicht anders, als durch die Veränderung und Lage beseelet werden.

Jedoch da wir gesagt haben, daß die Abwechselung, deren man sich in der gothischen Bauart bedienet, dieselbe ganz gleichförmig gemacht hat; so hat man oft wahrgenommen, daß diejenige Abwechselung, die man darin durch die Veränderungen bewirket, ein fehlerhaftes Gleichmaaß und Einförmigkeit hervorgebracht haben.

Man kann dieses nicht nur an einigen Werken der Malerey und Bildhauerkunst, sondern auch in der Schreibart einiger Schriftsteller sehen, welche den Anfang und das Ende einer jeglichen Periode durch beständige Gegensätze verändern. Dieser Gewohnheit ist der heil. Augustin und mit ihm andere Verfasser mittlerer Zeiten, wie auch einige der neuern, als St. Evremont, gefolget. Diese jedesmal sich gleiche Wendung gleichförmiger Pe-

rioden muß sehr unangenehm werden. Die beständige Abänderung in denselben wird zum Gleichmaaß, und der beständig so ängstlich beybehaltene Gegensatz macht Einförmigkeit.

Der Geist trift darin so wenig Abwechselung an, daß, wenn man den einen Theil der Periode gesehen hat, man den andern schon errathen kann. Man sieht Worte, die sich entgegengesetzt sind, aber dieses stets auf gleiche Weise; es ist eine Wendung der Perioden da, allein sie ist allemal dieselbe.

In diesen Fehler sind verschiedene Maler gefallen, indem sie überall Veränderungen, jedoch, ohne diese Kunst zu verstehen, angebracht haben; dergestalt, daß, wenn man eine von ihren Figuren gesehen, man sich die nächst folgende gar leicht vorher vorstellen kann. Diese unaufhörliche Verschiedenheit wird zu einer Art von Aehnlichkeit. Ueberdem da die Natur alle Dinge durch einander stellet, so entdecket man nie darin eine gezwungene beständige Veränderung. Mit einem Worte, sie setzt nicht alle Körper in Bewegung und zwar in eine gezwungene Bewegung. Sie ist dazu zu abwechselnd; einige läßt sie ruhen, andern hingegen giebt sie verschiedene Arten von Bewegung.

Wenn der geistige Theil unserer Seele Abwechselung liebet, so ist dafür der sinnliche nicht weni-

ger

ger eingenommen. Dann die Seele kann nicht lange ein und dieselbe Lage ertragen, weil sie mit einem Körper verbunden ist, der solche nicht leiden kann. Soll unsere Seele angestrenget werden, so müssen die Lebensgeister in die Nerven fliessen, allein hierin begiebet sich zweyerley, einmal eine Schlaffigkeit in den Nerven, und dann ein Nachlaß der Lebensgeister, die nicht mehr fliessen, oder von den Arten weg, wo sie gewesen, vertheilet worden.

Auf solche Weise werden wir endlich einer jeden Sache überdrüßig. Man siehet es vornehmlich in grossen Lustbarkeiten. Wir endigen dieselbe fast eben so lieb, als wir sie anfangen. Denn die Nerven, welche die Werkzeuge dazu sind, bedürfen der Ruhe; wir müssen andere gebrauchen, die uns dienlicher sind, und, so zu reden, unsere Ermüdung schicklich eintheilen.

Unsere Seele ermüdet sich an der Ergötzlichkeit, und ganz und gar kein Vergnügen zu empfinden, ist eben so viel, als in einen Zustand lebloser Unempfindlichkeit zu gerathen, die dieselbe erdrücket. Hierwider treffen wie ein Mittel an, wenn wir die Modificationen der Seele abwechseln; sie empfindet und wird nicht ermüdet.

Diese Verfassung der Seele, worin sie stets auf verschiedene Gegenstände geführet wird, läßt

sie alle Vergnügungen kosten, die aus dem Unerwarteten entstehen; eine Empfindung, die die Seele sowohl durch den Gegenstand, womit sie sich beschäftiget, als durch das Plötzliche, womit sich etwas zuträget, ergötzet. Dann sie fühlet und wird etwas gewahr, was sie nicht erwartete, oder wenigstens nicht auf eine solche Art erwartete.

Es kann uns eine Sache wunderbar vorkommen, und zugleich neu und unerwartet seyn. In diesem letzten Falle ist die Hauptempfindung mit der Nebenempfindung, daß die Sache neu und unerwartet ist, verknüpfet.

So machen uns die Glücksspiele aufmerksam; sie liefern uns eine ununterbrochene Reihe von unerwarteten Begebenheiten. Mit den Gesellschaftsspielen gehet es eben so; welche so gar ein Inbegriff von nicht vorhergesehenen Begebenheiten sind, die Geschicklichkeit und Glück hervorgebracht haben.

Auf gleiche Weise gefallen uns die Schauspiele; sie entwickeln sich nach und nach, die Ausgänge werden verheelet, bis sie sich zutragen, und sie geben uns oft ein grosses Vergnügen, wenn sie uns die Ausgänge so zeigen, wie wir sie hätten vorhersehen müssen, daß sie kommen würden. Kurz, witzige Werke liest man gemeiniglich nur deswegen,

weil

weil sie uns auf eine angenehme Weise überraschen, und den Ekel der Unterredungen, die solches nicht bewirken können, wieder gut machen.

Das Unerwartete kann entweder aus dem Gegenstande selbst, oder aus der Art, womit er sich begiebt, entstehen. Dann entweder sehen wir einen Gegenstand grösser oder kleiner, als er wirklich ist, oder verschieden von sich selbst; oder wir sehen zwar denselben Gegenstand, allein es ist ein fremder Begriff damit verbunden, wodurch er uns unerwartet wird. So bestehet bald der fremde Begriff bey einem Gegenstande in der Schwierigkeit, womit er bewerkstelliget wird, bald in der Person, die ihn befördert, bald in der Zeit, da er entstehet, bald in der Art und Weise, womit er wirklich wird und bald in andern Umständen, die damit verbunden sind.

Sunton beschreibet des Nero Laster mit so kaltem Blute, daß es uns Wunder giebt, und man sich einbildet, daß er nicht Abscheu genug an dem, was er beschreibet, fühle; allein auf einmal ändert er seine Schreibart, und fährt fort: Von solchen Ungeheuer hat sich die Welt, nachdem sie es vierzehn Jahr lang geduldet hatte, endlich befreyet. Dies verursachet in der Seele verschiedene Arten des Unerwarteten. Man verwundert sich über die unveränderte Schreibart des Geschichtschreibers, über die Entdeckung seiner rechten

Den-

Denkungsart, über seine Art in so wenig Worten eine der größten Veränderung, so sich je ereignet, zu erzählen. Die Seele empfängt dabey eine Menge verschiedener Empfindungen, die jede das ihrige beyträgt, sie in Bewegung zu setzen und zu vergnügen.

XXXI.

Leben der Maler der Venetianischen und Lombardischen Schulen,

mit einer

Nachricht von ihren Meisterstücken,

die in der Sammlung des Königs von Frankreich aufbehalten werden.

(Gentlem. Mag. 1758. Weinm. S. 479.)

In der Lombardischen Schule sind dreyzehn Meister, von welchen der berühmte Anton Corregio das Haupt ist. In den Gemälden dieses Meisters ist das Colorit so voller Leben, und doch so zart, und über das Ganze ist eine so grosse Zierde ausgebreitet; daß man daher saget, die

die Gratien hätten Jupiter, der sie abmalen lassen wollte, gebeten, solches durch Corregio verrichten zu lassen:

Non alia pingi dextra, Pater alme, rogamus.

Laß uns o Vater doch durch keinen andern malen!

Dieser sehr vortrefliche Meister, dessen Name de Allegris war, ist gebohren im Jahr 1494 zu Corregio im Modenesischen, und ist bisher unter den Malern durch den Namen seines Geburtsorts unterschieden worden. Er wurde ein Maler, ohne zu dieser Profeßion von andern dazu bestimmt oder angelockt zu werden, er hatte keine Unterweisung eines andern Meisters, keine Nachahmung der Alten, er that keine Reise nach Rom, er verlangte nicht sein Glück in der Welt zu machen, ja er hatte selbst keinen Ehrgeiz andere zu übertreffen. Er brachte, wie Fontaine seine Fabeln, durch eine Art eines natürlichen Triebes, und ausgebildeten Geschmacks hervor, wodurch er aus freyen Stücken das Schöne nnterschied. Eine Geschicklichkeit, welche er ganz allein der Natur zu danken hatte, und womit die Natur allein ihn beschenken konnte; seine Erfindung, seine Zeichnung, seine Farbenmischung und das Ganze seiner Ausführung ist ihm besonders eigen. Er war zwar nicht sonderlich genau in dem

Contour

Contour seiner Figuren, er ersetzte es aber durch die Manier welche Fresnoy die Grösse nennet, und die er auf eine ihm eigene Art ausdrückte. Er malete eine Menge Gemälde zu Parma, besonders in den 2 grossen Cuppeln der Cathedral- und St. Johannes Kirche. Der Gegenstand in der Cathedralkirche ist die Auffahrt der Jungfrau Maria, und in der von St. Johannes die Himmelfahrt unsers Heylandes, beyde werden von den besten Kennern sehr hoch geschätzet. Diesem Meister ist die Welt sehr verpflichtet für sein feines Stück von der Geburt, das in den Kupferstichen sehr bewundert wird. In dem Grunde hinten und oben, unten und an den Seiten des Gemäldes wird das Dunkele einer sehr finsternen Nacht ausgedrücket, aber von dem Kindlein JEsus bricht ein Licht so stark wie die Sonnenstrahlen hervor, und durch diese glückliche und natürliche Entgegensetzung des Lichts und Schattens, hat Corregio ausser dem Neuen, welches ohnedem allzeit rühret, seiner Zusammensetzung eine solche Stärke gegeben, die da anzeiget, daß er ein eben so guter Poet als Maler gewesen. Das Originalstück soll nach einigen zu Reggio, nach andern zu Modena seyn (*). Corregio wurde nicht älter als 40 Jahr, und starb

(*) Jetzunder ist dieses Gemälde, la notte di Coregio genannt, in der königlichen Gallerie zu Dresden. Der Uebers.

starb in Armuth, weil er auf seine Arbeit keinen grossen Preis setzte, und während daß die Welt auf seine Verdienste mit Bewunderung schaute, doch ein jeder es gleichgültig ansahe, daß sein Verdienst ein Opfer seiner Bescheidenheit wurde.

Der König von Frankreich hat acht Stücke welche dieser Meister gemalet, von denen folgende die ausgesuchtesten sind.

1. Die Heirath der heiligen Catharina.
2. Die Jungfrau Maria, das Kind JEsus, Maria Magdalena, und der heil. Hieronymus.
3. Die über das Laster siegende Tugend.
4. Die Vorstellung eines Wollüstigen.

Nach dem Corregio kamen die Caracci, deren vier gewesen, alle berühmte Maler, Annibal, Ludewich, Anton und Augustin, sie waren von Bologna gebürtig. Ludowich war ein Vetter (*) des Augustins und Annibals, die Brüder waren, und Anton war des Augustins natürlicher Sohn. Diese Meister haben gleichsam eine besondere Schule aufgerichtet, denn ihre Schüler und Nachfolger sind unzählich. Ludewich als der älteste, sorgte für Augustin und Anton, und flößte ihnen dieselbe Liebe

(*) Es erhellt dieses daher, weil er viel älter als Augustin, und vielleicht ihres Großvaters Brudern Sohn war.

Liebe zur Malerey ein, die er in seiner Brust empfand, er lenkte auch durch seine Klugheit und Zuneigung, ihre Temperamente, welche von Natur sehr unterschieden waren, und machte einen auf den andern so eifersüchtig, daß sie in der größten Harmonie zusammen lebten, und alles beytrugen, um die gemeine Wohlfahrt der Familie zu befördern. Annibal war überhaupt der gröste Meister, und in der grösten Achtung. Er wurde acht Jahr gebraucht, um die farnesianische Gallerie zu malen, und ward für dieses herrliche Werk von denen, deren Eitelkeit er zu vergnügen, sich bestrebet hatte, so schlecht belohnet, daß er für Gram im 49sten Jahr seines Alters aus Unlust, Verdruß, und daß er seines Zwecks verfehlet hatte, starb. Sein Bruder Augustin starb im 48sten Jahr, und Anton im 35sten, Ludewich aber im 63 Jahr seines Alters.

Fresnoy in seiner Kunst zu malen (*Art of Painting*) nachdem er den Raphael, Romain, Corregio, und Titian gerühmt, erhebet folgender Gestalt den Annibal Caracci, worin er den Charakter desselben so ausdrücket:

... Quos sedulus Annibal omnes
In propriam mentem atque modum mira arte coegit.

Der

Der fleißige Annibal hat alles was in diesen grossen Meister vortreflich ist, zusammen genommen, und durch seine bewunderungswürdige Kunst sich eigen gemacht. Man muß dem ohngeachtet nicht glauben, Fresnoy Absicht ginge dahin, den Annibal Caracci, dem Corregio und Raphael vorzuziehen, er meynet nur, daß er die vorzügliche Vortrefligkeit eines jeden, in gewissen Grad erlanget habe.

Der König hat 22 Stücke von diesem Meister. Die besten von denselben sind zwey Stücke von der Geburt Christi, der Leichnam JEsu ins Grab geleget, die Auffahrt der Jungfrau Maria; 2 von dem Martertode Stephani, ein St. Sebastian, ein klein Stück 14 Zoll lang und 16 breit, es wird die Stille des Caracci genannt, und stellet das Kind JEsus in den Armen seiner Mutter schlafend vor. Von diesem Stücke bemerket man, daß, weil es einem vorzüglichen Namen bekommen, es auch besonders schön seyn müsse, und daß die allgemeine Achtung desselben ihren guten Grund habe. Es hat einen hohen Geschmack in seinen Entwurf, eine grosse Richtigkeit in dem Ausdruck und grosse Stärke in den Colorit; überhaupt herrschet in dem Ganzen eine zierliche Einfalt, welche machet, daß es allgemein bewundert wird. Die Jungfrau wird stehend vorgestellet. Das Kind sitzet auf einem weissen Küssen, das auf dem Tische lieget, und

lehnet sich an ihren Armen: Johannes strecket seine Hand aus, ihn aufzuwecken, aber die Jungfrau giebt ihm einen Wink, es nicht zu thun, und still zu seyn.

Es sind 5 Gemälde da von Lud. Caracci; die Ankündigung, die Geburt, die Anbetung der Könige, die Jungfrau und das Kind JEsus, und Omphale, Königin von Lydien. Aus diesen Stükken, welche vortreflich sind, erhellet, daß Lud. Caracci dem Corregio gefolget sey.

Es ist hier ein Gemälde von Anton Caracci, welches ven grössern Werth ist, weil seiner Stücken wenig sind. Es stellet die Sündfluth vor, und hat eine grosse Mannigfaltigkeit von Handlungen, und Genauigkeit des Entwurfs, aber die Farben sind schwach.

Michael Angelo Merigi, bisweilen le Caravagio, von dem Orte seiner Geburt genannt, hat der Lombardischen Schule Ehre gemacht, nicht durch sein Verdienst als eines Mannes, denn er war ungestüm, zänkisch, eifersüchtig, ungezogen, und hochmüthig. Er lebte in einem Wirthshause und hielt Gesellschaft mit dem Pöbel, gerieth um nichts in heftige Leidenschaften, lief gleichsam durch die Welt, und starb elend im 40sten seines Alters. Sondern als Maler, war er groß, seine

Manier

Manier war lebhaft, rührend, und that grosse Wirkung. Er war bloß ein Copist der Natur, er pflegte zu sagen, die Originäle, welchen er nachahmete, wären auf den Strassen, und ofnen Plätzen der Stadt, aber seine Figuren wären oft ohne Wahl, und manche derselben nicht gnug ausgearbeitet. Eine Unachtsamkeit, welche in die Augen fällt, die man aber nicht beschreiben kann. Seine Nebenzierathen waren oft sehr schlecht, ihnen fehlete beydes die Haltung und das Perspectiv.

Der König hat vier Gemälde von diesem Meister, das Vornehmste davon ist ein Portrait von Vignacurt, in Lebensgrösse, dem damahligen Großmeister von Malta. Caravagio war des Todschlages halber von Malta geflüchtet. Man kann also vernünftiger Weise schliessen, er habe das Portrait des Großmeisters mit der äussersten Geschicklichkeit verfertiget, und es ist auch in der That ein sehr auserlesenes Stücke. Es übertrift die Gemälde des Titians in Genauigkeit, Stärke, und Lieblichkeit des Colorits, in der geschickten Stellung der Figur herrschet eine edle Einfalt, die Waffenwüstung ist reich, und auf eine erhabene und glückliche Art ausgemahlet. Dieses ausserordentliche Stück ist auf der Gallerie von Luxenburg.

Nach dem Caracci kam Guido, der nach den von ihm gegebenen Nachrichten alle die übrigen

scheinet übertroffen zu haben. Er soll einen so genauen Fleiß angewendet und so durchdringenden Verstand gehabt haben, daß seine Entwürfe dadurch nicht allein richtig, sondern auch überaus rührend wurden. Die Schönheit seiner Ideen war ohne Vermischung und sein Pinsel im höchsten Grad fruchtbar, und ausdrückend; seine Züge haben eine Freyheit und Leichtigkeit, welcher keiner nahe kommen kann, dabey auch zu gleicher Zeit eine Richtigkeit, welche der grösseste Fleiß niemals erwerben kann. In seinen Nebenzierathen ist er zu bewundern, aber in der Stellung eines Kopfes, unnachahmbar. Seine erste Manier war unvergleichlich lebhaft, und übertraf weit die des Lud. Caracci. In Absicht auf diese, ist nichts mehr zu bedauren, als daß er sie so bald verlassen, und daß so wenig Gemälde von dieser Art von ihm aufgehoben sind.

Diese Manier veränderte er in eine freyere, und die stärker in die Augen fiel. Es kam auch dieses ohne Zweifel mit seinem Genie mehr überein; indem dieses ausnehmend gefällig war, so bestimmte es seine Ehre und sein Glück. Von dieser Manier sagen die Italiener, daß Annehmlichkeit und Schönheit an den Spitzen der Finger des Guido wären, und wenn er gemalet, hätten diese die Finger verlassen, und ihren Sitz

in

in den Figuren, welche er mit seinem Pinsel beseelet, genommen. Und warlich, er war in dieser Absicht, ein so grosser Meister, daß auch in seinen letzten Stücken, welche mit grosser Nachläßigkeit verfertiget zu seyn scheinen, dieses Angenehme in seinem vollen Glanze noch klar zu sehen ist. Man hat gesagt, daß er in Ansehung des Mangels der letzten das Gemälde erhöhenden Strichen, (welche, um die Gleichheit der Farben zu hindern, nothwendig sind,) einige Nachsicht erfordere, indem es selten fehlet, daß diese Gleichheit der Farben das Gemälde geistlos mache. Dieses ist auch die Ursache, warum des Guido letzte Stücke weit schlechter sind, als die von seiner ersten Manier.

Dieser Meister war von Bologna gebürtig, und wird bisweilen Reni genennet, welches sein Familienname gewesen ist. Er wurde von den Grossen allezeit wohl empfangen, sein Umgang war mit Männern vom ersten Rang, seine Sitten waren so angenehm, daß er dadurch bey allen sich beliebt machte. Sein einziger Fehler war die Liebe zum Spiel, doch dieser äusserte sich gegen das Ende seines Lebens. Dieses hatte für den armen Guido gefährliche Folgen. Es beraubte ihn der Ruhe, des Vermögens, und selbsten auch seiner Ehre. Denn es zwang ihn

mit der äussersten Eilfertigkeit, die Stücke, die besprochen waren, zu verfertigen, damit er seinen öfteren Geldverlust wieder ersetzen möchte, und bey solchen nachtheiligen Umständen brachte er manche Gemälde zu Ende, die seines Namens unwürdig sind. Er starb 1642 im 67sten Jahre seines Alters.

Der König hat 23 von seinen Gemälden, die meisten derselben sind unvergleichlich fein, besonders fünf schöne Jungfrauen, ein Kopf Christi, mit Dornen gekrönet, ein heil. Franciscus, in tiefen Nachsinnen, eine römische Charitas, und vier Stücke, welche die Arbeiten des Hercules vorstellen, welche, wie Kenner sagen, die besten Gemälde sind, die er jemals verfertiget hat.

Albani war auch ein angenehmer Maler von derselben Schule: er war der Gefährte und Nachahmer des Guido. Dieser Nacheiferung hat die Welt manche feine Gemälde, welche dieser Meister verfertiget, zu danken. Er wurde 82 Jahr alt, und während dieser langen Zeit, malete er eine grosse Anzahl, von welchen der König 25 besitzet. Man hat von diesem bemerket, daß diejenigen die besten seyn, worinnen er sich bemühet hat, Zärtlichkeit, Bescheidenheit und Liebe vorzustellen. Er war vortreflich in den Abbildungen von Frauenzimmern, Kindern, Grupen, Engeln, Chören und

Land-

Landschaften, überhaupt in allen, was lustig, angenehm und gefügt war, er hat auch in der That niemals schlechte oder unedle Gegenstände erwählet. Man saget von ihm, es habe ihm der Ausdruck gefehlet, und daß in seinen Zusammensetzungen zu viele Sachen auf einerley Art ausgedruckt seyn, welches entweder entstanden, daß er keine Erfindungskraft gehabt, oder daß er einerley Muster nachgeahmet. Die Annehmlichkeiten seines Pinsels aber sind mehr als hinreichend alle diese und andere Mängel zu verbergen, und Albano wird allezeit für einen der besten Maler Italiens geschätzet werden.

Dominichino hatte mehr Mannigfaltigkeit als Albano, aber er hatte weniger Annehmlichkeit. Er scheinet seine Stücke mit unermüdeten Fleiß ausgearbeitet zu haben, und so sind sie auch in der That. Dominichino ist zu Bologna im Jahr 1581 gebohren, und lebte 60 Jahr, allezeit beschäftiget, und beynahe allezeit von den Künstlern seinen Nebenbuhlern verfolget, doch war er dabey der artigste, bescheidenste und eingezogenste Mann von der Welt, der sich aus allen Beleidigungen nichts machte. Die Zeit, welche er anwandte, seine Stücke zu verfertigen, ließ ihm nicht zu, anderer Arbeiten zu prüfen, und sich in solche Zänkereyen einzulassen, welche das Genie entehren, und das Verdienst unterdrucken.

Der König hat 16 von des Dominichino Gemälden, einige derselben sind in dem luxenburgischen Pallast, besonders eine bezaubernde Landschaft, und ein Concert, worinnen die Züge richtig und stark, als die Stellung natürlich und reizend sind. Fresnoy saget, Dominichino sey ein Meister, der eine tiefe und genaue Erkenntniß alles dessen hatte, was sich auf die Malerey beziehet, er habe aber weniger von dem Grossen, als irgend ein ander Schüler der Caracci.

Gio Lanfranco ein andrer Maler dieser Schule, er übertraf vornehmlich in dem, was die Franzosen das Erstaunende (Vast) nennen. Es war nothwendig, daß er grosse Gegenstände, und grosse Entfernungen malete, um seinen Farben ihre Wirkungen zu geben. Er trachtete die Lieblichkeit des Corregio, mit der männlichen Stärke des Caracci zu vereinigen, aber die Natur hatte ihn geschickt gemacht, mehr das Starke, als das Gefällige vorzustellen.

Lanfranco war vom geringen Herkommen, und in seinen jüngern Jahren in schlechten Umständen; er wußte aber, wie er Freunde, Patronen, und grosse Werke zu seinem Vortheil, nachdem die Gelegenheit sich darbot, anwenden sollte. Nachdem er endlich ein gutes Ansehen und Vermögen sich erworben, starb er im Jahre 1647 im 67sten seines Alters.

Der

Der König hat sechs Stücke von Lanfranco, die, welche am meisten gerühmet werden, sind der Abschied Petri und Pauli von einander, kurz vor ihrem Martertode, die Krönung der Jungfrau Maria von JEsu, und Pan und Diana. Fresnoy saget, Lanfranco hatte grosse Begriffe und grosse Lebhaftigkeit, es fehle ihm aber an der Richtigkeit; welche er aber durch ämsige Bemühung wohl möchte erlanget haben.

Guercino, dessen rechter Name war Gio Francisco Barbieri, er ist gebohren zu Cento, nicht weit von Bononien; anfänglich nahm er die Art des Michael Angelo an, welche er nachher ohne das geringste von dessen Feuer und Geist zu verliehren, milderte. Ueberhaupt von ihm zu reden, war er vortreflich als ein Maler, und angenehm als ein Mensch, und merkwürdig wegen seiner Redlichkeit, guten Willens, und der Ausübung mancher christlichen Tugenden. Er starb A. 1666, im 76 Jahr seines Alters.

Der König hat vier Gemälde von grosser Schönheit, die er verfertiget hat. 1. Die Jungfrau Maria und Petrus. Die gröste Vortreflichkeit desselben bestehet in der Kühnheit der Ausführung, und in dem hohen Geschmack, nach welchem die Figuren bezeichnet und bekleidet sind. 2. Der heil. Hieronymus, wie er durch den Schall

einer durch einen Engel geblasenen Trompete aufgewecket wird. Dieses Stück ist merkwürdig, theils wegen der rührenden Wirkung des Lichts und Schattens, theils wegen der Kühnheit der Züge, der Mischung der Farben, und des grossen Geschmackes in dem Entwurf. 3. Noch ein Hieronymus, in dessen Gesicht die Würde und Empfindung auf eine sehr rührende Art ausgedruckt wird. 4. Die Circe, überaus schätzbar wegen der Stärke in den Farben, der treflichen Art des Entwurfs, und der schönen Nebenzierrathen.

Pier Francisco Mola wurde nur 45 Jahr alt, und nur am Ende seines Lebens bekannt. Seiner Stücke sind also nur wenig, welches am meisten bedauret wird, weil aus denselben beydes die Annehmlichkeit und Harmonie der Lombardischen Schule, als auch die Farbenmischung und der Geist der venetianischen Schule hervor leuchtet. Die Päbste Innocentius der 10te und Alexander der 8te bedienten sich seiner Arbeit. Ludewig der 14te lud ihn ein nach Frankreich zu kommen, er war auch eben im Begrif, dahin zu reisen, als er im Jahr 1666 starb.

Der König hat fünf Gemälde von seiner Hand, welche alle vortreflich sind. Die heilige Familie; die Predigt Johannes; St. Bruno in der Wüsten; Hermione Prinzeßin von Antiochien als eine

Schä-

Schäferin; und der verwundete Tancred, wie er von einem Einsiedler verbunden wird. Es ist etwas eigenthümliches in den Stücken des Mola, welches unmittelbar die Augen der Kenner so wohl als anderer rührt. Die Stärke des Colorits, der rechte Geschmack, die Harmonie, und die Lieblichkeit des Pinsels machen, daß man sie mit Gleichgültigkeit unmöglich ansehen kann.

Der letzte Maler dieser Schule war **Barthelemi Manfredi von Mantua**, ein Nachahmer des Michael Angelo, aber weit geringer als sein Original. Man weiß kaum etwas von seinem Leben, als daß er zu Rom gewohnet, und ungefehr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gestorben sey. Der König hat zwey von seinen Gemälden, welche grosse Verdienste haben. Das erste stellet JEsus vor, wie er die Kaufer und Verkaufer aus dem Tempel treibet. Es herrschet hierin ein grosser Geist, und ist wohl ausgeführet, Licht und Schatten.

Das andere ist eine Gesellschaft von Zechbrüdern, wovon die Erfindung gut, aber die Art trucken, und mühsam ist.

XXXII.

XXXII.

Auszug aus

Conjectures on original composition.
Lond. 1749.

Gedanken über Originalwerke.

(Gentl. Magaz. 1759. May, S. 230.)

Dies ist eine Schrift des mit Recht so berühmten Verfassers der Nachtgedanken, Dr. Youngs, wie, obwohl es der Titel nicht sagt, aus allen Blättern erhellet.

Er erkläret Originalwerke durch eine unmittelbare Nachahmung der Natur; nachgeahmte Werke durch Nachahmungen der Natur vermittelst anderer Schriftsteller. Er glaubt, daß es itzo wenig Originalstücke gebe: nicht als ob die Erndte für Schriftsteller zu Ende wäre, und die grossen Autoren des Alterthums keine Nachlese übrig gelassen hätten; sondern weil glänzende Exempel die Gemüther einnehmen, durch Vorurtheile verblenden, und verzagt machen, wodurch

eine

eine anständige Prüfung unser selbst verhindert, die Empfindung unsrer eigenen Fähigkeit vermindert, und unsre Stärke durch eine unächtes Mißtrauen in uns selbst danieder geschlagen wird. Er nimt an, daß die menschlichen Seelen in allen Zeitläufen sich gleich gewesen, und daß eine gehörige Sorgfalt und Anstrengung die neuern nicht allein auf gleiche Höhe mit den Alten, sondern so gar über dieselbe setzen würde. Originale sind die Früchte eines Genies, Nachahmungen aber die Wirkungen der Gelehrsamkeit. Das Genie, sagt er, ist der Meister in der Kunst, die Gelehrsamkeit aber nur ein Werkzeug. Der Himmel leidet keine Gehülfen in Bildung gewisser Geister, die man für seine Günstlinge erkennen muß, sondern eignet, mit Verwerfung aller menschlichen Mittel, den ganzen Ruhm davon sich selbsten zu. Haben nicht einige, die wegen Gelehrsamkeit eben nicht berühmt sind, solchergestalt geschrieben, daß man glauben sollte, sie hätten eben deswegen so viel heller geglänzet, und so viel höher sich geschwungen, weil sie mit der gerühmten Unterstützung jenes stolzen Gehülfen sind verschonet geblieben.

Dies ist auch kein Wunder. Denn was verstehet man durchgehends unter Genie anders als eine Fähigkeit, grosse Dinge, ohne diejenige Mittel, welche man gemeiniglich als dazu unentbehrlich ansiehet, zu Stande zu bringen? Zwischen

einem Genie und einem guten Verstande ist derselbe Unterscheid als zwischen einem Zauberer und einem guten Baumeister. Jener richtet sein Gebäude durch unsichtbare Mittel auf; dieser aber durch einen geschickten Gebrauch der gewöhnlichen Werkzeuge. Daher hat man immer dafür gehalten, daß in den Genie etwas Göttliches sey.

Gelehrsamkeit ohne jenen höhern Beystand, ist von dem was ihr so viele Mühe gekostet, ganz eingenommen und darauf stolz: sie hält viel von Regeln und pralet mit berühmten Beyspielen. Sie schmälet, eben wie mittelmäßige Schönheiten, die die Hälfte ihrer Reizungen der Klugheit und Kunst zu danken haben, auf die natürliche ungekünstelte Anmuth, und einen kleinen unschuldigen Uebelstand, und setzet derjenigen Freyheit, welcher das Genie oft seinen höchsten Ruhm, der kleine Geist aber oftmals seinen Fall zu danken hat, strenge Grenzen. Denn Schönheiten die von keinen Regeln abhangen, und eine Vortreflichkeit die keinen Vorgang gehabt hat, die wahren Unterscheidungszeichen des Genies, liegen ausser den Grenzen des Gebietes der Gelehrsamkeit und ihrer Gesetze. Zu diesen Grenzen muß das Genie durch einen Sprung gelangen: wagen wir aber diesen Sprung ohne Genie, so brechen wir den Hals; wir verlieren den kleinen Ruhm welchen wir etwa vorhin hätten erhalten können. Denn Regeln

sind, gleich Krücken, zwar dem Lahmen nothwendig, aber gesunden Beinen zur Last.

Dürfte ich noch ein Wort hinzufügen, so wollte ich das Genie mit der Tugend, und die Gelehrsamkeit mit dem Reichthum vergleichen. Wie der Reichthum da am nöthigsten ist, wo am wenigsten Tugend ist, so die Gelehrsamkeit, wo am wenigsten Genie ist: und wie Tugend sich ohne viele Güter glücklich machen kann, so kann Genie ohne viele Gelehrsamkeit Ruhm erwerben.

Als Genie und Originalschreiber nennet er allein den Bacon, Neuton, Shakespear, Milton, Addison und Dryden; wiewohl er, was Dryden betrift, keine Schrift von demselben als nur seine Ode für ein Original zu halten scheinet. Die Untersuchung wieferne Addison ein Original sey, will er in einem andern Briefe abhandeln; indessen berichtet er folgenden Umstand seines Todes, welcher, wie er sehr richtig anmerket, sein bestes Werk war, zu welchem seine Schriften nur eine edle Vorrede gewesen.

Nachdem er nämlich lange, und doch vergeblich mit seiner Krankheit gekämpfet, beurlaubte er die Aerzte, und begab sich zugleich aller Hofnung des Lebens. Doch ließ er mit der Hofnung des Lebens nicht auch die Sorge für die Lebendige fahren. Er ließ einen nahe mit ihm verwandten jungen Menschen, welchem, ob er zwar die vor-

treflichsten Eigenschaften besaß, doch die guten Erinnerungen eines sterbenden Freundes eben nicht unnöthig waren, zu sich rufen. Er kam. Wie aber das Lebenslicht seines in letzten Zügen liegenden Freundes kaum noch glimmete, so redete er nicht ein Wort. Nachdem der junge Mensch sich, wie es der Wohlstand und die Umstände erfoderten, eine Weile stille gehalten, sprach er endlich: mein allerwerthester Herr, sie haben mich rufen lassen: Wie ich glaube und hoffe, daß sie mir einige Befehle geben werden, so versichere ich, daß ich sie aufs heiligste vollziehen werde. Möchten die spätesten Zeiten seine Antwort nicht nur hören sondern auch fühlen! Er brachte diese Worte mit Mühe hervor, und verschied. Wie groß kann die göttliche Gnade einen Menschen machen! Wie sehr kann die göttliche Barmherzigkeit den Stachel des Todes zerbrechen! Wer wünschet nicht so zu sterben.

Wir können nicht umhin diesem Auszug folgende Vergleichung des Shakespear mit Johnson anzufügen, weil dieselbe nicht nur unsern Verfasser mit starken Zügen kennbar macht, sondern auch eine kurze aber wohlgerathene Erläuterung seiner Materie ist.

„Shakespear, sagt er, mischte kein Wasser „unter seinen Wein; er erniedrigte nie sein Genie zur „matten Nachahmung. Shakespear gab uns einen

Sha-

„kespear; die berühmtesten unter den Alten konn-
„ten uns auch nicht mehr geben. Shakespear
„ist nicht ihr Sohn, sondern ihr Bruder, ihres
„gleichen, und das Trotz aller seiner Fehler. Hält
„man dieses Urtheil für gar zu kühn; man betrach-
„te nur was dasjenige sey, das die Welt an den
„Alten bewundert; nicht die Wenigkeit ihrer Feh-
„ler, sondern die Menge und den Glanz ihrer
„Schönheiten: ist aber Shakespear ihnen in
„dem, was man an ihnen bewundert, gleich (eine
„Sache, woran nicht kann gezweifelt werden), so ist
„er so groß als sie; so müssen seine Fehler nicht
„einem Unvermögen, sondern einer andern Ursa-
„che zugeschrieben werden. Wenn wir diese gros-
„sen Männer gegen einander halten, ist dann über
„etwas anders als nur über die Vergleichung der
„Grösse ihres Genies die Frage? Ein Riese ver-
„lieret nichts von seiner Grösse, wenn er in seinem
„laufe etwa einmal strauchelt. Es ist jenen Hel-
„den des Alterthums noch eine Ehre, daß man
„den Shakespear ihnen nur allein in der drama-
„tischen Stärke gleich machet; wären darum seine
„Fehler noch grösser, würde doch die Wage an sei-
„ner Seite das Uebergewicht haben. Es ist we-
„nigstens eben so viel Witz auf der brittischen als
„griechischen Schaubühne; obwohl jene nicht so
„rein gekehret ist als diese; nicht so frey von An-
„stössen beydes wider dramatische und moralische

„Gesetze. Denn wenn ein tugendhafter Heyde „einige unserer beliebtesten Auftritte läse, wurde es „ihn in der That wehe thun, wahrzunehmen, daß „unsere Verbindung zur natürlichen Religion, durch „die Christen scheinen aufgehoben zu werden.

„Johnson ist in ernsthaften Schauspielen ein so „vollkommener Nachahmer als Shakespear da„rin ein Original ist. Seine grosse Gelehrsamkeit „hat ihn, wie den Simson seine grosse Stärke, „verdorben. Blind, in Absicht auf die Natur „des Trauerspiels, riß er sich das ganze Alterthum „auf den Kopf, und begrub sich darunter. Man „siehet nichts von Johnson, ja auch nichts von „seinen so sehr bewunderten, aber auch ermorde„ten Alten. Denn was in dem Geschichtschrei„ber leuchtete, ist eine Wolke bey dem Dichter, „und Catilina hätte ein ziemliches Schauspiel „seyn können, wenn kein Sallust niemals geschrie„ben hätte.

„Wer weiß, ob nicht Shakespear weniger „würde gedacht haben, wenn er mehr gelesen hät„te! Wer weiß, ob er nicht unter der Last des „Johnsons Gelehrsamkeit, wie Enceladus un„ter dem Aetna würde geächzet haben. Zwar „möchte sein gewaltiges Genie unter dem Gewichte „der schwersten Berge einige seiner unauslöschlichen „Flammen ausgeathemet haben; nach aller Muth„massung aber würde er sich nicht zu den Riesen,

„zu den ausserordentlichen Mann, auf welchen wir „itzt mit Erstaunung und Entzückung starren, er„hoben haben. Vielleicht besaß er alle Gelehrsam„keit, welche ein dramatischer Dichter besitzen muß: „denn was ihm auch von andern Wissenschaften „mag gefehlet haben, so war er doch in zweien „Büchern bewandert, welche, obwohl sie vielen „höchstbelesenen Gelehrten unbekannt sind, doch „nichts als der Untergang der Welt tilgen kann; „ich meyne in dem Buch der Natur und des „Menschen.

XXXIII.

Sehr merkwürdige Nachricht von dem Wurm-Löwen,

einem bisher noch nicht beschriebenen Insecte:

von

Herrn Reaumur,

M. d. K. A. zu Paris.

nebst einer Abbildung im Kupfer.

(Gentl. Mag. 1758. Oct. S. 470.)

Der grosse Naturkundige, Herr Reaumur, hat seine vorige Entdeckungen, mit der Beschreibung eines Insects, dem er lan-

ge nachgetrachtet, und seiner Wildheit wegen den Namen des Wurmlöwen gegeben, vermehret. Den Ameisenlöwen oder Ameisenfresser, formica-leo, ein Insect welches jenem, wie die Wespe der Biene, gleichet, hatte er gesehen und beschrieben; von dem Wurmlöwen aber hatte er blosserdings etwas gehöret, bis 1751. Herr Reborry, ein Landpfarrer in Provence, ihm die Gefälligkeit erwies, ihm eine Parthey davon, in einer Schachtel mit Sande, zuzuschicken. Wie aber der Sand durch einen Zufall herausgelaufen war, so kamen ihrer nur 3 oder vier lebendig in Herr Reaumurs Hände. Doch war er glücklicher bey einer zweyten Uebersendung und man kann den Preis, welchen er auf dieses Geschenk setzete, daraus abnehmen, daß er unverzüglich ein Dutzend dieser Würme, auf der Post der Königin von Schweden zuschickte, einer Fürstin, welche der Naturkunde Ehre machet, da sie dieselbe zu einem von ihren vornehmsten Zeitvertreibe erwählet hat. Diese nahm dieselbe mit grosser Freude an, fand aber bey Eröfnung des Packets von den 12 nur einen lebendig, welchen sie alsobald dem Hrn. von Geer übergab, dessen darüber angestellete Beobachtungen, in den Gedenkschriften der Schwedischen Academie bekannt gemacht sind.

Der Wurmlöwe wird, wie der Ameisenfresser, gemeiniglich in warmen Ländern gefunden; in

einem

einem feinen losen Sande, welcher in der Höhle eines Felsens, oder unter dem hohlen Grunde eines Gebäudes vor dem Regen beschützet ist, worin er eine Grube macht, um seinen Raub zu fangen. Weil er zu merken scheinet, daß das Wasser, wenn es sich mit dem Sande vermischet, demselben eine Festigkeit giebt, welche seine List gänzlich zu nichte machen würde; so wählet er seinen Sitz an solchen Oertern, wo dieses Element schlechterdings nicht hinkommen kann. Beyde Insecten finden sich an einerley Oertern, nur mit dem Unterscheide, daß der Ameisenlöwe seine Grube am Eingange der Höhle, der Wurmlöwe aber die seine ganz hinten in derselben macht. Man kann aber die Grube des letztern, von der die der erstere macht, leichtlich unterscheiden, weil sie nach Proportion ihres Durchmessers tiefer ist als jene.

Der Wurmlöwe ist ungefehr 8 bis 9 Linien lang: der hintere Theil, welcher der dickste ist, machet ungefehr den dritten Theil der ganzen Länge aus, und wird almählich dünner, bis der Kopf sich in einer Spitze endiget. Man merket gar keine Füsse an ihm. Die Figur seines Kopfes ist veränderlich; er kann denselben, wie er will, verlängern und verkürzen, ausdehnen und zusammen ziehen, ja selbst in den ersten Gelenkring seines Körpers hinein ziehen. Dieses Insect kann seine

zweyschuppichte Spiesse, welche vorne am Kopfe parallel bey einander stehen, und gemeiniglich in einer Scheide von derselben Materie stecken, nach Belieben herausschiessen und wieder einziehen: denn diese sind seine Waffen, womit er die Insecten, welche er fressen will, tödtet. Die Farbe dieses Wurms ist als grau Salz, und fällt ein wenig ins Rothe. Er lieget selten gerade, weil diese Stellung ihm ungemächlich ist. Doch wenn er im Boden seiner Grube auf den Raub lauret, liegt er queer in derselben als ein klein Stück Holz, und hat den Schwanz in den Sand gestecket. Wenn man ihn aus seiner Grube herausnimt und auf die Erde legt, beuget er sich bald in die Figur eines S, bald in ein Viereck, bald krümmet er sich so zusammen, daß beyde Hälften seines Körpers parallel neben einander liegen. Die Werkzeuge des Athemholens befinden sich in dem letzten Ringe nahe beym Hintern. Am fünften Ringe ist etwas als eine Warze, welche mit kleinen Klauen als Franzen, die den Beinen gewisser Raupen gleichen, besetzet ist, deren er sich muthmaßlich bedienet, seinen Raub fest zu halten.

Es kostet den Wurmlöwen weit mehr Mühe seine Grube zu bereiten als dem Ameisenfresser. Da es dem Wurmlöwen an Werkzeugen fehlet, so bedienet er sich seines ganzen Körpers statt einer

ner Schaufel; denn nachdem er sich in einer kleinen Tiefe unter dem Sande gekrümmet, springet er als eine Feder plötzlich wieder von einander, und wirft solchergestalt ein Bischen Sand von sich hinweg, darauf kriecht er aufs neue hinunter, und wiederholet diese Arbeit so lange, bis seine Grube tief genug ist. Dies muß eine mühsame Arbeit seyn, wenn man erwäget, wie wenig Sand er mit einem male nur in die Höhe werfen kann.

Wenn ein oder anderes Insect unglücklicher Weise in seine Grube fällt, so springet er, da er vorhin als erstarret, und erwähnter maßen einem dürren Stecklein ähnlich, gelegen hatte, plötzlich auf, und bemühet sich dasselbe mit seinem ganzen Körper zu umschlingen. Gelinget dieses ihm, so schießt er seine Spiesse in das Insect hinein und säuget alle Säfte heraus. Hiebey krümmet er sich in die Runde, und befestiget den Schwanz als einen Anker im Sande, damit das Insect, welches ihm zu stark seyn würde, wenn er in gerader Stellung bliebe, ihn nicht wegziehen könne. Die Klauen an der Warze leisten ihm itzt besondere Dienste, seine Beute so lange fest zu halten bis er sie verzehret. Es läßt sich kaum begreifen, wie ein Wurm ohne Beine und Hörner, womit der Ameisenlöwe versehen ist, um seinen Raub zu fangen, im Stande sey, Insecten, welche

welche eben so stark als er, mit Beinen und Flügeln versehen sind, und um zu entkommen ihre äusserste Kraft anstrengen, mit Vortheil anzugreifen.

Indessen wird ihm auch nicht ein jedes Insect, das in seine Grube fällt, zur Beute, indem einige entweder durch Stärke oder Behendigkeit sich retten. Wenn das unglückliche Insect seine Gefahr inne wird, bemühet es sich die Mauren der feindlichen Festung zu besteigen; allein ausser daß es sehr beschwerlich ist eine Anhöhe hinanzuklettern, da die Füsse wegen des herunterrieselnden Sandes beständig ausgleiten; hält es der Wurmlöwe unaufhörlich warm mit einem Sandhagel, welchen er ihm nachsprenget, um es zum Falle zu bringen. Taumelt es herunter, so ist sein Fall oft sein Tod: ist es aber dem Wurmlöwen zu stark, so stellet dieser seine Angriffe ein und läßt es entwischen. Diese Kämpfe verursachen aber allezeit grosse Beschädigungen an seiner Grube, welche er doch, wenn es auch noch so spät ist, selten unterläßt des Nachts wieder auszubessern: dem dies ist die Zeit, welche er zu solcher Arbeit wählet.

Wer Wurmlöwen hat, und denselben, zur Beobachtung ihrer Handlungen, Insecten geben will, muß sich in Acht nehmen, daß er letzteren nicht

ihre

ihre volle Stärke lasse: er muß sie ein wenig matt machen, damit sie nicht allzuviel Widerstand zu thun vermögend seyen; doch auch nicht tödten: denn wenn gar keine Bewegung mehr an denselben ist, läßt der Wurmlöwe sie liegen.

Der Wurmlöwe bleibet nicht die ganze Zeit seines Lebens im Wurmstande, sondern wird erst in eine Nymphe oder Aurelie und hernach in eine Fliege verwandelt, wobey er zuweilen seine Haut abwirft ohne aus seinem Hause zu kommen.

Der vordere Theil des Körpers, welcher an dem Wurme der kleinste war, wird an der Nymphe der größeste, und das Uebrige des Körpers wird durchaus von einerley Dicke. Wie lange der Wurmlöwe in diesem Zustande verbleibe, konnte Herr Reaumur so genau nicht sagen: er glaubet aber, daß es nicht über 14 Tage, vielleicht noch weniger darinnen bleibe.

Die Fliege, welche von dem Wurmlöwen kommt, ist klein, und von hell-Kastanien-brauner Farbe, wenigstens am Kopfe und an der Brust; denn die Ringe des Leibes haben gelbe Ränder, und der Bauch ist röthlich braun. Die vier vordersten Beine sind blaß-gelb, und die beyden hintersten roth, mit etlichen braunen Flecken.

Dieser Schmetterling hat, wie alle, die aus den Würmern mit veränderlichen Köpfen entstehen, nur zween Flügel. Seine Fühlhörner sind denen sehr ähnlich, welche die Fliegen haben, die aus der Weinraupe, Vine-Sucker genannt, kommen.

Die ersten Fliegen, aus denjenigen Würmern, die der Herr Reaumur im August bekommen hatte, kamen nicht eher, als am Ende des Brachmonats im folgenden Jahre zum Vorschein. Man hat derohalben grossen Grund zu schliessen, daß es nur eine Brut dieser Fliegen im Jahre gebe, wenn der Wurm auch noch so wohl gefüttert worden. Denn wenn sie keinen Vorrath haben, so verschieben diejenige, welche nicht vom Hunger gestorben sind, ihre Verwandelung bis auf das folgende Jahr; und wenn sie auch in demselben nicht besser versorget sind, bis ins dritte Jahr. Man kann von diesen Insecten sagen, daß der Hunger, welcher andern Thieren das Leben verkürzet, es ihnen verlängere, und daß es bey ihnen seine volle Wahrheit habe; daß sie, je weniger sie essen, desto länger leben.

Erklä-

Erklärung der Figuren.

Fig. 1. 2. 3. 4. stellen den Wurmlöwen, ungefähr in seiner natürlichen Grösse vor, und eine jede zeiget ihn in einer verschiedenen Stellung.

Fig. 5. zeigt ihn in gerader Stellung, den Rücken oben. Diese Stellung nimmt er, wenn er aus seiner Grube herausgenommen worden, nur selten an, ausgenommen, wenn man ihn auf eine Fläche legt, in die er nicht hineindringen kann.

Fig. 6. 7. 8. stellet ihn durch ein Glas vergrössert vor. 6. zeiget den Rücken, 7. die eine Seite. 8. die untere Seite oder den Bauch.

Eben diese Theile werden in den verschiedenen Figuren durch Buchstaben zu erkennen gegeben.

a. Der Kopf.

In der 6 und 8 Figur, zeiget er die beyden Spiesse, womit er seine erhaschte Insecten tödtet, und deren er sich bedienet, wenn er vorwerts rücken will. Man siehet sie hier vom Kopfe heraus stehen.

In

In der 7 Figur, sind die Spiesse und der Kopf mit samt dem ersten Ringe, in den zweyten Ring hineingezogen.

p. Der Schwanz, welcher sich in 4 Anhängen, welche 4 aus einander verbreiteten Fingern ähnlich sind, endiget.

q. in Fig. 6. und 7. der Hintern.

s.s. in Fig. 6 und die zwey hinteren Werkzeuge des Athemholens.

r. in Fig. 7. und 8. langes steifes Haar.

m. in Fig. 6 und 7. eine hohle Warze, deren Rand mit kurzen steifen Haaren besetzet ist, welche ihm statt kleiner Klauen dienen, seinen Raub fest zu halten.

Fig. 9. zeiget eine in Sand gemachte Grube. Der Wurmlöwe a. p. siehet wie ein klein Stück eines Steckleins aus. a. ist der vordere, b. ist der hintere Theil, welcher im Sande stecket.

Fig. 10. stellet eine andere Grube vor, in welche eine Ameise 9. gefallen ist. Die Buchstaben a. f. p. zeigen, wie die Ameise von dem Wurmlöwen umschlungen wird. a. ist der vordere Theil, welcher sich um die Ameise windet;

windet; p. der im Sande geankerte Schwanz, welcher ihn gegen alle Bemühung der Ameise, um ihn fortzureissen, feste hält.

Fig. 11. ist die Scheide der Nymphe des Wurmlöwen, und stellet auch die Nymphe selbst vor. l. ist die Oefnung, durch welche die Fliege herauskommt. t. ist die Haut, welche der Wurm bey seiner Verwandelung in eine Nymphe zurückläßt: sie zeiget sich hier verschrumpfet.

Fig. 12. Ist die Fliege, in welcher Gestalt der Wurmlöwe sich nach seiner letzten Verwandelung zeiget.

aa. Die Fühlhörner der Fliege.

XXXIV.

Neue Bücher. 1758.

Brachmonat.

1. The Herald. Der Herold. 2 B. 8. 6 S.

2. An Essay on Money and Coins. part. 2. Versuch über Geld und Münzen, 2ter Theil. 2 S.

3. Dr. Howard's Collection of Letters and State-Papers. Dr. Howard's Sammlung von Briefen und Staatsschriften. 1 L. 1 S.

4. An Abridgment of Ainsworth's Dictionary of the Latin Tongue. by Mr. Thomas. 2 vol. Auszug aus Ainsworths lateinischen Wörterbuch, durch Hrn. Thomas. 2 Vol. 15 S.

5. An Introduction to Languages. by Anselm Bayley LL. B. Einleitung in die Sprachen, von A. Bayley. 5 S.

6. Four Essays on the Enghlish Language. by Dr. Ward. Vier Versuche über die englische Sprache, durch Dr. Ward. 3 S.

7. Mr.

7. Mr. Francis's Demosthenes, etc. Der 2te Band des Demosthenes des Hrn. Francis. 4. 1 £.

8. All the Works of Epictetus, translated by Elisabeth Carter etc. Alle Werke des Epictets durch Elisabeth Carter übersetzet, mit einer Einleitung und Anmerkungen der Uebersetzerinn.

9. Tindals Continuation of Rapin. vol. 4. Tindals Fortsetzung der engländischen Historie des Rapin. Der 4te Band. 5 S.

10. Rapin's History of England, vol. 12. Rapins Historie von England. Der 12te Band. 5 S.

11. The History and Antiquities of the ancient, Villa of Wheatfield. Geschichte und Alterthümer des alten Landguts Wheatfield. 1 S. 6 D.

12. A voyage to south America. from the spanish of Don George Juan and Don Antonio de Ulloa. 2 vol. Reise nach Südamerica, von Hrn. Ge. Juan und Ant. de Ulloa. 2 B. 4.

13. Memoirs of the Life of sir Thomas More, by Dr. Warner. Nachrichten von dem Leben des Ritters Thom. Morus, durch Dr. Warner. 5 S.

14. The

14. The Life of William of Wickham, by Rob. Lowth, D. D. Das Leben Williams von Wickham, von R. Lowth, Doct. Theol. 5 S.

15. The natural History of Cornwall. by Will. Borlase. M. A. Naturgeschichte von Cornwallien, durch Will. Borlase, Mag. A.

16. Menelai sphaericorum libri, per Halley. 2 S. 6 D.

17. The practical Husbandman, by Rob. Maxwell, Esq. Der praktische Landmann, durch Rob. Maxwell, Esq. 6 S.

18. The Canons of Criticism, and a Glossary, by Thom Edwards, Esq. Regeln von der Critik, und ein Glossarium durch Thom. Edwards, Esq. 4 S.

19. An Extract out of Pausanias, of the Statues, etc. of Greece. Auszug aus dem Pausanias, von den Statuen ꝛc. Griechenlands. 4 S.

20. Inscriptionum Romanarum Metricarum Delectus. 2 S.

21. Vinsorium Nemus, Carmen, authore A. Pope. 1 S. 6 D.

22. Dr.

22. Dr. Parnell's Posthumous Works. Dr. Parnells nach seinem Tode herausgekommene Schriften. 4 S.

23. Seventeen Sermons, by the late Mr. Samuel Hayward. 17 Predigten von dem verstorbenen Sam. Hayward. 5 S.

24. Thoughts upon the Epiphany, by Mr. Dodd Gedanken über das Fest der heiligen drey Könige, von Hrn. Dodd. 1 S. 6 D.

Neue Bücher 1758. Heumonat und Augustmonat.

1. The blessings of Christian Philosophy, a treatise on the Beatitudes. by Art. George, D D. Die Vorzüge der christlichen Weltweisheit, eine Abhandlung über die Seligkeiten, von A. George, Doct. Theol. 3 S. 6 D.

2. The nature and qualities of Bristol Water, by A. Sutherland, M. D. Die Natur und Eigenschaften des Bristolschen Wassers, von A. Sutherland, Med. D. 2 S. 6 D.

3. The Virtues of Wild Valerian etc. by John Hill. M. D. Die guten Eigenschaften

der wilden Baldrianwurzel, von J. Hill, Med. D. 1 S.

Der Verfasser läßt selbst die Tinctur aus dieser Wurzel bey Balduin, und Jackson, Buchhändl. verkaufen. Es ist ein Cordial, in allen Nervenkrankheiten, Kopfschmerzen, Melancholie, Lähmung, Epilepsie, convulsivischen Asthma, ꝛc. Die Pint Butelje kostet 10 S. 6 D.

4. Observations on the air and Epidemical Diseases, by Dr. Huxham. Wahrnehmungen von der Luft, und den epidemischen Krankheiten, aus dem Lateinischen des Dr. Huxham. 5 S.

5. The continuation of Rapin. by Tindal. vol. 18. Fortsetzung der engländischen Historie des Rapin durch Tindal. Der 18te Band. 5 S.

6. The Roman Antiquities of Dionysius Halicarnassensis. by Edw. Spelman, Esq. Die römischen Alterthümer von Dionys von Halicarnas, aus dem Griechischen übersetzt, von Edw. Spelman, Esq. 4 B. 4. 3 L. 12 S.

7. Socrates, a Dramatik Poem, by Amyas Bushe, Esq. Socrates, ein dramatisches Gedichte, von A. Bushe, Esq. 3 S.

8. Ius

8. Ius ducem eligendi perilluſtribus Statibus Curlandiae et Semigalliae competens, extincta quoque ſtirpe maſcula Kettleri. 1 S. 6 D.

9. Fifteen Orations. by J. Wetherall. 15 Reden von J. Wetherall. 2 S.

10. The Caſe of the Royal Martyr. Der königl. Märtyrer. 6 S.

11. Contemplations, by Rich. Pearſall. Betrachtungen von R. Pearſall. 2 B. 8.

12. The Maid of Orleans. Das Mädchen von Orleans. 2 B. 6 S.

13. The Hand maid to the Arts. Die Handleitung zu den Künſten. 2 B.

14. The Builders Companion, by William Payne Anleitung zur Baukunſt, von Will. Payne. 16 S.

15. An accurate Deſcription of Cape Breton, eine genaue Beſchreibung von Cap Breton.

16. Robertſon's Hebrew Grammar. Robertſons hebräiſche Sprachlehre. 5 S.

17. A new Deſcription of the Pictures, etc. at Wilton, by J. Kennedy. Neue Beſchreibung

bung der Gemälde ꝛc. zu Wilton, von J. Kennedy. 2 S. 6 D.

18. Anon. de sectionibus Conicis, tractatus geometricus.

19. Alpha et Omega, durch Lewis Jones, Baccal. 2 S.

20. The construction of the nerves, and the causes of nervous disordres, explained, by C. Uvedale, Med. D. Der Bau der Nerven, und die Ursachen der Nervenkrankheiten, erkläret von C. Uvedale. Med. D. 1 S. 6 D.

21. The glorious First of August. by G. Benson. D. D. Predigt über den herrlichen 1sten August, von G. Benson, Doct. Theol. 6 D.

Neue Bücher. 1758.
Herbstmonat.

1. Some enquiries concerning the First inhabitants, language, learning, and letters of Europe. Untersuchungen von den

den ersten Einwohnern, Sprache, Gelehrsamkeit und Buchstaben von Europa. 6 S.

Der Verfasser sucht zu beweisen, Europa sey von Asien vor dem Gebrauch der Schifffahrt zuerst bevölkert, und folglich die nordischen Gegenden zuerst bewohnet worden, die erste Sprache Europens sey ein Dialect der hebräischen gewesen. Diese allgemeine Sprache habe sich allgemach aus verschiedenen Umständen in manche andere zertheilet. Die Religion, Gelehrsamkeit und Buchstaben von Europa, leitet er mit den Sprachen aus derselben Quelle her. Der sinnreiche Verfasser bringet dieses mit grosser Bescheidenheit nicht als eine völlige Entdeckung der Wahrheit vor, sondern nur bloß als einen Wegweiser weiter zur Wahrheit zu gelangen.

2. A new introduction to trade and businels. etc. Neue Einleitung zum Handel und Wandel. 1 S. 6 D.

3. An account of a stone in the possession of the Earl of stafford, which on being watered produces excellens mushrooms, with figures, by Dr. Hill. Nachricht von einem Steine, den der Graf von Stafford besitzet, welcher vortrefliche Erdschwäm-

me hervorbringet, wenn er mit Wasser begossen wird, mit Kupfern.

Die Beschreibung von diesem merkwürdigen Steine findet der geneigte Leser im Brem. Magaz. dieses Bandes.

4. A compleat history of the rise, progress, and present state of thenavy of the navy of England. Vollständige Historie des Anfangs, Fortgangs und des gegenwärtigen Zustandes der englischen Seemacht. 1 S.

Zur Zeit Alfreds waren die Galeeren oben noch offen, obgleich die Anzahl schon groß war. Als Eduard der 3te regierte, wurden die Schiffe bedecket, und führte jedes 20 Mann. Zur Zeit Henrichs des 8. wurde die Flotte erst mit Canonen versehen. Von Eduard bis zur Königinn Elisabeth nahmen die Schiffe an Grösse zu, da sie schon 500 Last trugen. Damals kamen die Brander auf, als die Armade wider Spanien ausgeschickt wurde. Die Flotte nahm von 1623 bis 1695 an Anzahl der Schiffe von 25 Tonnen und darüber (jede Tonne ist eine halbe Last) von 40 bis 200 Schiffe zu, und in der Ladung der Flotte von 23,600 Tonnen, bis 112,400, und in Mannschaft von 7800 bis auf 45,000. Im Jahr 1708 wurde

de zum Dienst der Flotte auf jede 130 Morgen Landes ein gewisse Taxe geleget, ein jeder solcher District muste ein Schif bemannen, und ausrüsten, um den König, und das Reich damit zu vertheidigen. Die fünf Häfen Hastings, Romney, Hithe, Dover und Sandwich musten 57 Schiffe stellen. Der Werth der ganzen Flotte steiget jetzund auf 2,591, 397 £. und die Kosten zur Unterhaltung 40,000 Seeleute auf 1 Jahr beläuft sich ungefehr auf 2,500,000 £.

5. British genius revived by success, a poem. by Mr. Howard. Der wieder aufgelebte Brittische Schutzengel, ein Gedicht, von H. Howard. 6 D.

6. The nature, design, and importance of prayer. Die Natur, Absicht und Wichtigkeit des Gebets.

Neue Bücher. 1758.

Weinmonat.

1. The old man's guide to health and longer life. Eines alten Mannes Anweisung zur Gesundheit und längerem Leben. 1 S. 6 D.

Es werden hierinn verschiedene schöne Regeln gegeben, die Gesundheit im Alter zu erhalten, und alle übele Zufälle abzuwenden.

2. The good and bad effects of tea considered. Betrachtung über die guten und bösen Wirkungen des Thees. 6 D.

Der Verfasser hält überhaupt dafür, der Thee sey gut zu trinken für solche, die starke Nahrungsmittel genieſſen, vielen Wein trinken, und wenig Bewegung haben; hergegen schädlich denen, die schwere Arbeit zu ihrer Unterhaltung thun; das Theetrinken des Nachmittages gehöret zu den Mitteldingen, um Zeit und Geld zu verthun, und zu plaudern.

3. An Account of Russia, as it was in 1710 by Charl Lord Whitworth. Nachricht von Rußland, wie es im Jahr 1710 beschaffen war, von Carl Lord Whitworth. 3 S.

4. The life of Erasmus. by John Jortin. D. D. Das Leben des Erasmus, von Johan Jortin, Doct. Theol. 4. 15 Sh. geheftet.

5. The

5. The life and extraordinary adventures, etc. of Capt. Neville Frowde of Cork, written by himself. Leben und ausserordentliche Begebenheiten des Capitain Neville Frowde von Cork, von ihm selbst beschrieben. 2 S. 6 D.

6. The method of cultivating madder in Zeland, (where te best is produced) and in England, by Phil. Miller, F. R. S. Art und Weise die Färberröthe in Seeland, (wo er am besten wächst) und in England zu bauen, durch Philip Miller, Mitgl. d. K. Ges. 2 S. 6 D.

7. An Essay on the art of preaching, addressed to the Clergy, by Ant. Moore. Versuch über die Kunst zu predigen, an die Geistlichkeit gerichtet, durch Ant. More. 1 S. 6 D.

Ist ein Gedicht, welches viele gute Regeln, um deutlich und erbaulich zu predigen, in sich enthalten soll, darinn aber auch besondere Ausdrücke und Gedanken vorkommen.

8. The history of the Marchioness of Pompadour. Geschichte der Marquisinn von Pompadour. 2 Vol. 5 S.

9. Observations anatomical and physical etc. by A. Monro, Jun. M. D. Anatomische und physicalische Beobachtungen, von A. Monro, dem Jüngern, Med. D. 1 S. 6 D. mit Kupf.

10. A Description of the Maritime Parts of France, with their descriptions; engraved by T. jefferys. Beschreibung der Seeküsten Frankreichs, von T. Jefferys. Es sind in Kupfer gestochene Grundrisse der Vestungen und Häfen an den Küsten Frankreichs, mit ihren Beschreibungen, No. I. II. III. werden wöchentlich fortgesetzet. Diese Nummern enthalten die Grundrisse von Dünkirchen, Gravelingen und Calais, wie sie zu verschiedenen Zeiten sind befestiget worden, und wie sie nun sind. Dieses Werk wird mit besonderen Fleiß und Zierlichkeit ausgeführet. Dabey kommt noch eine historische Nachricht von den Städten, ihrer Lage, Alterthum, Stärke und vielen Nebenumständen, den Belagerungen derselben, ꝛc.

Neue Bücher 1758. Wintermonat und Christmonat.

1. History of Health, by Dr. Makenzie. Geschichte der Gesundheit, durch Dr. Makenzie. 5 S.

2. Tableau fidelle des Monoyes d'Espagne, par Jean Paraire. Aufrichtige Vorstellung von den spanischen Münzen, durch Joh. Paraire. 2 S. 6. D.

3. Human nature surveged by Philosophy and Revelation. Die menschliche Natur, durch die Weltweisheit und Offenbarung betrachtet. 2 S.

4. A discourse on the conduct of the government of Great Britain etc. Abhandlung über das Betragen der Regierung Großbritanniens, in Absicht auf neutrale Völker, während des gegenwärtigen Krieges. 2 S. 6 D.

5. The providence of the supreme Being, a Poem. by Ge. Bally, M. A. Fellow of Kings College. Die Vorsehung des höchsten Wesens, ein Gedicht, durch Ge. Bally. Dieses Gedicht hat den jährlichen Preis zu Cambridge erhalten. Der Verfasser preiset die

die Vorsehung GOttes an, durch eine mannigfaltige Abwechselung von Exempeln.

6. The happy orphans; an authentic history of persons in high life. Die glücklichen Waisen, eine bewährte Historie vornehmer Standespersonen. 2 Vol. 12. 6 S.

7. The virtuous criminal; or the history of Lord Stanley. Der tugendhafte peinlich Beklagte, oder Geschichte Lords Stanley, 2 Vol. 12. aus dem Französ. 6 S.

8. The adventures of a Turk. Begebenheiten eines Türken. 2 Vol. 12. 6 S.

9. Cleone, a tragedie, by R. Dodsley. Cleone, ein Trauerspiel, von R. Dodsley. 1 S. 6 D.

10. The Campaign, a true Story. Der Feldzug, eine wahre Erzählung. 2 B. 6 S.

11. A political translation of the Elegies of Tibullus, and of the poems of Sulpicia, etc. by James Grainger, M. D. Politische Uebersetzungen der Elegien des Tibullus, und der Gedichte der Sulpicia mit dem lateinischen Text, und critischen und zur Erklärung dienenden Anmerkungen, von Jam. Grainger, Med. D. 2 B. 12. 6 S.

12. A catalogue of the royal and noble authors of England. Catalogus der königl. und vornehmen Schriftsteller Englands, mit Aufzeichnung ihrer Bücher ꝛc. 2 B. 8. 8 S.

13. An account of two Voyages, one to North America, and the other from thence to Guinea, by T. Thompson, M. A. Nachricht von 2 Reisen, eine nach Nordamerica, die andere von dannen nach Guinea, auf Befehl der Gesellschaft für die Ausbreitung der Religion unternommen, und herausgegeben von T. Thompson. M. A. 1 S. 6 D.

Inhalt
des zweyten Stückes im vierten Bande.

XIX. Sonderbarer Vorfall des Herzogs von Marlborough S. 255

XX. Schreiben aus Rom an Thomas Hollis von Veränderung des Pantheon zu Rom 257

XXI. Beschreibung und Wartung der Aurikeln 261

XXII. Wunderbare Erhaltung einer unterm Schnee begrabenen Familie 269

Inhalt.

XXIII. Erfindung, Alter und Nutz des Seherohrs 281

XXIV. Paul Gemsege, ob das warme Blut der Stiere ein Gift sey 298

XXV. Von den Kronen der alten Hebräer bey ihren feyerlichen Mahlzeiten 305

XXVI. Dühamels neue Manier einen künstlichen Magnet zu machen 329

XXVIII. Anmerkungen zur Verbesserung einer künftigen Auflage der Gottschedischen Uebersetzung des Reinicke Fuchses 335

XXIX. Historie der neuen Tragödie Agis 395

XXX. Von den Vergnügungen in der Abwechselung, dem Gleichmaasse, der Veränderung und dem Unerwarteten 415

XXXI. Leben der Maler der Venet. und Lombardischen Schulen 426

XXXII. Dr. Young, von Originalwerken 442

XXXIII. Hrn. Reaumur merkwürdige Nachricht von dem entdeckten Wurmlöwen 449

XXXIV. Neue Bücher von 1758. 460

Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften Künste und Tugend

Von einigen Liebhabern derselben
mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften
gesammelt und herausgegeben.

Des vierten Bandes drittes Stück.

Bremen und Leipzig,
in Verlag Georg Ludewig Försters. 1761.

XXXV.

Nachricht
von dem
Vorfalle eines Knaben,
welcher
mit der fallenden Sucht behaftet gewesen,
und durch
Abführung von Würmern
geheilet worden;

von Richard Oram,

Mag. und Kaplan des Bischofs zu Ely:

abgelesen in der königl. Gesellschaft 1758. den 26. Jan.

(Univers. Mag. 1759. Jul. S. 13.)

Joseph, ein Sohn von Johan und Marie Postle, zu Ingham in der Grafschaft Norfolk, war von Kindesbeinen an mit der fallenden Sucht behaftet gewesen, wiewohl die Anfälle davon,

bis etwa zum siebenden Jahre seines Alters, nur gewöhnlich erträglich waren. Um diese Zeit aber fiengen sie an ihn in aller nur erdenklichen Mannigfaltigkeit anzugreifen. Bald wurde er zur Erde niedergeworfen; bald wurde er wie ein Kräusel rund herum gedrehet; bald konte er ungemein hoch auffspringen, u. s. w. Einsmals sprang er über eine eiserne Stange, welche man ausdrüklich vor das Feuer gestellet hatte, damit er nicht da hinein fallen möchte. Er verbrante sich erbärmlich; war aber durch die gehabten Anfälle nach und nach so stumpf geworden, daß er auf diesem Zufal nicht die geringste Empfindung der Schmerzen zu erkennen gab. Seine Begreifungskraft war, durch die öftere und heftige Anfälle, so sehr geschwächet, und fast getilget, daß man kaum verspüren konte, daß er sich eines Dinges bewust wäre. Er gab durch kein Wort oder Zeichen zu verstehen, daß er seinen Vater oder Mutter kennete, und dieselbe von andern Personen zu unterscheiden wüste. Wenn er einmal ohne Vorwissen seiner Leute aus dem Hause entkam, hatte er nicht so viel begriffen daß er es wieder finden, und zurük kommen konte, sondern gieng in der Richtung, und auf dem Wege den er zuerst genommen hatte, beständig fort, und verlor sich oft. Einsmals, wie man ihn die ganze Nacht vermisset hatte, wurde er des folgenden Morgens mitten in

einem

einem Moraste wieder gefunden, wo er im Schlamme bis zur Brust stekte. Er war sehr heishungrig, und forderte oft etwas zu essen, welches das einzige Zeichen war, womit er zu erkennen gab, daß er sich noch einiger Sache bewust wäre. Nichts war so garstig und unflätig das er nicht ohne Unterscheid hinunter zu essen und zu trinken pflegte. Sein äuserliches Ansehen kam mit seinem würklichen Zustande vollkommen überein, denn er war ein recht rührendes Schrekbild geworden. Er war so abgezehret, daß man kaum Fleisch auf den Knochen sehen konte, und sein Körper war so verdrehet geworden, daß er einen völligen Krüppel vorstellete. Seine Aeltern zogen einen Arzt zu Norwich zu Rath, welcher, wie alsobald erhellen wird, sehr vernünftig urtheilete, daß seine Plage von Würmern herrührete, und darauf auch seine Vorschriften einrichtete; wiewohl ohne Wirkung, weil er, wie ich glaube, Bedenken trug, dem Knaben gar zu starke Arzeneien zu geben. Kurz, seine Krankheit war so auserordentlich, daß seine Aeltern mir sagten, sie könten nicht anders denken, als er müste besessen seyn. Man bemerkete, daß sein Uebel abwechselnd war, und zu gewissen Zeiten des Monds ärger wurde.

In diesen traurigen Umständen quälete der arme Knabe sich beständig ab, bis er, 1757, Heum. etwa eilf Jahr alt wurde; wie er von ungefähr

ein Gemische von Bleiweis *) und Oel fand, welches man vor einiger Zeit zum Anstreichen fertig gemacht, und auf ein Bret, so hoch daß er muthmaslich nicht dabei kommen konte, gesetzet hatte. Es war beinahe ein halb Quartier oder Nösel dieses Gemisches, und da er nicht viel davon übrig gelassen, so glaubte man, daß er ungefähr den vierten Theil eines Nösels verschlungen habe. Auch war etwas Kienrus unter der Mischung, welchen man hinzugethan hatte, ihr die gehörige Farbe zu geben, welche der Anstrich haben solte. Es war, wie meines Wissens gemeiniglich geschiehet, Leinöl, das man mit dem Bleiweise und Kienruse vermischet hatte. Der Trunk fieng bald an zu wirken, indem er fast 24 Stunden auf die allerheftigste Art sich erbrach und purgirete. Es gieng ihm eine grose Menge schwarzer Materie, wie Dinte, und unendlich viele Würme ab, welche nicht dicker als ein Zwirnfaden waren. Diese Operation war so heftig, daß man ihn aufgab. Er überlebte aber dieselbe nicht nur, sondern verspürete sogar eine wunderbare Veränderung und Besse-

*) Es ist muthmaslich daß ein gut Theil Tünche statt lautern Bleiweises darunter gewesen sey, wie man wohl zu thun pflegte; welches man daraus schliesen kan, daß der Knabe an diesem Gemische nicht gestorben ist, welches, nach aller Wahrscheinlichkeit, von einer solchen Quantität lautern Bleiweises, würde geschehen seyn.

Besserung darauf. Denn seine Aeltern versicherten mir im Wintermonate 1757, wie ich ihn sahe, daß er, seit dem er den Trunk gethan hatte, von Tage zu Tage an Leibes- und Gemüthskräften zugenommen hätte. Statt daß er vorhin ein Gerippe gewesen war, ist er nun feist und schwerleibicht geworden. Sein Appetit ist nicht mehr gefräsig, sondern mäsig und ordentlich. Sein Körper ist gerade und aufrecht. Sein Verstand hat wenigstens eben so viel durch diese sonderbare Arzenei gewonnen. Es kan nicht vermuthet werden, daß er schon viele Kentnis erlanget habe, weil er vor dieser wunderbaren Hülfe fast von allen Ideen entblöset schien. Wie ich ihn aber sahe, schien er beinahe eben so viel Kentnis in vier Monaten, als Kinder gemeiniglich in 4 Jahren, gesamlet zu haben, und von Dingen die ihm bekant waren ziemlich vernünftig zu reden. Jezt kan man ihn in mancherlei Vorfällen gebrauchen, und er wird oft eine oder zwo englische Meilen mit Botschaften ausgeschikt, welche er so gut, als einer thun kan, bestellet, und dann sicher wieder zu Hause komt.

Es ist dabei sehr merkwürdig, daß des Knabens Mutter, derselben Vater und Schwester auch oft mit Würmen geplaget werden. Ihr Vater leidet noch jezt, ungeachtet er ein Mann von etwa 60 Jahren ist, sehr viel davon. Die Würme welche von ihm abgehen sind platt und viel gröser als die

von seinen Kindern. Ihre Schwester wird oft erschreklich damit gequälet. Vor etwa dreien Monaten verursachten dieselbe ihr sehr heftige Krämpfe, sogar daß sie einige zeitlang ohne Empfindung war: aber die Mutter des Knaben hat noch wunderlichere Zufälle davon als alle andere gehabt. Vor ungefähr 20 Jahren wurde sie von etlichen Würmen befreiet, welche, wie man glaubet, sich durch die Schweislöcher der Haut hindurchgedrungen hatten: denn man fand sie in kleinen Klumpen unter ihren Armen. Sie kan nicht mehr sagen, was für besondere Zufälle sie in ihrer ersten Jugend gelitten habe; nur erinnert sie sich, daß sie heftige Krämpfe und Zückungen ausgestanden. Sie bekomt noch jezo, etwa fünf oder sechsmal des Jahres Ohnmachten, welche sie gemeiniglich im Bette überfallen und drei oder vier Minuten dauren: doch kan sie nicht gewis sagen, obgleich nicht daran zu zweifeln ist, ob es von Würmen herkomme *).

XXXVI.

*) Dieser seltene Vorfal wird auch bestätiget durch Herrn Johan Gaze von Walket in der Grafschaft Norfolk, in einem Briefe an Herrn Wm. Arderan d. K. G. M. welcher derselben mitgetheilet worden von Herrn Henry Baker d. K. G. M. Siehe univers. Mag. 1759 Jul. S. 15. Wie der scharfsinnige D. Wall zu Worcester diese Nachricht zu sehen bekam, urtheilte er, daß das Oel die Cur verrichtet hätte, weil ihm bewust war, daß Oel die Würme und andere Insekten tödtet. Er hat darum

XXXVI.

Beobachtungen über einem Schwefelhügel auf der Insel Guadalupe,

von Johan Andreas Peyssonell.
Med. Doct.

Aus den philosophischen Transact. 1756. S. 2.
(Lond. Magaz. 1757. Aug. S. 393.)

Erste Tagreise.

Die Insel Guadalupe ist nicht die einzige von den antillischen Inseln in America, die feuerspeiende Berge und Schwefelminen hat, denn es sind wenige ohne denselben.

darum seit dem das Oel in Wurmkrankheiten, mit vielem Anschein eines glüklichen Erfolgs, versuchet. Ebendas. S. 32. Der Grund scheinet wohl kein anderer zu seyn, als weil Oel und andere Fettigkeiten, die Luftlöcher der Würmer und Insekten verstopfeten, so, daß sie wegen verhinderter Respiration sterben müssen; wie man eine Fliege in einer halben Minute tödten kan, wenn man ihre beiden Seiten, wo sie ihre Athemswerkzeuge hat, mit ein wenig Oel bestreichet. Die Landsleute geben ihren Kindern eine gute Portion Thran oder Wallfischfett wider die Würme ein, welcher allezeit seine Würkung thut; nicht durch den starken, stinkenden Geruch wie viele glauben, sondern durch die in die Luftlöcher der Würme eindringende Fettigkeit. d. Uebersetzer.

Man findet sie in Martinique, Dominica, St. Christoffel, St. Lucia. Alle diese Inseln bringen Schwefel, Bimsteine, und andere Materien hervor, die man gemeiniglich in feuerspeienden Bergen zu finden pfleget.

Der Berg, auf welchem ich meine Beobachtungen anstellete, heist la Souffriere, oder Schwefelhügel, weil er Schwefelminen enthält, seine Spitze wirft beständig Rauch, und bisweilen Flammen aus. Er ist sehr hoch, und stellet einen abgestümpften Kegel vor. Er steiget über die Kette von Bergen empor, welche den Mittelpunkt der Insel einnehmen, und läuft durch die ganze Länge derselben, von Norden nach Süden. Dieser kegelformigte Berg ist ungefähr drei Meilen von dem Seeufer, ostwest und südlich entfernet, und liegt also fast in der Mitte des südlichen Theils der Insel.

Der Weg zu diesem Berge hinauf, ist nun nicht mehr so beschwerlich, als er zur Zeit des Vaters Labat, im Jahr 1695 war. Man bedient sich nun weit bequemerer Wege, als welche er eingeschlagen. Reisende kehren insgemein in einem Hause am Fusse des Berges ein, und dann gehen sie zu Pferde so weit, bis sie an den Bach kommen, wo sie die Wahl zween verschiedener Wege haben. Der erste fängt bei einem Orte an, der Les Gommiers, oder die Gummibäume heist, längst

längst dem Flusse Galleon, der andere führet nach der Mitte des Berges, zu einen Ort Tarare, wo man über den Flus St. Louis setzen mus.

Insgemein reiset man des Morgens früh aus von dem Hause, wo man die Nacht zugebracht, man frühstücket in der Morgenkühle am Ufer des einen Flusses, dessen Wasser sehr klar und gut ist, und eine Menge kleiner Fische als Aale, Krebse ꝛc. hat. Dieses ist eines von den lustigen Oertern, welche der Vater du Tertre so nachdrüklich beschreibet. Wir bemerkten, daß diese Wasser eine urintreibende Kraft hatten, weil wir deren Wirkung so schnel an uns empfunden.

Wir nahmen den Weg von den Gummibäumen an, indem er der leichteste ist. Ich bemerkte bald, so wie ich hinaufstieg, daß die Bäume in der Art unterschieden waren; sie wurden algemach kleiner, und oben, das ist, wo er mit anderen Bergen gleiche Höhe hatte, waren sie nur Sträuche. Hier trift man nichts als Bergkräuter an, deren Holz krum ist, und sich niederwärts beuget. Die Rinde dieser Bäume ist die wahre Chinarinde *). Als wir durch einen solchen Wald gegangen waren, welche wie Vorhänge waren, giengen wir in die Savannah. Eine Savannah ist in diesem Lande eine Art einer natürlichen Wiese. Diese besondere

*) Vater Labat hat eben dasselbe bemerket. Siehe seine *Voyage aux Isles de l' Amerique T. I.*

bestund aus Farnkraut, Moos, einer Art Ananas, und wilden Aloe, und dergleichen Pflanzen, ohne Baum oder Sträuchen. Ich glaube wir trafen hier beinahe alle hundert Schritte verschiedene Arten Farnkrauts an, welche des Vater Plumier aus vielen Bänden bestehendes Werk anfüllen.

Wir giengen fast 600 Schritte weiter, auf einem Fussteig der durch diese Savannah führet. Der Weg ist rauh. Die Ananas, die sehr buschigt, und über zwei Fus hoch waren, bedekten die Wurzeln und Steine, welche das Gehen sehr beschwerlich machten. Ungefähr um 9 Uhr des Morgens nachdem wir von dem Orte, wo wir gefrühstücket hatten, eine Stunde gegangen waren, kamen wir an die Quelle des Flusses Galleons, dem Schwefelhügel südwärts. An dem Orte, die drei Quellen, fanden wir das Wasser so heis, daß man es nicht leiden konte. Der nahe gelegene Grund rauchet, ist vol brauner Erde, gleich den Eisenschlacken. An andern Orten ist die Erde roth, und färbet die Finger, aber sie ist ohne Geschmak. Nahe bei diesen heisen Quellen sind einige andere, die laulicht waren, und andere die sehr kalt sind. Wir legten einige Eier in eine heise Quelle, diese waren in drei Minuten gekochet, und in sieben hart.

Ich hatte einen Hydrometer, oder Instrument um Wasser zu wägen, mitgenommen, dieses tauchte

ich

wo der Wind nicht herkam, sechs Linien tief im gemeinem Fluswasser, und zwo Linien in Seewasser. Es sunk zwölf Linien in der heissen, und acht in der lauwarmen Quelle.

Als wir unsere Beobachtungen über verschiedene Arten Erde und Wasser angestellet hatten, giengen wir in ein Thal hinein, zwischen dem Schwefelhügel und dem Berge, der südwärts lieget, und der Berg der drei Flüsse genennet wird. Hier trafen wir einige Negers an, welche Schwefel trugen, um denselben in den niedrigen Ländern zu verkaufen. Wir giengen immer weiter auf denselben Savannah Wiesen, und unter demselben Unkraut, welches nun so dicht stund, daß wir die Natur des Bodens nicht mehr entdecken konten.

Wir giengen ungefähr 400 Schritte weiter, da wir die Seite gegen den Wind, oder die östliche Küste der Insel ins Gesicht bekamen. Nachdem wir ebenfals den brennenden Schlund nordwärts von uns entdekt hatten, so kletterten wir hinauf, um dahin zu kommen. Wir musten uns selbst mit unsern Händen, Füssen, Elnbogen und Knien zu Hülfe kommen, und an dem Farnkraut, Aloe, und andern Pflanzen, welche sehr stachelicht, und sehr hinderlich waren, uns anhalten. Wir waren ungefähr in anderthalb Stunden fast 500 Fus hinauf gestiegen, wir hätten auch einen bessern

Weg nehmen können, wenn wir rund umher gegangen wären. Wir gelangten endlich ganz auser Othem in der Gegend des Schlundes an, aus welchem der Dampf heraus stieg. Dieser Ort ist an dem Fusse einer steilen Anhöhe, und möchte ungefähr 25 Ruthen in der Breite haben. Hier war kein Gras, und nichts als Schwefel und kalcinirte Erde zu sehen. Der Boden war voller Ritzen, aus welchen Rauch und Dampf heraus kam, diese Spalten waren tief, man konte den heraussteigenden Schwefel darin sieden hören. Die heraussteigende Dämpfe brachten sehr feine chinesische Schwefelblumen, oder feinen und geläuterten Schwefel. Man findet denselben vornehmlich in solchen Stellen, wo die Erde hohl lieget, man sah auch den Schwefelgeist aus den Ritzen und Röhren, wie kalt Wasser, herunter fliesen, und man muste einen unleidlichen Schwefelgeruch einathmen. Der Grund ist locker, daß wir sogar unsere Stöcke bis an den Knopf hinein stosen konten, und zogen sie so heis wieder heraus, als wenn sie in Kalk gestecket werden, wenn er gelöschet wird. Nachdem wir unachtsamer Weise auf diesen lockern Grund zwischen den Spalten so weit fortgegangen waren, und von dem Rauch der Dämpfe fast erstikten, waren wir beständig in Furcht zu versinken. Weil wir auch einige Höhlen oder Gruben antrafen, so meineten wir, wir würden von der Spitze dieses Berges in die Hölle hinabstürzen,

welchen

welchen wir nicht anders als einen von den Luftlöchern der höllischen Reiche, oder als den Schlund eines feuerspeienden Berges betrachteten. Wir erwarteten auch hier nicht anders, als wie der Naturschreiber Plinius, unser Leben zu endigen, der durch die Feuerflammen des Vesuvs erstiket ist.

Dieses sol sich im 79sten Jahr nach Christi Geburt zugetragen haben, da zu der Zeit ein groses Erdbeben war, welches ganze Städte umkehrete, und die Asche bis in Africa, Syrien und Egipten zerstreuete. Ich gestehe es, die Entfernung, daß diese Asche eine so weite Reise durch die Luft sol gethan haben, scheint mir sehr gros zu seyn, denn Italien liegt beinahe 1000 Meilen von Syrien.

Wir eileten aus dieser gefährlichen Stellung heraus zu kommen, und fuhren fort, den Berg bis zu seiner Spitze hinanzusteigen, und richteten unsern Weg gegen Morgen. Als wir auf der Höhe ankamen, entdekten wir einen andern Schlund, oder Spalte, die erst seit einigen Jahren sich geöfnet hatte, es kam aber nichts als Dampf heraus. Die Spitze des Berges ist, wie Vater Tertre saget, eine sehr unebene Fläche, mit verbranten und kalcinirten Erdhaufen, von mancherlei Grössen bedecket. Der Boden raucht nur allein bei der neuen Ritze, er scheinet aber ehedem an vielen andern Stellen gebrant zu haben.

Denn

Denn wir bemerkten eine Menge von diesen Spalten, und selbst auch Rinnen, und sehr tiefe und grose Löcher, welche in vorigen Zeiten gebrennet haben müssen.

Eben diese Ursachen, die uns zwangen den brennenden Schlund zu verlassen, haben vermuthlich den Vater Labat gehindert, daß er diese Spitze nicht beschauet, und verhütet, daß er einen sehr tiefen Abgrund oder steile Tiefe, welche mitten auf dieser Ebene ist, nicht hat kennen lernen.

Man saget, es sey einmal in dieser Insel ein groses Erdbeben gewesen, und der Schwefelhügel habe sich entzündet, und von allen Seiten Asche ausgeworfen. Damals sey der Berg von einander gespalten, es wird aber nicht gesaget, in welchem Jahre sich dieses zugetragen. Ich solte glauben, es sey damals auch geschehen, daß dieser Abgrund oder steile Tiefe sich eröfnet. Vielleicht ist der feuerspeiende Berg durch einen Bliz entzündet worden, da sich das Erdsalz mit dem Schwefel vereiniget, die Würkung des Schiespulvers hervorgebracht, und Gelegenheit zu dem grausamen Erdbeben gegeben. Nachdem der Berg sich zerspalten, so wirft er Asche und schweflichte Materie rund um sich her aus, und von der Zeit ist auf der Insel kein Erdbeben mehr verspüret worden.

Diese Erscheinungen sind in Italien nur gar zu gemein, besonders in dem Königreiche Neapol

und

und von andern Ländern wo es feuerspeiende Berge giebt, erzählet man schrekliche Unglüksfälle von dieser Art. Im Jahr 1556 warf auf der Insel Java ein feuerspeiender Berg einen Strom geschmolzenes und brennenden Schwefels mit solchem Ungestüm heraus, daß in drei Tagen 10000 Menschen umkamen. In demselben Jahre machte der Berg Guamanapi, auf einer der Bandainseln eine erschrekliche Verheerung, das Seewasser nahe bei der Insel wurde so heis, daß man die Fische auf dem Strande gekocht fand, wir vernehmen aber nicht, daß einer von diesen Bergen wie dieser, in der Mitte von einander gespalten sey.

Wir können an den schreklichen Wirkungen welche durch Erdbeben sind hervorgebracht worden, und noch geschehen, nicht zweifeln, es bezeuget dieses das neuliche Erdbeben zu Jamaica, und kürzlich zu Lissabon.

Der Abgrund, wovon ich rede, ist in der Mitte der ebenen Fläche, hinter zween Felsen oder Spitzen, die über dem Berge hervorragen, und an der Nordseite der grosen Kluft gegen über ist, welche über tausend Fus perpendiculair herunter gehet, über hundert Fus bis in die Ebene fortgehet, und über 20 Fus breit ist. Auf solche Art ist der Berg in dieser Gegend von der Spitze herab bis zum Grund des Kegels sehr artig gespalten.

An

An der Nordseite, gegen der Kluft über, und am Fusse des Berges ist in einer kleinen Ebene, ein Teich, von welchem man saget, daß er wie die See Ebbe und Fluth habe, und zu gewissen Zeiten nach dem Mond ab- und zunehme. Man findet aber Leute, die einigen Sachen wunderbare Eigenschaften zuschreiben, welche, wenn man sie schlechtweg erzählete, so auserordentlich nicht scheinen würden. Was mich betrift, so glaube ich, dieser Teich sey von dem Wasser entstanden, welches längst der grossen Kluft auf diese kleine Ebene flieset, wo dasselbe Erdbeben von derselben im Augenblik eine Tiefe nahe bei der grossen unterirdischen Höhle gemacht, da die Veränderungen des Wassers in diesem Teiche von dem Regen verursachet werden.

Es war fast Mittag, da wir auf dieser Ebene, oben auf der Spitze des Berges kamen. Es scheinet als wenn derselbe ehedem eine kegelformigte Gestalt gehabt, und seine Spitze durch das Erdbeben verloren habe. Was mich in meiner Muthmasung bestärket, sind die Stücken des Felsens, welche noch stehen, und diese Säulen, oder kleine Kegel formiren, die hier und da auf der Spitze zerstreuet sind. Die zwo beträchtlichsten derselben sind gegen Westen, und machen dem Berge gleichsam zwei Hörner.

Hier

Hier speiseten wir zu Mittage, und ruheten über eine Stunde aus. Man hat hier eine angenehme lustige Aussicht. Unterwärts entdekten wir die Inseln Martinique, Dominica, die heiligen Inseln, Marigalante und die ganze Gegend von Guadalupe. Man saget auch, die Inseln St. Vincent, St. Christofle, und selbst auch St. Martin wären von der Spitze dieses Berges gesehen worden. Dem sey wie ihm wil, wir bemerkten sehr deutlich Montserrat, Antigoa, Nevis, Radonde, und verschiedene andere Inseln.

Die Luft auf der Spitze ist kalt und scharf, ich kan aber nicht sagen, daß wir die Kälte so sehr heftig gefunden. Es ist wahr, manche Negers sind hier für Kälte gestorben; allein das ist kein Wunder, da diese Leute von der Strenge des Wetters nicht ausgehärtet sind, und nakt gehen. Sie tragen keine Kleider, als ein paar Hosen, und haben nichts zu essen. Oftmals werden sie von dem Regen überfallen, oder sind dem Dampf und Nebel ausgestellet, oder sonsten, wann sie durch die schwere Arbeit in starken Schweis gesetzet sind, und sich zur Ruhe niederlegen, so werden sie von der Kälte ergriffen, dadurch ihr Blut erstarret, und also kein Wunder ist, wenn sie in diesen Umständen umkommen.

Auser der schönen Aussicht, welche man auf der Spitze dieses Berges hat, empfindet man

auch das Vergnügen, wie der Vater Tertre bemerket, daß man siehet, wie die Wolken sich unterwärts versamlen, und höret, wie der Donner unter den Füssen rollet. Wir sahen die Wolken wirklich von der See aufsteigen, und sich über das Land an der Seite des Windes ausbreiten, auch oftmals da wir stunden, vorbei gehen, und oft niedriger. Diese Wolken sind nichts anders, als nebelichte Dünste. Der Schwefelhügel ist von diesen Dämpfen selten frei.

Da meine Thermometer und Barometer im Hinaufsteigen zerbrochen waren, so konte ich über die Schwere und Eigenschaften der Luft keine Beobachtungen anstellen. Es geschah nur in meinen folgenden Tagreisen, auf diesen Berg, daß ich in diesen besondern Stücken meiner Neugier einigermasen wilfahren konte. Wir hatten nur blos die Zeit anzuwenden, um die grose Höhle, und grose Spalte über derselben, in Erwegung zu ziehen, und alsdann zur Wohnung, woher wir gekommen waren, zurük zu gehen, weil wir sehr ermüdet waren. Denn indem wir wieder hinab giengen, wurden wir oft gezwungen, zu glitschen, bisweilen musten wir uns niedersetzen, bisweilen auf den Rücken liegen, und uns an dem Farnkraut halten. Zum öftern fielen wir in hohle Löcher, wo wir fast begraben wurden, wir waren aber in keiner grosen Gefahr, weil das Farnkraut und

der

der Moos eine Art von Ebene, die doch rauh genug war, machten, welche verhüteten, daß man durchs Fallen nicht zu Schaden kam, aber alles dieses ist sehr mühsam. Wir trafen eine Menge Löcher oder Nester schwarzer Teufel, einer Art Seevögel an, die von Norden herkommen, und ihre Jungen auf diesem Berge aushecken.

Zwote Tagereise der angestelten Beobachtungen auf dem Schwefelhügel.

(Lond. Magaz. 1757. Herbstm. S. 444.)

Meine Neugier war noch nicht gesättiget; ich muste noch genauere Beobachtungen anstellen, und den Berg genauer in Augenschein nehmen. Wir kletterten zum zweitenmale mit denselben und noch grösseren Beschwerden hinauf, weilen wir den Weg der zur Mitte des Berges führet, einschlugen. Dieser Weg heist Tarare, und bringet uns zu dem Teiche nahe bei der grosen Spalte, und der grosen Höhle. Ich hatte mich mit allen nothwendigen Sachen versehen, Beobachtungen zu machen.

Wir kamen auf die kleine Ebene, wo der Teich ist. Die dreimal, da ich denselben gesehen,

war er wenig mehr als 20 oder 25 Fus ins Gevierte, und enthielt nur wenig Wasser, welches einen üblen Geschmak hatte, und mit Alaun so angefüllet war, daß man es nicht trinken konte. Er lieget der grosen Spalte gegen über, ungefähr 100 Schritte von der grosen Höhle, die unter der Spalte ist. Da mein Vorhaben war, die Nacht über daselbst zu bleiben, als wir nach diesem Orte giengen, so samleten wir etwas Holz, zündeten Feuer an, machten einige Bündel von Farnkraut, und holeten Wasser aus der Quelle des Flusses St. Ludewig.

Wir quartierten uns in der grosen Höhle ein, die in gerader Linie mit der Spalte des Berges lieget. Sie ist ohne Zweifel von demselben Erdbeben entstanden, das den Berg in zweien fast gleiche Theile gespaltet hat. Die Theilung gehet nach Norden und Süden, gegen Norden ist die Spalte und die Höhle, in der Mitte der Abgrund, und gegen Süden ist der brennende Schlund, alles in gerader Linie.

Die Höhle scheinet beim ersten Anblik, sehr tief, aber man gehet mit leichter Mühe hinunter. Bei dem Eingange mag sie ungefähr 20 oder 25 Fus weit, eben so hoch, und ungefähr 60 Fus tief seyn. Auf dem Boden ist eine Art eines Teiches, der aus dem Wasser entstehet, welches aus verschiedenen Theilen des Gewölbes sich zu-

sammen

sammen ziehet, und zusammen fliesset. Der Grund dieses Teiches scheinet eine sehr feine schlammichte Erde zu seyn, wie Klai mit Asche vermischet. Das Wasser, welches in diesen Stellen austräufelt, ist sehr scharf, anziehend, sauer, und schmekt nach Alaun. Das Wasser des andern Teichs auswärts ist fast von derselben Natur, enthält aber weniger Salz, welches zum Beweis dienet, daß beide Teiche von dem Wasser angefüllet werden, die von der grosen Spalte zusammen fliesen. Der innere Teich mag ungefähr 15 Fus weit quer über die Höhle seyn. Sie haben eine Art eines Dammes von Steinen aufgeworfen, damit sie, ohn in den Schlam hinein zu sinken, hinüber gehen können. Ehe wir in die Höhle hinein giengen, hatten wir einige Fackeln von leichtbrennenden Holze gemacht, wofür ich geforget hatte. Dieses Holz ist vol Harz, und läst sich leicht anzünden. Die Einwohner schneiden es in kleine Splitter, und binden es in Bündlein zusammen, welche sie Fackeln nennen. Als diese wohl angebrant waren, giengen wir quer über den Teich, und kamen auf einer kleinen Höhe von Steinen gemacht, die von dem Gewölbe abgefallen oder abgesondert waren. Alsdenn gehet man in eine grose Höhle, ungefähr 60 Fus lang, eben so breit, und 40 Fus hoch. Hier ist die Hitze mittelmäsig. Mein Führer stieg auf einer zwoten Höhe, sagte aber, er würde

ersticken, und konte nicht weiter gehen, und in der That seine Fackel löschte auch aus. Diese zwote Höhe ist ebenfals von den aus dem Gewölbe herabgefallenen Steinen gebildet worden. Sie sind eine Art weislicher Quadersteine, mit einem scharfen, weisen, und alaunartigen Salz bedecket, und überzogen. Ich nahm darauf eine Fackel, und lies einen Neger mit einer andern Fackel auf den Nothfal uns heraus zu helfen, bei dem Eingange zurük, und wir giengen in die dritte Höhle. Hier war die Hitze sehr stark, die Fackel gab kein Licht, und ward aus Mangel der Luft beinahe ganz ausgelöschet, so, daß wir dieselbe beständig hin und her bewegen musten, wir konten kaum Othem holen, und schwizten über und über, wir fanden auch nichts merkwürdiges, als diese gewaltige Hitze. Hier hatte das Gewölbe ein Ende, und also konten wir nicht weiter gehen. Als wir hinein giengen, bemerkten wir zur linken Hand einen grosen hohlen Plaz, wo wir einen Wasserfal hörten. Wir bildeten uns ein, das Gewölbe gienge von der Seite noch weiter, und indem wir hinabstiegen, wurden wir auf eine angenehme Art überraschet, weil wir hier eine Kühle bemerkten, und unsere Fackeln wieder auflebten. Der Raum eines Klafters machte diese Veränderung, denn hielten wir unsere Fackeln in der rechten Hand ausgestrecket, so konten sie kaum brennen; strekten wir

sie

sie hergegen mit der linken aus, so branten sie ganz hel. Dieses erinnert mich dessen, was sich in der Hundegrotte, nahe bei Pozzuoli in Italien zuträgt, welche Misson beschrieben vol 2. p. 63. Lettr 23. und wir der Länge wegen hier nicht wiederholen können. (Siehe 1756. Lond. Mag. S. 173.)

Ich gieng bis auf den Grund dieser Höhle hinab, wo ich nichts fand, als eine erstaunend kühle Luft. Nachher fanden wir verschiedene Löcher vol Wassers, die nicht mit so vielen Salz und Alaun, als die bei dem Eingange, angefüllet waren. Als wir wieder hinauf giengen, um unsern Weg fortzusetzen, wären wir beinahe von derselben Hitze erstickt, welche wir im Hineingehen empfunden hatten. Ich bemühete mich zur Rechten der Höhle weiter zu gehen, aber die Hitze war so heftig, daß sie mir den Athem entzog.

Es schien mir etwas recht auserordentliches zu seyn, daß in einer und derselben Höhle, 300 Fus unter dem Grunde, an der einem Seite eine so stickende Hitze, und an der andern eine so angenehme frische Luft seyn konte. Vielleicht hat die kühle Seite eine Gemeinschaft mit einem Luftloche, oder gehet in die grose Spalte durch einen unbekanten Canal, wodurch die äusere Luft eindringet, und den Ort abkühlet.

Indem wir heraus giengen, ruheten wir in der zwoten Höhle eine gute Weile aus, um die heftige Hitze erst ein wenig verrauchen, und unsere Hemder, die von Schweis durch und durch nas waren, austruknen zu lassen. Wir nahmen auch einige überzogene Stücke, und etwas Alaunsalz mit uns, und ich fand, daß es rechter Alaun war.

Als wir heraus gekommen waren, nahm ich zwo merkwürdige Sachen auf meinem Kleide wahr. Zuerst, daß die silberne Tresse vergüldet war, und wie bleiche goldene Tresse aussahe. Dieses sezte mich aber nicht in Verwunderung, weil ich wuste, daß Schwefel mit Weinsteinsalz vermischet, diese Wirkung hervorbringet. Zweitens, daß die Wassertropfen, welche auf mich gefallen waren, durch die Hitze in der Höhle sich in Alaun verwandelt, und auf meinem Kleide vertroknet waren, und sich festgesetzet hatten. Wir fanden in dieser Höhle eben dieselben Gattungen Erde, die wir bei den drei Quellen des Flusses Galleons, wovon oben, angetroffen hatten. Sie färbeten auch unsere Finger, und waren, eben wie die vorigen, ohne Geschmak. Dieses alles bemerkte ich in der inneren Höhle.

Wir brachten die Nacht in der grosen Höhle zu. Ich hatte einen Thermometer, und Barometer mitgenommen, lezterer aber war unter Wegens zerbrochen, folglich konte ich von der Schwere der

Luft

Luft keine Beobachtungen anstellen. Allein mit dem Thermometer bemerkte ich, daß, da wir daselbst im regnichten Wetter angelanget waren, das Glas 15 Grad über mittelmäsig stieg, bei Sonnenuntergang 2 Grad, in der Nacht 5 Grad unter mittelmäsig, und bei Anbruch des Tages, 8 Grad fiel. Der Thermometer, wie er beim Eingange der Höhle gesetzet, und dem Winde nicht ausgesetzet war, zeigte 5 Grad Kälte, wurde er auswärts gegen den Wind hingestellet, wo ich eine scharfe Kälte fühlte, hatte er nur 2 Grad Kälte. Auf solche Art war der Unterschied 3 Grad: welches mich in Bewunderung sezte, weil mein natürlicher Thermometer, ich meine meinen Körper, mich von dem Gegentheil überzeugte. Auser der Höhle fühlte ich eine grose Kälte, und inwendig wenig oder gar keine, da doch die Beobachtungen durch den Thermometer mir das Gegentheil zeigten. Auf den ebenen Flächen unten hatte ich ungefähr 10 Grad über Mittelmäsig bemerket. Aus dem Berichte, der uns abgestattet wurde, war die Nacht, die wir bei dem Schwefelhügel zugebracht hatten, eben so kalt gewesen, der Wind hatte gewehet, die Luft feucht, und wir hatten nur 5 Grad Kälte gefunden, solchergestalt war der Unterscheid zwischen dem Schwefelhügel und den ebenen Flächen 18 Grad.

Wir brachten die Nacht wohl eingehüllet auf Betten von Farnkraut zu, an dem Eingang der Höhle hatten wir ein gutes Feuer angeleget, wir wurden auch von der Kälte weniger beunruhiget, als wir an einem so kalten Orte vermuthet hatten.

Wir giengen bei der Tarare herab, welches wie ich bemerket habe, ein Weg ist, der sehr steil heruntergehet. Man läst sich von einer schmalen Anhöhe hinunter. Von beiden Seiten sind steile Tiefen, die einem doch nicht fürchterlich scheinen, weil sie mit Bäumen, die dieselben verbergen, bedecket sind. Auf dem halben Wege des Berges hinab, findet man eine heise Quelle, die nichts besonders hat. Endlich begaben wir uns zu unsern Pferden zurük, und kamen bei anbrechenden Tage zu unserer Wohnung wieder.

Man könte eine Menge Schwefel, ja zu ganzen Schifsladungen von diesem Berge herunter holen. Es könte auf der Stelle geläutert, oder in grose Stücken gemacht werden, um es zu verkaufen, es könte auch roh, in Minern, wenn es nöthig, weggeschiffet werden. Solte dieser Vorschlag gefallen, so zweifle ich nicht, oder, die Wege könten ausgebessert werden, um den Schwefel hundert Schritte von dem brennenden Schlund auf Esels zu laden.

Allein diese Waare ist zu wohlfeil, und nicht werth sie zu samlen, vornemlich in einem Lande,

wo

wo aus Mangel der Arbeitsleute der Lohn zu hoch steiget. Glänzenden gelben Schwefel mit einem grünlichten Auswurf kan man rund um den Luftlöchern des brennenden Schlundes, wie auch eine grose Menge seiner natürlicher Schwefelblumen, oder sehr reinen Schwefels, samlen. Was wir Schwefelblumen nennen, ist sublimirter Schwefel, der zu einem sehr feinen und zarten Pulver empor gestiegen ist, und sich angesetzet hat. Diese chimische Blumen werden hart, und setzen sich zusammen, sie machen einen Sonnenschwefel, der so fein ist, als der von Peru komt. Er ist von glänzender Goldfarbe. Man findet ihn an den Seiten der brennenden Ritzen, oder Luftlöcher; gleichfals wird auch auf dem Grunde, an dem Fusse der grosen Spalte nordwärts, eine Art Schwefel gefunden, welcher der Karabe oder dem gelben Bernstein gleichet, und eben so glänzet und durchscheinet, daß man ihn dafür halten solte. Diese Stücke Schwefel sind durch die Luft, den Regen und die Sonne so gewaschen und gereiniget, daß man meiner Meinung nach, in der Welt nicht schöneres von dieser Art sehen kan.

Ich zweifle nicht, ob diese beide Arten Schwefel würden eben so hoch geschätzet werden, als der, welcher von Peru komt, welcher, wenn er mit Weinsteinsalz vermischet wird, denjenigen Liquor hervorbringet, dessen man sich bedienet, Metalle und vornemlich Silber zu vergülden. In

In eben diesen Ritzen siehet man den Schwefelgeist gegen diese schwefelichte Cristallisationen aufsteigen, und wie klares Wasser wieder herabtreufeln. Die Chimisten stimmen überein, der Schwefel sey nichts anders, als eine ölichte Materie, welche durch einen sauern Geist fixiret wird. Dieses ist aus dem künstlichen Schwefel klar. Denn vermischet man Terpentinöl mit Vitriolgeist, so erlanget man einen Schwefel, der dem natürlichen Schwefel gleich ist. Dieses wird ferner durch die Auflösung desselben bewiesen. Man kan einen sauern Geist daraus ziehen, uud die Asche desselben giebt nur ein wenig alcalinisches Salz. Dasjenige, was auf diesem Berge vorgehet, mag eine natürliche Auflösung und Distillirung genennet werden.- Der Schwefel entzündet sich im Mittelpunkt der Erde, eben so, wie in chimischen Operationen, wann die Vermischung des Salpetergeistes mit Terpentinoel eine erstaunende Hitze und Flamme hervorbringet. Auf gleiche Art entzündet sich eine ölichte und schwefelichte Ausdünstung, und wirft Feuer aus, welches der unwissende Pöbel für herunterschiesende oder fallende Sterne hält.

Die Schwefelblumen steigen mit dem sauern Geiste in die Höhe, wenn diese durch die kalte Luft verdicket werden, so fallen sie in Tropfen herunter. Stellet man Glasklocken an den Oefnungen der Ritzen, so kan man einen Schwefelgeist, der von

selbst

selbst in die Höhe steiget, samlen. Einer von uns hatte seinen Stok zu weit in einer Ritze hineingestekt, daß er denselben nicht wieder herausziehen konte, er half sich mit seiner Degenklinge, um den Stok fest zu halten. Im Augenblik sahen wir das Degengefäs ganz nas, und das Wasser treufelte herab, und da er ihn heraus zog, verwunderten wir uns, da wir die Klinge sehr heis fanden. Wir konten damals nichts von diesem Geist bewahren, noch einige Versuche damit anstellen. Nichts destoweniger halte ich es nicht für einerlei mit dem, welches aus den wolkensteinischen Bädern in Deutschland fliesset, von welchem Carl Patin versichert, es verwandle sich in Schwefel, wenn es der Luft ausgestellet wird, und so fliesend und klar als Wasser unter der Erden.

Ich bin diesen Berg zu verschiedenen malen hinauf gestiegen, um Pflanzen zu samlen, da aber die daselbst wachsende Pflanzen von dem Vater Plumier und Feuillee gesamlet sind, welche zu diesem Endzwek den Berg Pelee auf der Insel Martinique bestiegen, und welcher gleichfals Feuer speiet, und eben die Pflanzen, als der Schwefelhügel von Guadalupe hervorbringet, so kan ich der Mühe von diesen besonderen Sachen mehrere Nachricht zu geben, überhoben seyn.

XXXVII.

Vergleichung des Herrn Magliabechi und Robert Hills; von Herrn Spener.

(Univ. Magaz. 1759. Febr. S. 75.)

Magliabechi wurde zu Florenz, im Jahre 1633 den 29sten Weinm. geboren. Seine Aeltern waren von so niedrigen und geringen Stande, daß sie sich freueten ihn in Diensten eines Mannes, der Gemüskräuter und Früchte verkaufete, anbringen zu können. Er hatte nie lesen gelernet: dennoch ergötzete er sich beständig mit Durchsuchung der Blätter alter Bücher, welche sein Herr zum Zerreisen in seiner Bude gebrauchte. Ein in der Nachbarschaft wohnender Buchhändler, welcher solches oft bemerket hatte, und wuste daß der Knabe nicht lesen konte, fragte ihn einmal: was die Ursache wäre, warum

er

er das gedrukte Papier so begierig betrachtete. Er antwortete: er wüste es nicht zu sagen; nichts aber in der Welt könte ihn mehr vergnügen als dieses: er wäre mit seinem Berufe höchst unzufrieden, und würde sich für den glüklichsten Menschen in der Welt achten, wenn er bei ihm, der allezeit so viele Bücher bei der Hand hätte, dienen könte. Der Buchhändler erstaunete; vergnügte sich aber an dieser Antwort, und sagte ihm endlich er hätte wohl Lust ihn in seinen Buchladen zu nehmen, wenn nur sein Herr ihn wolte fahren lassen. Unser junge Magliabechi dankete ihm mit Thränen der Freude in den Augen, und glaubte sein Glük auf einen sehr hohen Gipfel gebracht zu sehen, wie sein Herr, auf des Buchführers Ansuchen, ihm erlaubte, hin zu gehen wohin er wolte. Er begab sich darum alsobald zu seiner neuen und so sehnlich begehreten Arbeit, und war nicht lange darin beschäftigt gewesen, wie er schon ein jedes Buch, welches verlanget wurde, eben so hurtig als der Buchführer selbst, finden konte. Einige Zeit hernach lernete er lesen, und sobald er es begriffen hatte, that er nichts als lesen, so oft er Zeit dazu übrig hatte. Er legte sich auf keine besondere Wissenschaft. Die Begierde zu lesen, war seine herrschende Neigung, und ein erstaunliches Gedächtnis seine vornehmste Naturgabe. Er las fast ein jedes Buch das ihm in die Hand kam,

ohne

ohne Unterscheid durch. Er las es mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit, und konte doch nicht allein die Sachen, welche er gelesen hatte, sondern auch oft alle Worte, ja die Art der Rechtschreibung, wenn ein Schriftsteller darin etwas besonders hatte, behalten.

Sein auserordentlicher Fleis und besondern Gaben, brachten ihm bald die Gewogenheit der Herren Ermini und Marmi, welche Aufseher des grosherzoglichen Büchersaals waren, zuwege. Durch diese wurde er in die Gesellschaften der Gelehrten eingeführet, und am Hofe bekant gemacht. Man fieng allenthalben an, ihn, als ein Wunder, vornehmlich wegen seines ungemeinen und uneingeschränkten Gedächtnisses, anzusehen.

Man sagt, daß man die Stärke seines Gedächtnisses auf eine Probe gesetzet, welche, wenn sich die Sache wirklich so verhält, etwas erstaunendes ist. Ein Gelehrter in Florenz, welcher eine Abhandlung geschrieben hatte die gedrucket werden solte, liehe seine Handschrift dem Magliabechi. Einige Zeit nachdem dieselbe dem Verfasser mit Dank war zurük gegeben worden, kam derselbe mit einem traurigen Gesichte wieder zum Magliabechi, und erzählete ihm einen erdichteten Zufal, wodurch seine Handschrift solte verloren gegangen seyn. Er stellete, sich als ob er über solchen Verlust fast untröstbar wäre, und bat den Magliabechi,

dessen

dessen Ruhm, alles was er gelesen hatte zu behalten, schon sehr gros war, inständig, er möchte davon so viel als möglich wäre, sich wieder ins Gedächtnis bringen, und es gegen seinen nächsten Besuch, für ihn wieder zu Papier bringen. Magliabechi versprach es ihm, machte sich darüber her, und schrieb die ganze Handschrift wiederum auf, ohne eines Wortes zu verfehlen, ja, ohne ein einzigesmal von der Rechtschreibung abzuweichen.

Da er alles was er las, oder wenigstens die Sachen und alle Haupttheile der Bücher welche er nur durchlief, auf eine so wunderbare Art im Gedächtnisse bewahrete; so wurde endlich sein Kopf, wie einer seiner Freunde sich ausdrücket, ein algemeines Register von Titeln und Materien der Bücher.

Um diese Zeit war Magliabechi wegen seiner ungemeinen Belesenheit und erstaunenden Gedächtnisses, wodurch er alles was er gelesen hatte, behielte, berühmt, daß es unter den Gelehrten etwas gewöhnliches wurde, ihn zu Rathe zu ziehen, wann sie über irgend eine Sache schreiben wolten. Er konte ihnen nicht allein sagen, welcher Schriftsteller ausdrüklich von der Sache geschrieben, sondern auch welche bei Abhandlung anderer Materien, die Sache nur beiläufig berühret hatten: und zwar mit solcher Genauigkeit, daß er den Ver-

fasser, das Buch, die Worte, ja oft die Zahl der Blatseite worauf dieselbe sich befanden, zu benennen wuste. Er that dieses so oft, so hurtig und so richtig, daß er zulezt, wegen seiner fertigen und genugthuenden Beantwortung aller Fragen, die ihm aus irgend einer Wissenschaft vorgeleget wurden, fast als ein Orakel angesehen wurde.

Seine erhabene Fähigkeit in diesem Stücke, und seine ungemeine, ich hätte fast gesagt, unbegreifliche Bücherkentnis, bewogen den Grosherzog Cosmus III. ihn mit der Aufsicht über seinen Bücherschaz zu beehren. Welche Glükseligkeit für einen Magliabechi, welchen nichts so sehr ergözete als das Lesen, eine solche Büchersamlung, als die im grosherzoglichen Palaste, zu seinem Dienste und Gebrauche zu haben! Ueberdem sahe er sich oft in den Büchern der kaurnutischen Bibliothek um: auch hatte er die Aufsicht über die Bücher der beiden toskanischen Cardinäle Leopold und Franz Maria; alles dies aber konte seine unersätliche Begierde nicht stillen.

Um mit einer so ungemeinen Menge Bücher, als er las, fertig zu werden, bedienete er sich zulezt einer Methode, welche so auserordentlich ist, als irgend eine Sache die von ihm erwähnet worden. Wenn ein Buch ihm zuerst in die Hände kam, las er das Tittelblatt ganz durch: darauf

gukte

gukte er hier und dort in die Vorrede oder den Vorbericht, wo einer vorhanden war; und endlich warf er seine Augen sowohl auf ein jedes Hauptheil, als auch auf die besondern Abschnitte oder Kapitel desselben. Dadurch war er in den Stand gesetzet, allezeit zu sagen, was im Buche enthalten war. Denn, so geschwinde er eine Sache begrif, so feste konte er sie auch behalten.

Nachdem er sich diese Art zu lesen angewöhnet hat, brachte ein gewisser Priester ihm eine Lobschrift, welche er auf den Heiligen, der sein Patron war, verfertiget hatte, und beschenkte ihn damit. Er lief dieselbe nach obbemeldeter Methode durch, und dankete ihm darauf höflich, für seine vortrefliche Schrift. Der Verfasser fragte ihn unruhig: ob er nichts mehr in seinem Buche lesen wolte? Nein, sagte Magliabechi kaltsinnig, denn ich weis schon alles was darin steht.

Magliabechi konte sogar die Stelle behalten, wo ein Buch stand; und das nicht allein bei den Bücherſamlungen zu welchem er den Zutrit hatte, sondern auch bei andern. Eines Tages lies der Grosherzog ihn, seitdem er ihn zum Aufseher seiner Bibliothek gemachet hatte, zu sich rufen, und fragte ihn, ob er ihm ein gewisses sehr seltenes Buch verschaffen könte. Das ist unmöglich, Ihro Durchlaucht, versezte Magliabechi: denn es ist nur eines davon in der Welt, nämlich, in

des Grosſultans Bibliothek zu Conſtantinopel, das ſiebente auf der zweiten Barte zur rechten Hand, wenn man hineinkomt.

Ungeachtet Magliabechi ſein Leben mehrentheils mit Stilſitzen mus zugebracht haben, weil er ſo begierig und faſt beſtändig über den Büchern lag, erreichete er doch ein hohes Alter. Er ſtarb in ſeinem 81ſten Jahre den 14ten Heum. 1714. In ſeinem Teſtamente vermachte er einen ſehr ſchönen Büchervorrath, welchen er ſelbſt ausgeſuchet hatte, mit einem Capital zu deſſelben Unterhaltung ans Publicum: und alles was davon überſchieſen würde an die Arme.

Er war kein Geiſtlicher, wolte aber doch nie heirathen: dabei war er ſehr nachläſſig, oder vielmehr gar ſchmuzig in Kleidung. Sein Anſehen war gar nicht darnach die Gunſt eines Frauenzimmers zu gewinnen, wenn er ſich ja bei einem hätte melden wollen, und beſonders würde ſein Geſichte einer Anwerbung mehr hinderlich als beförderlich geweſen ſeyn, wie an verſchiedenen Bildniſſen von ihm, es ſeyn Bruſtbilder, Gedächtnismünzen, Gemälden oder Kupferſtichen zu erſehen iſt. Er empfieng ſeine Freunde, und alle die ihn über dieſes oder jenes Stük der Litteratur um Rath fragten, ſehr höflich und verbindlich, obwohl er überhaupt einem Wilden ziemlich ähnlich ſahe; ja mit Fleis ſich darauf legte, ſo zu ſcheinen.

Dabei

Dabei hatte er sich ein cynisches oder verrachtendes Lächeln, welches seine Blicke eben nicht annehmlicher machte, angewöhnet.

Was seine Lebensart betrift, so suchte er den Diogenes nachzuahmen: drei harte Eier, und ein paar Trunk Wassers machten seine gewöhnliche Mahlzeiten aus. Wenn man ihn besuchte, fand man ihn gemeiniglich in einer Art einer hölzern feststehenden Wiege, in der Mitte seiner Studierstube, nachläßig liegen, mit einer Menge Bücher, die theils in Haufen über einander, theils auf dem Fusboden rund um ihn her zerstreuet lagen; und diese Wiege, oder wenn man es ein Bette nennen wil, war durch viele Spinneweben an dem nächsten Bücherhaufen angebunden. Wenn jemand hereintrat, pflegte er ihm entgegen zu rufen: Thut meinen Spinnen keinen Schaden!

Magliabechi wurde schon frühzeitig zum Mitgliede der Arkadier erwählet. Dies ist die Geselschaft welche am Ende des vorigen Jahrhunderts zu Rom errichtet worden, um den guten Geschmak in der Dichtkunst, Beredsamkeit und den schönen Künsten wieder herzustellen. Die mehresten grosen Männer in ganz Italien, und vielen andern Ländern gehören zu derselben; und obwohl sie viel jünger als viele andere Akademien in Italien ist, so wird doch kaum eine der lezten sich so vieler Namen von Königen, Fürsten,

Päbsten und Cardinälen in ihren Registern rühmen können, als jene. Die Mitglieder halten seit vielen Jahren ihre Zusammenkunft und Uebungen in einem eigentlich für sie erbaueten prächtigen Hause, in denen Gärten welche jezt dem Könige von Neapolis gehören, auf dem palatinischen Berge zu Rom. Dies ist der Ort, wo sie, fast seit ihrer ersten Errichtung, gewohnt sind Inschriften auf einige ihrer würdigsten Mitglieder, aufzustellen. Unter denselben findet sich auch eine auf den Magliabechi, im vierten Jahre der sechshundert und fünf und zwanzigsten Olympiade, (denn sie haben diese alte Zeitrechnung wieder angenommen) worin er heist: Ihr Rath, oder Orakel in allen Theilen der Gelehrsamkeit. Crescimbeni, welcher so viele Jahre der vornehmste Beförderer und gleichsam die Seele dieser Gesellschaft und Präsident derselben seit ihrer ersten Errichtung gewesen, hat am Ende seiner eignen Lebensbeschreibung, der Welt eine volständigere Nachricht von diesen Arkadiern gegeben, als man irgendwo in seiner Historie der italienischen Poesie antrift. Er war ein vertrauter Freund des Magliabechi, mit welchem er bekant wurde, bei Gelegenheit, daß seine schwache Gesundheit ihn nöthigte das Grosherzogthum zu besuchen. Er redet in jeztbemeldeter Historie oft von ihm; aber nimmer ohne Lobeserhebung.

Moreri

Moreri sagte: er sey, wegen seiner grosen Bücherkentnis, und Wissenschaft in der gelehrten Historie in ganz Europa berühmt gewesen; und Lavocat: Alle Gelehrte in Europa haben ihn zu Rath gezogen, und aufs höchste gepriesen. Cardinal Norris nennet ihn in einem seiner Werke den gelehrten Mann, welcher die Lobsprüche aller gesitteten Nationen in der Welt, erhalten hat.

Salvini hielte ihm die Leichenrede in der florentinischen Akademie, welche den Magliabechi verschiedene Jahre vor seinem Tode, jährlich von neuen zu ihren Secretair erwählet hatte. Er trägt kein Bedenken ihn selbst mitten in dieser Versamlung der gelehrtesten und grössesten Männer, die vornehmste Zierde seines Vaterlandes zu nennen. Die ganze Rede besteht aus Lobeserhebungen seiner Verdienste, und Entschuldigungen dessen was man ihm als Fehler anrechnen möchte. In der Folge giebt er ihm die Ehrennamen: Der grose Magliabechi: Die algemeine Bibliothek: Ein Wunder der Gelehrsamkeit, und andere mehr, welche im Italienischen besser klingen mögen, als in unserer Sprache.

So lebte und starb also Magliabechi unter dem allgemeinen Ruhm der Welt, und, was die leztern Jahre seines Lebens betrift, in einem Ueberflusse, den wenig Menschen sich je durch ihre Wissenschaft oder Gelehrsamkeit erworben haben.

Leben
des
Herrn Robert Hills.

Robert Hill ein Sohn von Robert und Phäbe Hill, wurde den 11ten Jan. 1699, zu Miswell, einem Dorfe von 3 oder 4 Häusern, bei Tring in Hertfordshire, geboren. Seiner Mutter Geschlechtsname war Clark. Sie verlor ihren Mann schon im ersten Jahre ihrer Ehe, begab sich wieder zu ihrer Familie zu Miswell, und verheirathete sich, etwa 5 Jahre hernach, zum andernmale an Thomas Robinson, einem Schneider zu Buckingham. Wie sie dahin zog, hinterlies sie unsern Robert, den einzigen Sohn erster Ehe bei seiner Grosmutter, welche ihn lesen lehrte, und 7 oder 8 Wochen in die Schule sandte um schreiben zu lernen: und dieses ist alles was er aus der Schule mitgebracht hat. Im Jahr 1710 begab sie sich mit ihrer Familie von Miswell nach Tringgrove, wo der kleine Robert für seinen Oheim den Pflug treiben, und andere Feldarbeit verrichten muste. Weil man aber bemerkte, daß dies für seine etwas schwächliche Leibesbeschaffenheit zu schwer war, glaubte man, daß ein gemächlicher Handwerk sich besser

besser für ihn schicken würde: weswegen er 1714 als Lehrjunge bei seinem Stiefvater Robinson, dem Schneider, zu Buckingham, bestellet wurde.

Es geschahe ungefähr zwei Jahre, seitdem er in die Lehre getreten war, nämlich 1716, daß er zum erstenmale einen unvolständigen Donat und Grammatik, nebst etwa drei Viertel von Littletons Wörterbuch erlangete. Sobald als er einen so grosen Schaz bekommen hatte, las er darin so oft er nur konte; und weil man ihm des Tages von seiner Arbeit keine Zeit dazu gönnen wolte, suchte er, so heimlich als er nur konte, Lichter zu bekommen, um ein groses Theil der Nacht zur Vergnügung seiner heftigen Lesbegierde anzuwenden. Er hatte einen starken Trieb Latein zu lernen, ohne daß ich den Grund davon angeben kan: denn er selbst weis vorjezt sich keiner andern Ursache zu entsinnen, als nur daß er die wenigen lateinischen Grabschriften in ihrer Kirche möchte lesen können. Dem sey wie ihm wolle, so wurde er in seinem Studiren bald darauf gestöret, da 1717 die Kinderblattern in Buckingham einrissen, und daselbst so stark wüteten, daß seine Freunde ihn nach Tringgrove schikten, wobei in der Eil seine Bücher zurük blieben. Zu Grove war seine Arbeit seines Oheims Schafe zu hüten, welche Glükseligkeit er mit einem so entzükten Styl erhebet, als je ein Romanschreiber von seinen arkadischen

Schäfern reden kan. Was ihn aber so glüklich machte, war, wie er sich selbst ausdrücket, daß er hinter einer Hecken liegen, und den ganzen Tag lesen konte. Hier hatte er nichts anders zu lesen als: die Uebung der Gottseligkeit, die ganze Pflicht der Menschen, und Maugers französische Sprachlehre. Diese las er so oft durch, daß er sie fast ganz auswendig konte, und grösstentheils noch kan. Er blieb hier ein und ein viertel Jahr; und wie er nach Buckingham zurükkehrete, freuete er sich ungemein daß er seinen alten Freund, die lateinische Grammatik, wieder zu sehen bekam, mit welchem er auch alsobald seine Bekantschaft erneuerte. Bei diesem andern Versuche Latein zu lernen, wurde ihm von einigen seiner Spielkameraden unter den Knaben der Freischule zu Buckingham fortgeholfen, wodurch er in den Stand gesetzet wurde, daß er, noch ehe er seine Lehrjahre vollendet hatte, ein gutes Theil des lateinischen Testaments, welches er gekauft hatte, und Cäsars Geschichte, die ihm geschenkt waren, lesen konte.

Bald nachdem er aus der Lehre getreten war, 1721, verheirathete er sich, und sein Büchervorrath wurde durch die Freigebigkeit eines Herrn, für welchen er arbeitete, mit einem Horaz, und griechischen Testamente vermehret. Gleichwie es ihm unerträglich war, ein Buch in Händen zu haben,

das

das er nicht lesen konte, so hatte er das leztere nicht sobald bekommen, als er sich entschlos, griechisch zu lernen. Er offenbarete desselben Abends dieses Vorhaben einem jungen Herrn, mit welchem er bekant war, der ihm eine griechische Sprachlehre schenkte, mit dem Versprechen, ihm so viel er könte, in seinem Vorhaben behülflich zu seyn.

Da indessen seine Frau sehr fruchtbar war, fand er sich genöthiget zur Verbesserung seiner Einkünfte noch etwas neues zu unternehmen, um seine Einnahme zu verbessern. Er verband 1724 mit dem Schneider einen Schulmeister, und war darin so glüklich, daß er in den 6 oder 7 ersten Jahren durchgehends über 50 Schüler hatte. Doch fehlete es auch nicht an Schwierigkeiten welche ihn in seinem neuen Berufe verlegen machten. Kaum hatte er denselben ein halb Jahr getrieben, wie ein junger Bursch, der in einer andern Schule schon ziemlich weit gekommen war, nach seiner Vaterstadt Buckingham zurükkehrete, um in Roberts Schule zu gehen. Dieser merkete bei der ersten Unterredung, daß sein neuer Schüler schon in den Decimalbrüchen wäre, da er selbst erst neulich das Dividiren angefangen hatte, und noch nicht weit darin gekommen war. Dies war anfänglich eine schrekliche Verlegenheit: allein Herr Hill wickelte sich auf folgende Art heraus. Er lies den jungen Menschen die Tabellen von

Decimal-

Decimalbrüchen des Wingate abschreiben, welches ihm ungefähr sechs Wochen Arbeit verschaffete. Während der Zeit legte er sich so stark auf die Rechenkunst, daß er, noch ehe sie ganz verflossen war, die Decimalbrüche begriffen hatte: doch muste er dabei den grössesten Theil seiner Nächte mit zu Hülfe nehmen.

Etwa zwei Jahre nachdem Herr Hill seine erste Frau verloren hatte, 1730, heirathete er die zweite. Sie war eine Witwe, und wurde als eine reiche Parthei angesehen, weil sie ihm viele Mittel zubrachte: allein sie war in aller andern Absicht ein böses Weib. Ihre Ausschweifungen brachten ihn so sehr herunter, daß er, ehe zwei Jahre ihres Ehestandes verflossen waren, durch die Schulden welche sie ihm gemacht hatte, genöthiget wurde Buckingham zu verlassen, und hin und wieder auf dem Lande als Schneider und Schnürbrustmacher zu arbeiten.

Einige Zeit vor seinem Abzug bekam er eine heftige Neigung das Hebräische zu lernen, von welcher er keinen andern Grund anzugeben weis, als daß er in einer englisch geschriebenen Streitschrift, worin er eine zeitlang studirt hatte, etliche hebräische Stellen angezogen gefunden. Wie mühsam mus es nicht seyn, wenn man sich anfänglich auf eine Sprache oder Wissenschaft legt, ohne einen einzigen Freund zu haben bei dem man

sich

sich Raths erholen kan! In der That, eine so verdriesliche und so oft vereitelte Arbeit erschöpfte endlich seine Geduld. Er gab eines Tages, in einer Mischung von Verdrus und Verzweiflung, 1735, seinen Büchern, deren er sich bisher zu seinem Unterrichte bedienet hatte, als schwachen und unzulänglichen Freunden den Abschied. Doch die Zeit lehrete, daß es nur ein plözlicher Stos einer starken Leidenschaft gewesen: denn die unüberwindliche Begierde, sich vom Hebräischen Meister zu machen, wurde bald wieder lebendig, und überwältigte ihn, so stark, als sie jemals gethan hatte.

In aller dieser Zeit muste er nothwendig den Ort seines Aufenthalts verborgen halten; und dieses verhinderte ihn einigen Briefwechsel mit seinen Freunden zu Buckingham zu unterhalten. Wie derhalben der Tod, ihm den Gefallen that, ihn von seiner grösesten Plage, seinem Weibe, zu erlösen; so geschahe solches zwei oder drei Jahr vorher, ehe er es einmal erfuhr. Sie hatte, nach seinem Geständnis ein Kind, nach ihrer Aussage aber zwei, von ihm gehabt: allein das Anrecht an dem leztern ist sehr zweideutig. Ich glaube übrigens daß sie beide bald nach der Mutter gestorben sind.

Auf erhaltene Nachricht seiner Befreiung von einer Gattin, welche in ihrem ganzen Leben nichts

anders

anders gethan, als sein Unglük und Armuth zu vergrösern, kehrete er den 31sten Januar, 1744, nach Buckingham zurük. Hier sezte er sich wiederum in seiner ersten Profession als Schneider und Schnürbrustmacher, womit er vier bis fünf Jahre sich sehr wohl nährete; während welcher Zeit er sich lateinische, griechische und hebräische Bücher anschaffete. Nachdem er aber 1747 seine dritte Frau genommen hatte, welche eben so fruchtbar als die erste war, gerieth er aufs neue in Noth und Verlegenheit: Doch nicht durch ihre Schuld, denn er beschreibet sie als die beste Frau; sondern im Anfange, durch die Vermehrung seiner Familie, und in der lezten Zeit, durch die ungemeine Theurung und unglükliche Zeiten.

Obwohl Herr Hill, in der ganzen Zeit da er sich auf die drei gelehrten Sprachen geleget, sich bemühet hatte, seine erlangte Kentnis, so viel möglich geheim zu halten; konte er doch nicht so verborgen bleiben, daß nicht dann und wann davon wäre geredet worden. Insonderheit gieng um diese Zeit die Rede auf dem Lande herum: er könte die Bibel in denselben Büchern, und derselben wunderliche Buchstaben so gut lesen, als die herumwandernde Juden. Wie dies einem Geistlichen in der Nachbarschaft von Buckingham zu Ohren kam, stellete er dem Herrn Hill, wie er eines Tages in seinem Hause als Schneider arbeitete,

lete, 1748, eine Frage, betreffend eine schwere Stelle im neuen Testamente, vor. Mein lieber Robin, sagte der Doctor, könnet ihr mir die Schwierigkeit bei dem Apostel Petrus nicht auflösen, wenn er dieselbe Person, welche Moses einen Sohn Beor heiset, einen Sohn Bosor nennet *). Hills Antwort war: er sähe darin keine Schwierigkeit, weil beides ein und derselbe Name wäre, angesehen Bosor in der chaldäischen Aussprache gerade dasselbe mit Beor in der Hebräischen wäre.

Derselbe Herr schikte einige Jahre hernach dem Herrn Hill zu, das Buch Essay on spirit, Versuch über die Geister, welcher von dem verstorbenen Bischof zu Clogher in Irrland sol geschrieben seyn, mit Begehren, seine Gedanken über dieses Buch, so wie sie ihm unter dem Lesen desselben einfallen würden, ihm schriftlich mitzutheilen. Er that es, und ich habe mir von denen die Hebräisch verstehen, welches in diesen Anmerkungen oft vorkommen muste, sagen lassen, unser geringe Schneider habe dargethan, daß Ihro Hochwürden in verschiedenen Anziehungen und Sätzen dieses Werkes sich geirret habe. Dies war das erste Werk von Herrn Hill, welches gedrucket worden, und zwar im Jahr 1753. Die nächstfolgende Arbeit, welche vorgemeldter Herr ihm

*) 2. Petr. 2, 15. 4. B. Mos. 22, 5.

ihm auftrug, war eine Schrift gegen die Papisten, deren Missionarien dazumal in jenen Gegenden sich sehr viele Mühe gaben. Herr Hill bemühete sich darin zu zeigen, daß viele der wichtigsten und beliebtesten Lehrsätze der römischen Kirche neue Erfindungen wären, mithin nicht wir, sondern sie Neuerungen angefangen hätten. Um dieselbe Zeit, oder vielmehr zwischen der Ausfertigung dieser beiden Schriften, schrieb Hill den Charakter des Juden, eben wie die Bill wegen Naturalisirung dieses Volkes auf dem Tapete war. Dies hielte er für sein bestes Werk; es fand aber den wenigsten Beifal. Zulezt schrieb er critische Anmerkungen über den Hiob, in fünf Bogen, welche, so viel ich weis, sein gröstes Werk sind.

Herr Hill brachte, seiner eigenen Aussage nach, 7 Jahre mit Erlernung der lateinischen Sprache, und zweimal so viel Zeit mit dem Griechischen zu: in Ansehung des Hebräischen aber, sagte er, wolle er sich verpflichten, dasselbe einem jeden, der nur ordentliche Fähigkeit besitzet, ohne daß er sich sonderlich angreifen dürfe, in Zeit von 6 Wochen beizubringen.

Er sagt, er glaube zwanzig hebräische Grammaticken durchgelesen zu haben, und schreibt jezt selbst eine. Es ist wahrscheinlich, daß diese Arbeit ihn besser als irgend eine andere glücken werde, weil er sich in seinem Leben am meisten darauf geleget hat.

Meyers

Mayers Sprachlehre hält er für die beste von allen, die er gelesen hat, weswegen er dieselbe bei der seinigen vornehmlich zum Grunde legen wird, gleichwie Mayer die vom Cardinal Bellarmin zum Grunde gelegt hat.

Er glaubt er sey im Stande die hebräische Sprache selbst abwesend durch Briefe jemand zu lehren, und daß sechs oder sieben Briefe dazu hinlänglich seyn; ja, da es eine todte Sprache ist, so könne man sogar ihre Aussprache auf dieselbe Art jemand beibringen.

Er ist ein groser Bewunderer des heil. Hieronymus; hält denselben für einen so schönen Schriftsteller als den Cicero, und glaubt daß niemand ihn an Beredsamkeit übertreffen könne. Doch bekennet er, daß er keinem Schriftsteller, ja allen miteinander nicht so viel zu danken hätte, als dem Pater Simon.

Da er sich vornehmlich auf Sprachen, Erklärung schwerer Schriftstellen, und theologische Streitigkeiten geleget hat, so ist er kein Feind vom Disputiren. Er glaubt insonderheit, daß die Anhänger des Herrn Hutchinsons fast in allen Stücken Unrecht haben, und sagt, er wolte gerne eben so weit, und fast mit eben so viel Lust, als zu mir, gehen, um mit einem Hutchinsonianer zu disputiren. Seine Reise zu mir war beinahe

sechzig englische Meilen; und die that der arme Mann noch zu Fuse.

Dann und wann hat er zur Veränderung auch Poeten gelesen; wie er denn schon frühzeitig dem Horaz und die Briefe des Ovids unter seinen Büchern zählte. Unter allen war er am meisten mit dem Homer, Virgil und Ogilby bekant. Doch was den Homer betrift, so war er im Jahre 1758 nicht weiter als die Iliade gekommen, welche er oft durchgelesen hatte. Des folgenden Tages wie er bei mir angekommen war, wolte er gerne die Odyssee sehen, welche ich ihm beides in der Grundsprache und in Popens Uebersetzung gab. Er ward über beide entzükt, sagte aber: Er wüste nicht wie es käme, daß das Gedichte sich besser im Pope als im Homer selbst lesen liese. Er wurde hierauf begierig noch mehr von Pope zu lesen. Ich rieth ihm zu dessen Versuch über die Critik: Dies gefiel ihm noch besser; und er nante es das vernünftigste Gedicht, welches er je gelesen hätte. Ehe wir uns schieden, machte ich ihm ein Geschenk mit einem und andern Gedichte, und über einen Centner Gewicht an Kirchenvätern und theologischen Streitschriften. Ich kan versichern, daß er keine Zeile davon werde ungelesen lassen; wie er denn auch selbst sagte: ich hätte ihm auf sieben Jahre etwas, in den Stunden,

die

die er von seiner Arbeit abbrechen könte, zu lesen gegeben.

Er war den lezten April bei mir: da ich also die geringen Begebenheiten seines Lebens fast bis auf den heutigen Tag beschrieben habe, so kan ich weiter nichts hinzufügen.

N. S. Die Absicht des Verfassers dieses Aufsatzes wie die im Englischen hinten angefügte Nachricht zeiget, ist gewesen, dadurch dem armen Schneider aufzuhelfen und ihm durch Vorschub mitleidiger Gemüther auf seinem Alter einen bessern Unterhalt zu verschaffen. Die Uebers.

XXXVIII.

Nachricht
von einer neulichen Entdeckung einiger Alterthümer zu Herkulaneum, und einem Erdbeben dieses Ortes:

in einem Briefe

des Herrn Camillo Paderni,

Aufsehers des Museums zu Herkulaneum, und d. K. G. M.

an

Thomas Hollis, Esq.

d. K. G M.

Geschrieben zu Portici 1758. den 1sten Horn.

(Lond. Magaz. 1759. Jul. S. 372.)

Seit meines lezten Schreibens vom 16ten Christm. 1756, sind wir zu Herkulaneum, Pompeji und Stabiä beständig in Arbeit gewesen. Die merkwürdigsten Entdeckungen, welche wir daselbst gemacht haben, sind folgende:

Im

Im Hornunge 1757 wurde ein kleines aber überaus schönes metallenes Bildnis einer nakten Venus, sechs neapolitanische Zölle hoch, gefunden. Sie hat silberne Augen, güldne Armbände um die Arme, Ketten von demselben Metalle über den Füssen, und ist in der Stellung einer Person die einen Schuh auflöset. Das Fusgestelle ist von Erz und mit silbernem Blumenwerke ausgeleget, an dessen einer Seite ein Delphin steht. Im Heumonate trafen wir eine Inschrift, von ungefähr 12 neapolitanischen Palmen in der Länge an, wovon hier die Abschrift ist.

IMP. CAESAR. VESPASIANVS. AVG. PONTIF. MAX. TRIP. POP. VII. IMP. XVII. P. P. COS. VII. DESIGN. VIII. TEMPLVM. MATRIS. DEVM. TERRAE. MOTV. CONLAPSVM. RESTITVIT.

Nachdem man zu Herkulaneum eine grose Anzahl Bücher von Papyr, viele Schreibtafeln, Stüle und Dintenfässer mit Dinten darin, entdecket, wie ich schon vordem berichtet habe, wurde endlich im Auguste, wie man eine kleine Schachtel eröfnete, zu unsrer unaussprechlichen Freude, auch das Instrument womit die Alten ihre Handschriften zu schreiben pflegten, gefunden. Es war von Holz, länglichter Figur, aber versteinert

und in zwei Stücke gebrochen. Es ist keine Spalte darin, welche auch unnöthig war, weil die Alten ihre Buchstaben nicht so wie wir zusammenzogen, sondern einen jeden besonders schrieben.

Im Herbstmonate wurden acht marmorne Brustbilder, in Gestalt der Grenzgötter entdecket. Eins stellet den Vitellius, ein anderes den Archimedes vor, und beide sind von der saubersten Arbeit. Folgende Buchstaben in schwarzer Farbe sind auf dem leztern noch lesbar: APXIMEΔ, und weiter ist auch nichts von der Inschrift übrig geblieben.

Im Weinmonate wurde ein artiges Brustbild einer jungen Person mit einem Helme auf dem Haupte, welcher mit einer bürgerlichen Krone gezieret ist, und mit unter dem Kinne zusammengehefteten Backenstücken ausgegraben. Noch ein anderes schönes Brustbild eines Philosophen, mit einem Barte, kurzen dicken Haaren, und geringen Gewande auf der linken Schulter. Noch zwei weibliche Brustbilder, deren das eine geschleiert, aber unbekant, das andere aber die Minerva mit einem Helme ist. Beide sind nur von mittelmäsiger Arbeit.

Im Wintermonate trafen wir zwei Brustbilder on Philosophen, von vortreflicher Arbeit und, wie leicht zu bemerken war, einerlei Meister, an.

Zum

Zum Unglücke aber fehleten, wie an vielen andern, die Namen.

Im Jenner wurde ein kleiner aber überaus schöner Adler von Erz gefunden. Er hat silberne Augen, sitzet auf einem Opfergeschirr (Praefericulum), und hält ein Rehkalb zwischen seinen Klauen.

In demselben Monate entdekten wir zu Stabiä einen Grenzgott 6 Palmen hoch, mit dem Kopfe des Plato, welcher sich sehr wohl erhalten hat, und ein Meisterflük heisen kan: auch verschiedene Gefäse, Opfergeschirre, Wagen, nebst ihren Blättern und Gewichte, und andern Hausrath; alles in Erz.

Ich bin endlich nach vieler Mühe mit der Untersuchung und Aufstellung der Wageschalen, Wagen und Gewichte, die in unserm Museum sehr zahlreich sind, fertig geworden: wobei merkwürdig ist, daß viele von den ersteren nebst allem ihren Gewichte, mit denen die jezt zu Neapolis im Gebrauche sind, aufs genauste übereinstimmen. Gegenwärtig untersuche ich die feuchten Massen, und bin dabei mit Aufstellung der Gemälde in dem neuen dazu bestimten Zimmer beschäftigt. Diese Geschäfte nebst meiner eigentlichen Arbeit, der Aufsicht auf die Arbeitsleute welche graben, auch der Obliegenheit ein richtiges Register aller entdekten Sachen zu halten; anderer täglichen

und zufälligen Vorfälle nicht zu gedenken, nehmen meine Zeit sogar hinweg, daß ich keinem Augenblik Ruhe habe als im Bette.

Der vierekte Plaz des Pallastes, in welchem das Museum sich befindet, wird um Ostern fertig und völlig ausgezieret seyn. Im Mittelpunkt habe ich das metallene Pferd aufgestellet, welches, wie ich im lezten Briefe gemeldet habe, in viele Stücke zerbrochen war, aber von mir wieder zusammengesetzet worden. An den Wänden der Colonnade sind alle bisher entdekte Inschriften geheftet; und ich wil sie noch mit Altären, obrigkeitlichen Stühlen (Sellae curules) und andern sich für diesen Plaz schickenden Alterthümern ausschmücken. Der Haupteingang ins Museum ist so gemacht, daß die grose Steige gerade dagegen über steht. Zur rechten Hand desselben steht die bürgermeisterliche Statue von Marcus Nonius Balbus dem Vater, zur linken die von Marcus Nonius Balbus dem Sohne, mit zwoen dazu gehörigen Inschriften, welche neben denselben gefunden worden. Auf der Treppe stehen acht alte metallene Statuen auf schönen Fusgestellen von polirten Marmor. In einer Oefnung im Mittelpunkte der Colonnade, zur rechten Hand, ist die Statue der Gemahlin des ältern Balbus mit der dazu gehörigen alten Inschrift gesetzet worden. Am Eingange des vierekten Platzes ist so eben ein prächtiges

Paar

Paar eiserne Thüren mit Gittern, welche mit vielem vergulderen Erze verschönert sind, aufgestellet worden: und an beiden Seiten dieser Thore stehen zwo andere bürgermeisterliche Statuen von unbekanten Personen.

Des ganzen Tages und Nachts den 24. vorigen Monats, schien es als wenn der Berg Vesuv dieses Land wiederum verschlingen wolte. Es entstunden des Tages zween innerliche Brüche in denselben, welche seine Gestalt inwendig im Schlunde ganz veränderten; indem sie den kleinen Berg, welcher seit einigen Jahren sich nach und nach darin geformet hatte, und über dem Rande hervorragete, zerstöreten: wobei er mit gewaltigen Knallen eine unermesliche Menge von Steinen, Lava, Asche und Feuer ausspie. Des Nachts brach die Flamme mit noch grösrer Gewalt heraus, die Auswürfe waren häufiger und entsezlicher und unsre Häuser bebeten beständig. Viele Leute flüchteten nach Neapolis, und auch die beherztesten zitterten. Ich meines Ortes entschlos mich den Ausgang der Sache hier zu Portici abzuwarten; um meiner Familie willen, welche aus acht Kindern und einer sehr schwachen alten Mutter besteht, deren Leben auf der Reise bei der rauhen Witterung und so strengen Kälte würde in Gefahr gesetzet worden seyn. Es gefiel aber GOtt uns zu bewahren: denn nachdem der Berg in der

Nacht und des folgenden Tages sich Luft gemacht hatte, wurde er darauf wieder stille, und warf nur ein wenig Asche aus.

XXXIX.

Ein leichtes, und gewisses Mittel,

wie man Personen behandeln solle,

die

von tollen Thieren sind gebissen worden,

durch

Claude du Choisel,

einem Jesuiten.

Apotheker der Mission zu Pondichery in Ostindien.

Von einem Arzte
aus dem Französischen übersetzet.

(New Univers. Magaz. 1757. Hornung. S. 44.)

Unter allen Krankheiten, welche die menschliche Natur plagen, ist keine schreklicher, als diejenige, welche der Bis von tollen Thieren hervorbringt. Es ist eine Krankheit, die in diesen nordlichen Ländern gar zu oft sich zuträgt. Häufige dawider dienende Mittel sind bisher bekant

kant gemacht, und von den gröfesten Männern in dieser Wissenschaft angepriesen worden, welche aber, bei wiederholten Versuchen als unkräftig sind befunden worden. Allein bei allem dem, da wir schwerlich glauben können, daß es in der Natur ein solches Mittel gäbe, das als ein Gegengift wider dieses Gift sey, so müssen wir alle unsere Bemühungen dahin anwenden, ein dergleichen auszufinden, und jeden Wink gerne annehmen, der uns dahin leitet. Der Uebersetzer bemerket, daß es mehr als ein Wink sey, der hier in dieser kleinen Abhandlung versprochen werde. Es ist eine gewisse Art zu heilen, die Würkung welche nicht auf leeren Hypothesen, sondern auf festen Versuchen gegründet ist, ist durch mehr als 300 Personen, mit beständigen glüklichen Erfolge bewähret worden.

„Ich fange an, sagt der Herr du Choisel, „den verwundeten Theil mit einem Drachma „Mercurialsalbe einzureiben, und halte die Wunde „so viel als möglich offen, damit die Salbe desto „besser hineindringen könne. Des folgenden „Tages wiederhole ich die Salbung auf alle ge„bissene Glieder, und lasse den Patienten mit „einem Drachma Mercurialpillen purgiren. Am „dritten Tage, nachdem ich die Salbe blos in den „gebissenen Theil eingerieben, gebe ich ihm einen „kleinen Mercurialbissen, oder den vierten Theil

„der

„der oben gemeldten Dose. Solchergestalt fahre „ich zehn Tage fort, ein Drachma dieser Salbe „jeden Morgen einzureiben, um den purgirenden „Bissen zu geben, welcher verursachet, daß der „Patiente gemeiniglich zwei oder dreimal zu Stuh„le gehet, wodurch verhindert wird, daß das „Quekssilber die obern Theile nicht angreifet. „Wenn die zehn Tage vorbei, lasse ich mit der „nämlichen Dose wieder purgiren, und der „Patient ist genesen. „

Rec. Die Mercurialpille.

Drei Drachma rohes Quekssilbers, in einem Drachma Terpentin gedämpfet.

Des besten Rhabarbers
Coloquintenpulver } ana 2 Drachma.
Gutta Gamba

Alles mit hinlänglichen klaren Honig vermischet. Die Dosis ist ein Drachma.

Rec. Mercurialsalbe.

Eine Unze rohes Quekssilbers mit zwo Drachma Terpentin gedämpfet.

Schafstalg 3 Unzen.

Eine Salbe daraus gemacht.

So oft man diese Salbe in dieser Krankheit einreibet, mus man ein Drachma nehmen.

„Die

„Die Art und Weise, die ich vorgeschrieben,
„und die Zeit die ich gemeldet habe, dienen nur
„allein denen, die so gleich, nachdem sie gebissen
„sind, sich in die Cur begeben. Wenn aber
„zwei oder drei Wochen nach dem Bisse schon
„vergangen sind, so folget ganz klar hieraus,
„daß die Dose der Arznei vergrösert, und der
„Gebrauch derselben länger fortgesetzet werden
„müsse, weilen die Krankeit tiefe Wurzel ge-
„schlagen. Ich halte es für unnöthig zu bemer-
„ken, daß man die Dose bei Kindern und zwar
„ihrem Alter gemäs verringern müsse. Alsdann
„lasse ich alle Tage weniger Salbe, und dieses
„funfzehn Tage lang einreiben, und einmal in
„drei Tagen mit Rhabarbarsyrup purgiren.

„Was die Diät bei dieser Krankheit betrift,
„so verbiete ich den Patienten allen Gebrauch
„scharfer und saurer Sachen, und alle rohe Spei-
„sen, oder die schwer zu verdauen sind. Uebrigens
„gebe ich ihnen völlige Freiheit zu essen, was sie
„wollen. Das Baden in der See ist bishero als
„ein untrügliches Bewahrungsmittel wider die
„Tolheit angesehen worden. Die Erfahrung,
„die ich mit allen den Patienten, die nach meiner
„neuen Vorschrift nicht sind gehandhabet worden,
„erlanget, hat bewiesen, daß diese Meinung
„falsch sey.

„Obgleich

„Obgleich es sehr selten ist, daß die Art und „Weise der ich mich bedienet, einen Speichelfluß „verursachet, so hat es sich doch bisweilen zuge„tragen. Allein dieses macht mir keine Sorge, „ich fahre nach der gewöhnlichen Art fort. Ich „sahe einen Patienten lieber einige Tage unter „der Speichelcur, als tol. Doch das Quekfilber „gehet meistentheils durch den Stuhlgang ohne „Beschwerung wieder ab.„

Der Vater du Choisel versichert, daß er dieses Mittel nicht eher gebrauchet, als nachdem er die Versuche, in der Schrift des verstorbenen Herrn Desault, Mitglieds des Collegii Medici zu Bourdeaux gelesen. Dieser geschikte Arzt wurde aus dem was er bei Eröfnung einiger Thiere, die von der Tolheit gestorben, bemerkte, und durch das Ansehen alter Schriftsteller auf die Gedanken gebracht, daß Würmer die Ursache der Krankheit wären. Er sahe auch, daß das berühmte Pulver des Palmarius aus wurmtreibenden Mitteln allein bestunde, also beschlos er Quekfilber ins Blut zu führen, als die bequemste Arznei die Würmer zu zerstören, welche er durch alle flüssige Theile zerstreuet zu seyn glaubte.

XXXX.

Carazans Traum.

Eine

morgenländische Erzählung.

(Gentl. Magaz. 1754. Horn. S. 76.)

Carazan, ein Kaufmann in Bagdad, war im ganzen Morgenlande seines Geizes und Reichthümer wegen berühmt. Seine Abstammung ist unbekant, so wie der Funke, der aus dem Anschlagen des Stahls an einem Diamant aus der Finsternis herausfährt. Und nur allein die Geduld in der Arbeit und die Verharrung im Fleise hatte ihn reich gemacht. Man erinnerte sich, daß, als er noch bedürftig war, er für freigebig gehalten wurde, man hatte beständig an ihm erfahren, daß er, in dem, was billig und recht ist, unbiegsam wäre. Allein ob er in seinem Umgang mit Menschen, eine Untreu entdecket, welche ihn verleitet, sein Vertrauen auf Gold zu setzen, oder ob er nach dem Mase, wie er Reichthümer häufte, seine eigene Wichtigkeit, sich weiter auszubreiten, erkant, so schäzte Carazan dieselbe höher, je weniger er sich derselben

bedienete;

bedienete; er verlor algemach die Neigung gutes zu thun, so wie er die Macht erwarb; und wie die Hand der Zeit Schnee auf sein Haupt ausstreuete, so breitete dieser kalte Einflus sich auch in seinem Busen aus.

Obgleich nun des Carazans Thüre niemals zur Gastfreiheit, noch seine Hand durch Mitleiden geöfnet wurde, so führte die Furcht ihn doch beständig in die Moschee, um zu den bestimten Stunden sein Gebet daselbst zu verrichten. Er übte alle Gebräuche der Andacht mit der sorgfältigsten Beobachtung aus, er bezahlete dreimal des Tages dem Propheten in seinem Tempel seine Gelübde. Diejenige Andacht, welche aus der Liebe Gottes entstehet, und die Liebe des Nächsten nothwendig auch mit einschliesset, so wie sie Dankbarkeit mit Wohlthun verknüpfet, und das, was sitlich ist, zum Gottgefälligen erhöhet, leget eine neue Würde auf die Gütigkeit, und ist der Gegenstand nicht allein der Zuneigung, sondern auch der Ehrfurcht. Im Gegentheil wird die Andacht eines Eigennützigen, es sey daß er dadurch glaube, die Strafe, welche ein jeder ihm anwünschet, von sich abzuwenden, oder statt derselben eine mit dem Verbrechen verbundene Heuchelei annehme, dennoch allezeit Widerwillen und Abscheu erregen.

Carazan also, wenn er seine Thüre geschlossen, und mit vorsichtig argwöhnischen Blicken sich umher

gedrehet

gedrehet hatte, gieng zur Moschee. Jedes Auge verfolgte ihn mit stiller Feindseligkeit, der Arme hielt in seiner Andacht ein, wenn er vorbei gieng, und keiner grüssete ihn, obgleich ihn alle wohl kanten.

Auf solche Art hatte Carazan lange Zeit sein Leben zugebracht. Dieses war seine Gemüthsbeschaffenheit, welche er erlanget hatte, als er durch einen Herold ausrufen liese, er wolte hinführo in einem prächtigen Gebäude mitten in der Stadt wohnen, seine Tafel solte allen gedecket seyn, und der Fremde solte bei ihm ein Bette finden. Eine Menge lief alsobald wie ein Strom zu seiner Thüre, daselbst sahen sie ihn, daß er Brod den Hungrigen und Kleider den Nakten, austheilete, sein Auge war durch Mitleiden erweicht, und seine Wangen glüeten von Vergnügen. Jederman erstaunete über dieses Wunder, und das Gemurmel unzähliger Stimmen wuchs an, wie der Schal eines herannahenden Donners. Carazan winkte mit seiner Hand, Aufmerksamkeit stillete im Augenblik den Tumult, er vergnügete die Neugier, welche ihm Gehör verschaffet hatte, auf folgende Art.

Dem, der die Berge anrühret, und sie rauchen macht, dem Almächtigen und Gütigsten sey ewig Ehre und Herrlichkeit! Er hat dem Schlaf befohlen mich zu unterrichten, und seinen Gesichten, daß sie mich in der Nacht bestraften. Als ich in meinem

Haram allein sas und meine Lampe vor mir brante, indem ich den Vortheil meiner Handlung überschlug, und über den Anwachs meiner Reichthümer mich erfreuete, fiel ich in einen tiefen Schlaf, und die Hand dessen, der in dem dritten Himmel wohnet, war über mir. Ich sahe den Engel des Todes wie einen Wirbelwind sich mir nähern, er schlug mich, ehe ich den Schlag abbitten konte. In demselben Augenblik wurde ich von der Erde in die Höhe gehoben, und mit erstaunender Geschwindigkeit durch die Reiche der Luft geführet. Die Erde unter mir ward so klein wie ein Sonnenstäublein, und die Sterne glüeten rund um mir her mit einem Glanz, der die Sonne verdunkelt. Das Thor des Paradieses hatte ich vor meinen Augen, ich ward durch eine plözliche Klarheit, welche kein menschliches Auge anschauen konte, zurük gehalten, das unwiederrufliche Urtheil solte nun ausgesprochen werden, der Tag meiner Prüfung sey vorbei, von dem Uebel, das ich in meinem Leben begangen, konte nichts weggenommen, und zu dem Guten nichts mehr hinzugethan werden. Als ich nachsan, daß mein Loos für die Ewigkeit geworfen sey welches alle Kräfte der Natur nicht umstosen konten, so verlies mich meine Sicherheit ganz und gar, und da ich zitternd und stilschweigend, mit Verwirrung umgeben und

von

von Schrecken erstarret stand, redete mich der Glanz, der vor mir flammete, auf solche Art an.

„Carazan, dein Gottesdienst ist nicht angenom-
„men, denn die Liebe Gottes hat ihn nicht ange-
„fachet; und deine Gerechtigkeit kan nicht beloh-
„net werden, weil die Liebe des Menschen dieselbe
„nicht gezeuget hat. Du hast jedem Menschen
„nur seine schuldige Pflicht um deiner eigenen
„Sache willen erwiesen, du hast dich nur blos
„um deinethalben zum Almächtigen genähert. Du
„hast nicht mit Dankbarkeit in die Höhe gesehen,
„noch um dich her mit Gütigkeit. Rund um dich
„her hast du wahrlich Laster und Thorheit ange-
„schauet, allein wenn Laster und Thorheit deine
„Kargheit rechtfertigen könten, würden sie nicht
„die Gutthätigkeit des Himmels verdammen?
„Wo sol die Sonne ihr Licht ausbreiten, oder die
„Wolken ihren Thau herabtreufeln, wenn es nicht
„ist über die Narren und Lasterhaften? wo sollen
„die Lippen des Frühlings lieblichen Geruch aus-
„athmen, oder die Hand des Herbstes den
„Ueberflus ausstreuen? Erinnere dich Carazan,
„daß du dein Herz dem Mitleiden verschlossen,
„und deine Schätze mit einer eisernen Hand ge-
„halten; du hast für dich selbst gelebet, und dero-
„halben solst du von nun an auf ewig allein bleiben.
„Du solst von dem Lichte des Himmels und von
„der Gesellschaft aller Wesen verstosen werden;

„Einsamkeit wird die verzögernde Stunden der „Ewigkeit verlängern, und Finsternis wird die „Schrecken der Verzweifelung häufen.„

Darauf ward ich augenbliklich durch eine geheime unwiderstehliche Macht durch das glüende Gebäude der Schöpfung getrieben, und reisete in einem Augenblik unzählige Welten vorbei. Als ich den Grenzen der Natur mich näherte, bemerkte ich, daß die Schatten des grenzenlosen Leeren sich in die Tiefe vor mich herabsenkten. Ein fürchterliches Reich von ewiger Stille, Einsamkeit, und Finsternis! Unaussprechliches Grausen überfiel mich bei dem Anblik desselben, und ich rief mit aller Heftigkeit des Verlangens aus.

„O, daß ich doch zu dem algemeinen Behält„nis der Unbusfertigkeit und der Laster auf ewig „wäre verurtheilet worden! daselbst würde die „Geselschaft die Marter der Verzweifelung er„leichtert haben, und die Wuth des Feuers würde „den Trost des Lichtes nicht haben ausschliesen „können. Oder wäre ich in einem Cometen mich „aufzuhalten verdamt worden, der in tausend „Jahren einmal zu den Reichen des Lichts und „Lebens wieder kehret; so würde die Hofnung „dieser Perioden, obgleich sie weit von einander „entfernet sind, mich in dem traurigen Zwischen„raum von Kälte und Finsternis noch aufmuntern,

und

„und der Wechsel würde diese Ewigkeit in Zeit„räume abtheilen. „

Während daß diese Gedanken mein Gemüth beschäftigten, verlor ich die entferntesten Sterne aus dem Gesicht, und der lezte glimmernde Schein des Lichts verlöschte in der äussersten Finsternis. Die Todesängsten der Verzweifelung nahmen in jedem Augenblik zu, so wie jeder Augenblik meine Entfernung von der lezt bewohnten Welt vermehrete. Ich überlegte mit unleidlicher Herzensangst, daß, wenn zehn tausend mal tausend Jahre mich jenseit der Erreichung aller Wesen, diejenige Macht, welche die Unendlichkeit erfüllet, ausgenommen, gebracht hätten, ich doch noch immerhin in den unermeslichen Abgrund der Finsternis vorwärts schauen würde, durch welche ich ohne Hülfe und ohne Gesellschaft, immer weiter und weiter, auf ewig würde getrieben werden.

Ich strekte darauf meine Hände nach den Gegenden der Wirklichkeit, mit einer so heftigen Bewegung, aus, daß ich darüber erwachte.

Solchergestalt bin ich belehret worden, die menschliche Gesellschaft, durch deren Verlust, so wie alle andere Gnadengaben, hochzuschätzen. Mein Herz ist erwärmet zur Freigebigkeit, ich bin eifrig, die Glükseligkeit, welche ich empfinde, denen mitzutheilen, von welchen ich sie empfangen.

Denn die Gesellschaft eines unglüklichen, welchen ich in dem Stolze meines Glüks von meiner Thüre würde verstosen haben, würde in der fürchterlichen Einöde, zu welcher ich verdammet war, von mir höher seyn geschätzet worden, als alles Gold aus Africa, oder die Edelgesteine von Golconda.

Bei Ueberlegung dieses Traums wurde Carazan plözlich stil, er schauete entzükt von Dankbarkeit und Andacht in die Höhe. Das Volk wurde auf einmal durch dieses lehrende Beispiel gerührt; und der Calif, dem diese Begebenheit erzählet wurde, befahl, damit die Freigebigkeit des Carazans länger als sein Leben bekant seyn möchte, daß dieselbe zum Vortheil der Nachkommenschaft öffentlich in den Jahrbüchern aufgezeichnet werden solte.

XXXXI.

Eine

genaue und unpartheiische

Historie

von dem

Ursprunge und Fortgange

des gegenwärtigen Krieges.

Wenn wir den wahren Ursprung des gegenwärtigen Krieges entdecken wollen, so müssen wir bis zu dem Utrechter Frieden zurük gehen. Dann damals brachten unsre Minister den König von Frankreich dahin, daß er uns (die Rede ist hier von Engländern) in eben genanten Frieden, ganz Neuschottland oder Accadia nach seinen alten Grenzen abtrat: allein man gab sich ganz und gar keine Mühe diese Grenzen zu beschreiben oder festzusetzen. Dieses und manche andre kleinere Punkte sezte man aus, und verabredete sich, daß von beiden Seiten Commissarien solten ernennet werden, welche solche aus einander zu setzen und zu bestimmen hätten. Es war dieses aber ein groser Fehltrit dieser damaligen Minister, den sie nachher nicht haben

wieder verbessern können. Nach dem Tode des Königs Ludewigs XIV. aber hätte unser Ministerium gute Gelegenheit gehabt, diese und andre Fehler und Versehen des utrechtischen Friedens, welche uns betrafen, zu verbessern. Dann wie der Herzog von Orleans sich der Regierung Frankreichs wider die Verordnung, so der König Ludwig XIV. kurz vor seinem Tode gemacht, bemächtigt hatte, so wurde die Macht Frankreichs so schwach und wankend, daß er gerne eine jede vernünftige Erklärung des Friedens, welche wir von ihm gefodert, uns würde zugestanden haben, er würde gewis viel lieber sich dazu verstanden haben, als daß er zugegeben hätte, daß England sich mit Spanien verbände, um ihn der Gewalt, so er sich angemaset, zu berauben.

Alsdenn würden wir die Grenzen von Neuschottland bestimt und abgemessen erhalten haben, und zwar so wie sie vor Alters gewesen, nämlich nach Norden bis an den Flus St. Laurent, nach Westen bis an unsre Colonien in Neuengland und nach den beiden andern Seiten bis an die See. Man würde alsdenn die verschiedenen indianischen Nationen ausdrüklich beschrieben und namhaft gemacht haben, welche sich der englischen Botmäsigkeit unterwürfig gemacht, oder unsre Freunde waren. Denn zufolge des 15. Artikels des utrechtschen Friedens hatte Frankreich

ver-

versprochen, daß es dergleichen indianische Nationen weder beschweren noch beunruhigen wolle. Allein unser Ministerium dachte gar nicht einmal daran, einigen Nutzen aus der unrechtmäsigen Regierung Frankreichs in Absicht auf die Streitigkeiten zu ziehen, welche wir wegen Amerika hatten, um solche glüklich beizulegen: sondern es schlos vielmehr im Januar 1717, die so genante Tripelallianz zwischen Grosbritannien, Frankreich und Holland; ohne daß darin einige Anregung von den Streitigkeiten gethan wurde, vielweniger noch von der Art und Weise wie solche möchten beigeleget werden. Dieses ist aber um desto auserordentlicher; weil damals unserm Ministerium nicht unbekant seyn konte, daß Frankreich vorhatte an dem Munde Missisipi ein Etablissement aufzurichten. Dieses Land kam uns unstreitig zu, wir hatten es zuerst entdecket und der König Carl II. hat es dem D. Cop wirklich nach einer desfals gemachten Akte geschenket. Es konte auch unsern Ministern nicht unbekant seyn, sowohl was für Absichten die Franzosen bei diesem Etablissement hatten, als auch die Gefahr, in welche alle unsre auf dem festen Lande von Amerika befindliche Colonien gerathen würden, fals man den Franzosen erlaubte ihren Vorsaz zu Stande zu bringen.

Alles dieses, sage ich, konte unsern Ministern nicht unbekant seyn, denn es hatte schon im Jahr 1712 Ludwig XIV. einem seiner Minister dem Herrn Crozat, das Land Missisipi geschenket. Und in dem darüber ausgestelten Schenkungsbrief steht ausdrüklich, daß die Absicht, warum man daselbst ein Etablissement aufrichten wolte, dahin gienge, daß man durch Beihülfe der grosen Seen in Canada zwischen dem Munde des Flusses Missisipi und dem St. Lorenzflusse eine inländische Gemeinschaft wolte suchen zu Stande zu bringen. Hieraus aber ist die doppelte Absicht des französischen Hofes klar am Tage. Dann zu eben der Zeit da er alle grosbritannische Rechte und Besitzungen in Amerika anerkante und befestigte, gieng er mit dem Vorhaben schwanger unsre wichtigsten Rechte zu untergraben und alle unsre Besitzungen in dem Welttheile wankend zu machen. Es erhellet dieses, wenn wir das Datum dieses Schenkungsbriefes mit dem Tag da ein Waffenstilstand zwischen uns und Frankreich zu Stande kam, vergleichen; dieser fieng den 19ten Aug. 1712 an und jener wurde in demselben Jahre am 14ten Sept. ausgestellet.

Der Tod Ludwig XIV. aber und die Streitigkeiten, so wegen der Regierung nachher entstunden, hemmeten die Ausführung dieses Vorhabens, und es wurde so lange verschoben, bis sich Eng-

land

land zu der obengedachten Tripelallianz verstanden hatte. Sobald dieses geschehen, bemühete sich Frankreich mit allem Ernste sein Vorhaben auszuführen. Noch in dem nämlichen 1717. Jahre wurde eine missisipische Compagnie aufgerichtet. Man zwang den Herrn Crozat, daß er derselben seine Rechte abtrat. Man sendete noch in eben dem Jahre oder in dem folgenden mit vielen Unkosten eine Colonie dahin: man ebnete an der östlichen Seite des Flusses Missisipi das Land und zeichnete die Stadt Neuorleans ab, ja man fieng an selbige zu erbauen. Und von der Zeit haben die Franzosen dieses ihr Etablissement und Vorhaben mit unermüdeten Eifer und sehr grosen Kosten empor zu helfen und ins Werk zu richten gesuchet. Allein es geschah almählich und vorsichtig, damit nicht das Volk Grosbritanniens, wodurch das Ministerium, wie den Franzosen wohl bekant ist, sich bisweilen, auch wider seine Neigungen, regieren lassen mus, dadurch möchte aufgebracht werden.

Der kürzeste und leichteste Weg die vorhabende inländische Verbindung zwischen den Flüssen Missisipi und St. Lorenz zu Stande zu bringen, war durch Hülfe des Flusses Ohio. Dieser ist einer der schifbarsten Flüsse in ganz Nordamerika und der gröste Arm desselben läuft nicht weit vom See Erries vorbei. Es durften aber die Franzosen

zosen sich gleich anfangs nicht in den Sinn kommen lassen diesen Weg zu nehmen: denn es wird fast das ganze Land wodurch dieser Flus läuft, von den fünf Nationen, welche die Franzosen Iroquais nennen oder von den Cherokeesen welche beide Freunde von England waren, bewohnet. Es entschlossen sich daher die Franzosen daß sie sich des Flusses Illanois bedienen wolten. Und von einem Ursprunge desselben hat man auch nur einen kleinen Weg zu Lande, bis zu einem andern Flusse, der sich in den grosen See Michigan entlediget. Es war aber doch zur Sicherheit der längst dieses Weges Reisenden unumgänglich nöthig, daß man bei dem grosen Wasserfal zu Niagara ein Fort hätte. Dieses aber war eine sehr grose Schwierigkeit: denn das Land rund um den Wasserfal war in dem Besiz der Iroquoisen. Nun wusten die Franzosen, daß diese niemals gutwillig zu Errichtung eines Forts in ihrem Lande ihre Zustimmung geben würden. Wolte man es aber mit Gewalt zu erlangen suchen, so würde der oben angeregte 15te Artikel des utrechtschen Friedens dadurch offenbar gebrochen werden. Solches aber konte unser Ministerium, wenn es nur in ihrem Vermögen stünde, nicht ungerächet hingehen lassen.

Da aber ein französischer Minister sich kein grosses Bedenken macht einen feierlichen Frieden

zu

zu brechen, wenn es nur ungestraft geschehen kan, so entschlos sich auch anjezt der Hof die Gelegenheit zu Errichtung eines Forts bei dem Wasserfalle, alsdenn wahrzunehmen, wann unser Ministerium so sehr in europäische Staatsangelegenheiten vertiefet wäre, daß es sich um die amerikanische nicht bekümmern könte. Nun glaubten die Franzosen, daß diese Gelegenheit sich im Jahr 1720 oder 1721 ereignet hätte, deswegen sandten sie damals einige hin, die zu Niagara ein kleines Fort errichten musten.

Doch ehe sie solches fertig hatten, kamen die Irokoisen aus eignem Antrieb dahin, griffen die Franzosen an und verjagten sie, worauf sie das Fort schleiften. Im Jahr 1725 aber zeigte sich eine andre Gelegenheit, da sich dann die Franzosen entschlossen sich derselben zu bedienen, und einen bessern Gebrauch von dieser als von der vorigen zu machen. Sie suchten daher die Indianer durch Schmeicheleien zu gewinnen und brachten auch viele dahin, daß sie ihnen versprachen, daß sie sich nicht widersetzen wolten. Sie sendeten überdem so viele Mannschaft zur Errichtung des Forts ab, daß die widriggesinnte Indianer sich ihnen nicht widersetzen konten. Auf diese Weise richteten sie ein so starkes Fort daselbst auf und versahen es mit allem nothwendigen sowohl, daß die Indianer sich es nicht konten in den Sinn kommen lassen,

sich

sich desselben allein durch ihre Macht zu bemächtigen: Und unser Ministerium wolte niemals einigen von unsern amerikanischen Statthaltern den Befehl geben, ihnen beizustehen.

Wie die Franzosen sahen, daß unser Ministerium mit einer philosophischen Gelassenheit diesen ihren Eingrif in die brittischen Rechte auf Amerika und diesen offenbaren Bruch des 15ten Artikels des utrechter Friedens erduldete, so glaubten sie, sie könten wohl etwas weiter gehen.

Es sandte deshalb im Jahr 1726 der Statthalter von Canada eine Colonie nach der östlichen Seite von dem Ursprung des Sees Corlaer, welchen die Franzosen la Chanplain nennen. Allein da dieses in dem Gebiete unsrer Colonie von Massachusetsbai in Neuengland war, so lies dieselbe, ohne erst dazu aus England den Befehl zu erwarten, ihnen zu wissen thun, daß sie solche augenbliklich angreifen würde, wenn sie sich nicht gleich von dannen machten. Und die Franzosen fanden auch damals rathsam sich zurük zu begeben. Es ist aber wahrscheinlich, daß der französische Statthalter seinem Hofe von diesem Verfahren Nachricht ertheilet und sich neue Verhaltungsbefehle ausgebeten habe. Dem französischen Hofe war aber die friedfertige Gesinnung und Staatsabsichten unsers Ministeriums sehr wohl bekant, deshalb sie dem Statthalter nicht nur den Befehl

ertheilten, daselbst ein Etablissement, sondern sogar ein Fort aufzurichten, doch solches solte an der westlichen Seite des benanten Sees angeleget werden. Die Ursache aber warum sie die westliche Seite der östlichen vorzogen, war, weil jene nicht in der Provinz von Massachusetsbai lieget und sie demnach von dieser keinen Widerstand vermuthen konten. Ob nun gleich die westliche Seite von der Provinz Neujork zuständig ist, so waren sie doch der guten Meinung, daß dieselbe es nicht wagen würde, einige Feindseligkeiten anzufangen, ehe sie dazu Befehl und Hülfe aus England bekommen. Und dieses zu verhindern wuste der französische Hof schon Mittel und Wege. Es liesen daher die Franzosen sich im Jahr 1730 und 1731 zu Cronnpoint nieder und baueten daselbst das Fort Friedrich, welches sie hernach zu einem der allerstärksten in Amerika machten. Die Irokesen beklagten sich öffentlich über die Aufrichtung dieses Forts, so wie sie sich über das zu Niagara beschweret hatten. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Regierung von Neujork unsern Ministern diese Klagen werde vorgeleget haben. Allein solches war ohne Frucht, denn wir widersezten uns weder diesen noch andern Eingriffen der Franzosen eher als in dem leztern Kriege: obgleich der Krieg, so die Franzosen mit dem Kaiser und Reich im Jahre 1734 hatten, uns nicht nur

eine

eine gute Gelegenheit dazu gegeben, sondern uns sogar eine wirkliche Verpflichtung auflegte, uns ihnen zu widersetzen.

Inzwischen aber daß die Franzosen uns bei Missisipi, Niagara und Cronnpoint zu nahe traten, so liesen sie doch auch Neuschottland nicht aus den Augen. Wir hatten uns bisher noch keine Mühe gegeben dorthin eine Nationalcolonie hin zu senden noch eine bürgerliche Regierung daselbst anzuordnen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß wir zu Annapolis und Canso ein Regiment Soldaten liegen hatten, allein der Oberste und die mehresten Officieren waren niemals daselbst gegenwärtig: und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Oberste sowohl als die andern Officieren das Geld für die mehresten Soldaten in die Tasche stekten und die Gemeinen fehlen liesen. Es ist auch nicht zu läugnen, daß wir diejenigen Franzosen, so sich in unsern Ländern niedergelassen, zu der Zeit wie unser jezige König den Thron bestiegen, in Eid und Pflicht genommen; allein man erlaubte ihnen doch daß sie fernerhin sich ihre Magistrats Personen selbst erwählen könten. Und vielleicht hat der französische Befehlshaber von Capbreton solche insgeheim angeordnet oder wenigstens angepriesen. Denn sie standen mit demselben in weit genauerer Verbindung, als mit unserm Statthalter: daher es auch kam, daß

sie

sie sich selbst die neutralen Franzosen nanten, mit welchem Namen sie sogar von unsrer dortigen Besatzung beleget wurden. Wie aber der Krieg zwischen uns und den Franzosen ausbrach, so suchten sie bei jeder Gelegenheit sich als wahre und ächte Franzosen zu beweisen.

Man sieht also aus dem angeführten, daß von 1711 an bis auf den leztern Krieg der Wachsthum der französischen Macht und Länder in Amerika, der Nachlässigkeit unsrer Minister beizumessen sey: welche nicht mit demjenigen Fleise, der von ihnen gefodert werden konte, die engländischen Rechte zu bewahren noch unsre Länder in Amerika sicher zu stellen sich angelegen seyn liesen. Allein diese Nachlässigkeit oder die Unachtsamkeit unsrer Minister war ihrer Wilkühr nicht allein beizumessen: denn sie wurden dazu gezwungen durch diejenige Aufmerksamkeit, welche unser Ministerium zu den Zeiten der Königin Anna und nachher immerhin auf die Verbindungen mit dem festen Lande von Europa zu wenden genöthiget war. Der einzige Unterschied aber mus hier erwogen werden, daß in den dreien lezten Jahren der Regierung der Königin Anna die Gegenparthei des Hofes die grösten Beschützer und die heftigsten Vertheidiger dieser Verbindungen mit dem festen Lande Europens waren. Unser Ministerium wurde also dadurch gezwungen, mehr Achtung vor dieser

Art der Verbindungen zu zeigen, als es sonst vielleicht würde gethan haben, und dem zufolge unsre amerikanische Sachen zu verabsäumen. Allein seit der Zeit hat unser Ministerium die Parthei solcher Verbindungen, aus der Ursache, ergreifen müssen, weil die Gegenparthei des Hofes, von da an, gegen dergleichen Verbindungen, manchmal mit mehrerem Eifer als nöthig gewesen, geredet hat.

Ich wende mich anjezt zu den leztern Kriege. Und ich weis gar wohl, daß man damals behauptet hat, daß man zu der Zeit eine gute Gelegenheit gehabt habe, die Franzosen aller Eroberungen zu berauben, die sie in Amerika gemacht: ja daß man dieselben dahin hätte bringen können, daß sie durch einem sichern, rühmlichen und entscheidenden Friedenstractat alle britannische Rechte in der Weltgegend auf die volkommenste und deutlichste Art hatten anerkennen und bestätigen müssen. Allein ich glaube doch, daß eben die Herren welche solches behaupten, mir zugestehen werden, daß die Freiheit von Europa und die Unabhängigkeit unsrer Nation in der äuserstен Gefahr würde gewesen seyn, wenn Frankreich seinen Endzwek erreichet und die österreichische Macht herunter gesetzet. Alsdenn würde es das deutsche Reich auf eine solche Art regieret haben, daß jeder Prinz desselben von ihm würde abhängig gewesen seyn, wenn er sonst sein Land behalten wolte. Und

dieses

dieses war gewis der Franzosen ihr Augenmerk, wie sie nach dem Tode Kaiser Carl VI. mit ihrer Macht das deutsche Reich überzogen. Und wenn das wahr ist, daß die Freiheit von Europa von der Vereitelung dieser französischen Gesinnung abhieng, so waren wir um unsrer eignen Sicherheit willen verbunden, dazu mit behülflich zu seyn, und demnach uns in den Krieg einzulassen, der damals auf dem festen Lande von Europa geführet wurde.

Es geht mich anjezt nicht an zu untersuchen, ob dieser Krieg auf die beste Art geführet worden sey, oder ob nicht einige von unsern Alliirten ein groses Theil der Unkosten, als wirklich geschehen, hätten über sich nehmen müssen. Dis nur wil ich bemerken, daß dieser Krieg jährlich der Nation eine solche entsezliche Ausgabe verursachet, daß es nicht möglich gewesen, noch eine jährliche Nebensumme zu einem tapfern Kriege auf dem festen Lande in Amerika hinzu zu fügen. Ja wie gar der Siz des Krieges nach Flandern gekommen und die Franzosen von Jahr zu Jahr so glüklich waren, es noch weit weniger in unserm Vermögen gestanden den Krieg in Amerika mit Eifer fortzusetzen. Endlich überführte uns auch das Schiksal, der mit Genehmhaltung des Parlaments im Jahr 1747 eröfneten Subscription, daß wir nicht länger im Stande waren, mit vorigen Aufwand

den Krieg in Europa fortzusetzen. Es lies sich aber leicht vorher sehen, daß wenn wir nicht eben so viel Geld als vorher würden herschiesen, es unsern Alliirten unmöglich fallen würde den Krieg mit einiger Hofnung eines glüklichen Erfolgs fortzusetzen.

Da das Schiksal dieser Subscription einen grosen Einflus auf die bald darauf zu Aken angestelte Friedensunterhandlung gehabt hat, so werde ich vorerst zeigen, wie unser Ministerium genöthiget worden sey, den daselbst geschlosnen Friedenstractat zu genehmigen: und alsdenn werde ich darthun wie eben dieser Friede und die darauf gefolgte Zudringlichkeiten des französischen Hofes die vornehmste Endursach des gegenwärtigen Krieges sey. Allein hiezu wird eine kurze Geschichte der Subscription nöthig seyn und eine Erzählung von demjenigen, was ich als die Haupturſache dieser unglüklichen Begebenheit ansehe.

XXXXII.

Nachricht von dem Leben der Maria Stuart, Königin von Schottland.

Aus

Dr. Robertsons neulich herausgegebenen vortreflichen Historie von Schottland, 2 B. 4to.

(Gentl. Magaz. April 1759. S. 151. u. f. und Mai S. ꝛ ꝛ u. f.)

Maria war die Tochter Jacobs des V. von Schottland und der Maria v. Guise, einer Tochter Claudius des I. von Lothringen, Herzogs von Guise, welche sich mit Jacob auf Befehl Franz des I. von Frankreich vermählte, da sie die hinterlassene Witwe Ludwigs des II. Herzogs von Longuevilla war, und eine zwote Verbindung mit Henrich den VIII. von England ausgeschlagen hatte.

Maria ward einige Tage vor dem Tode ihres Vaters Jacobs des V. geboren, da die Verfassung des Königreichs so beschaffen war, daß es

nicht fehlen konte, daß die folgende Regierung würde unruhig und unglüklich seyn. Man hatte einen Krieg wider England ohne Noth angefangen und sezte ihn ohne Glük fort; verschiedene der vornehmsten waren zu London in Verhaft genommen worden, und der übrige schottländische Adel, wurde, nach seinen verschiedenen Aussichten und wider einander streitendem Eigennutze, getheilet. Die durch die Reformirer veranlassete Religionsstreitigkeiten wurden täglich heftiger, und vermehrten die Wuth derjenigen Partheien, welche natürlicher Weise vor eine Regierungsart waren die der aristocratischen nahe kam.

Nach einigem unter dem Adel vorgefallenem Streit, wurde der Graf von Arram, als nächster Erbe der unmündigen Königin, zum Regenten ernennet. Dieser war ein von Natur furchtsamer und unschlüssiger Mann, der sich bewust war, daß seine Geschiklichkeiten seiner Würde nicht gleich kamen; jedoch war er dabei weder grausam noch ehrgeizig.

Henrich der VIII von England, welcher grose Entwürfe wider Frankreich im Sinne hatte, sahe mit Vergnügen Schottland in einem Zustande der denenselben keinen Einhalt zu thun vermochte. Damit er nun ferner sicher wäre, wünschte er, daß eine eheliche Verbindung zwischen Maria und seinem einzigen Sohn Eduard, welcher nachher

König

König Eduard der VI. ward, statt haben möchte. Jedoch die Art, womit er versuchte sein Vorhaben auszuführen, machte, daß es gänzlich mislung. Denn, anstatt daß er des furchtsamen Wesens, der Thorheiten und des Eigennutzes der Häupter unter den Schotten schonen sollen, so brachte er die ganze Nation durch die ungestüme Foderung wider sich auf, worin er begehrte, man solte die Königin seinem Schutze anvertrauen und die Regierung während ihrer Minderjährigkeit in seine Hände übergeben.

Wiewohl er nun nachher von diesen Foderungen abstund, so wurde doch der Geist des Widerspruchs, welchen er dadurch rege gemacht hatte, von dem Cardinal Beatoun, welcher bei der lezten Regierung erster Minister gewesen, mit so vieler Geschiklichkeit und Kunst angefrischet, daß dieser eine Parthei wider eine so mächtige Verbindung machte. Er wagte es, sich der Person der jungen Königin und ihrer Mutter zu bemächtigen, richtete ein besonderes Hoflager zu Stirling auf, und drohete einen andern Reichsverweser für Arram einzusetzen. Denn Henrich hatte lezteren durch auserordentliche Versprechungen auf seine Seite gebracht, welche Zusagen er wahrscheinlicher Weise zu erfüllen niemals Willens gewesen; indem er sich erbot, seine Tochter Elisabeth mit seinem Sohne zu vermählen und ihn zum Könige

über denjenigen Theil von Schottland, welcher jenseits des Flusses Forth lieget, zu machen.

Man fand jedoch nicht nöthig einen neuen Regenten zu machen, da der Cardinal Arrams Furcht unterhielte, und ihn dahin vermochte, der Freundschaft Englands für die gegen Frankreich zu entsagen, und sich zum Werkzeug in der Ausführung seiner eigenen Absichten gebrauchen zu lassen. Beatoun wurde jedoch bald nachher von Norman Lesley dem ältesten Sohn des Grafen von Rothes; welchen er beschimpfet und unterdrücket hatte, ermordet. Nach seinem Tode nahm die verwitwete Königin eine ansehnliche Stelle bei den Regierungsgeschäften ein.

Die Schotten waren durch die Thorheiten Henrichs und durch den Einfal der Engländer in ihr Land unter dem Herzoge von Sommerset, welcher der Beschützer von England, während der Regierung Eduard VI, der in seiner Minderjährigkeit starb, war, gezwungen, eine genauere Verbindung mit Frankreich einzugehen. Die verwitwete Königin, welche sowohl dem Blute nach, als aus Neigung, mit Frankreich verbunden war, machte sich die Gesinnungen der damaligen Zeit zu Nutze, und die Schotten, blos um ihrer Rache gegen England zu wilfahren, boten ihre junge Königin dem Dauphin, dem ältesten Sohn Henrichs des II. von Frankreich an und schlugen

zugleich

zugleich vor, sie an den französischen Hofe zur Auferziehung zu schicken.

Dieses Anerbieten wurde alsobald und mit vieler Freude von Henrich angenommen, und Maria, welche sechs Jahr alt war, wurde nach den geschliffensten und verdorbensten Hofe von Europa gesendet, woselbst sie sich viele Volkommenheiten, welche zwar zu ihren Annehmlichkeiten als ein Frauenzimmer das ihrige beitrugen, aber auch manche Vorurtheile, die ihre Volkommenheiten als Königin verringerten, erwarb.

Die verwitwete Königin blieb in Schottland zurük und Arram fuhr in der Würde des Regenten, mit einem Gehalte von Frankreich und dem Titel eines Herzogs von Chatelherault dieses Königreichs, fort. Es dauerte aber nicht lange, da die Königin den Vorsaz faste, die Regierung an seiner Statt zu führen. Um nun die Beförderung ihrer Absicht desto leichter zu machen, liebkosete und schmeichelte sie allen ihren Feinden und im Jahr 1550, zwei Jahre nachher da die Königin nach Frankreich geschicket wurde, wuste sie, unter dem Vorwande, sie zu besuchen, den ganzen schottischen Adel, bei welchem die vornehmste Macht und Ansehen der Nation war, zu sich herüber zu locken und in ihre Gewalt zu bringen. Da man nun ihre Gemüther durch die Lustbarkeiten des französischen Hofes erweichte,

durch die Höflichkeiten des Königes ihnen schmeichelte und sie durch wenige zu rechter Zeit angebrachte Gunstbezeugungen, und ein freigebiges Versprechen, auf viele zu erwartende gewonnen hatte, wurden sie alle bewogen, der Königin Absichten zu billigen.

Da sie noch in Frankreich war, geschahe an Arram im Namen des Königes der Vorschlag, der sowohl mit Versprechungen als Drohungen unterstützet wurde, daß er ihr freiwillig die Regierung abtreten solte. Man versprach ihm die Bestätigung seines französischen Titels, eine ansehnliche Vermehrung seines Gehaltes, eine Erkentnis des Parlaments wegen seines Rechts auf die künftige Thronfolge von Schottland, und eine öffentliche Genehmigung seines Verfahrens als Regent. Hingegen drohete man ihm mit der Ungnade des Königes und dem Ansehen der verwitweten Königin bei dem Volke, der Uebelgesinntheit des Adels und mit der Gefahr, daß man ihn zur Rechenschaft ziehen würde. Solchergestalt gelung der Königin ihr Vorhaben, und Arram stund freiwillig von der obersten Gewalt ab, welche er wahrscheinlicher Weise, aller Widersetzung ungeachtet, würde haben behalten können.

Im Jahr 1551, nachdem diese wichtige Sache so leicht durchgegangen, begab sich die verwitwete Königin wieder nach Schottland zurük, um ihre

neue

neue Würde in Besitz zu nehmen; sie wurde aber durch die Anstalten des Erzbischofs von St. Andrews, Bruders des Regenten, noch drei Jahr länger davon abgehalten, da denn die junge Königin, die in ihr zwölftes Jahr getreten war, auf ein ihr zukommendes Recht bestunde, einen Regenten, welchen sie wolte zu ernennen. Sie bestimte darauf ihre Mutter zu dieser Würde, welche dem zufolge den 10ten April 1554 zur Regentin erkläret wurde.

Die neue Regentin sahe bald darauf ein, daß ihr Ansehen eingeschränket und nur Bittweise war, weil es von dem Gerichte der gegenseitigen Partheien abhieng. Sie bemühete sich deswegen es zu erweitern und fest zu setzen, dadurch daß sie die eilige Verheirathung ihrer Tochter mit dem Dauphin veranstaltete. Ob nun gleich eine Hofparthei, die nicht damit zufrieden war, daß die Ehre einer so grosen Verbindung dem Hause Lothringen zu Theil werden solte, wider diese Verheirathung einige Schwierigkeiten machte, so kam sie doch in Frankreich, in Gegenwart acht schottischer Parlamentsglieder, welche bei dieser Gelegenheit erwählet worden, die ganze Nation vorzustellen, zu Stande.

Diese Vermählung ward den 10ten April 1558 da die junge Königin eben sechzehn Jahr alt war, volzogen, und die Bevolmächtigten von Schottland

hatten

hatten mit groser Einsicht und Aufrichtigkeit alle mögliche Behutsamkeit bei dem Heirathstractate angewand, um die Freiheit und Unabhängigkeit Schottlandes zu erhalten, und, im Falle die Königin ohne Leibeserben versterben solte, die Thronfolge dem Hause Hamilton, wovon Chatelherault damals das Haupt war, zu versichern. Dem ohngeachtet ward Maria durch die betrügerische und treulose Kunstgriffe des Königs in Frankreich und seines Hofes vorher überredet, drei Punkte zu unterschreiben, nach welchen, fals sie keine leibliche männliche Erben hätte, sie das Königreich Schottland als eine freie Gabe der Krone Frankreich anheim fallen liese. Sie erklärete dabei alle hiewider streitende Verbindlichkeiten, welche sie, aus Noth gedrungen, etwa eingegangen haben möchte, für nul und nichtig.

Die Jugend, die Unerfahrenheit, die fremde Erziehung der Königin, ihre besondere Zuneigung zu dem Adel des französischen Hofes und die Achtung, welche sie für den Willen ihres Oheims des Herzogs von Guise hegte, dieses alles ist zureichend genug, sie vor aller Beschuldigung und Tadel in diesem Stük zu rechtfertigen. Nichts aber konte schändlicher seyn, als die Art, womit sie hintergangen ward, und die Boshaften, so solches ausführeten, waren, zu unauslöschlichem Vorwurf des königlichen Namens und des Adels,

der

der König Henrich von Frankreich selbst, desselben Grossiegelbewahrer der Herzog von Guise, und der Cardinal von Lothringen.

Bald nach Volziehung dieser Vermählung bestieg die Königin Elisabeth den englischen Thron, und die Prinzen von Lothringen machten, sowohl um ihre Nichte die Königin von Schottland dem Dauphin würdiger zu machen, als auch ihrer eigenen Eitelkeit ein Genüge zu thun, namens derselben einen Anspruch auf die englische Krone rege, welcher auf keine unebene Gründe beruhete. Es lies nämlich Henrich der Achte, um seinen trotzigen Eigensinn zu beruhigen, seine beiden Töchter Maria und Elisabeth durch eine Parlamentsacte für unehelich erklären. Diesem zufolge hatte, nach dem Tode Eduards, des Bruders dieser beiden, die Königin von Schottland, als eine die von Henrichs ältester Schwester Margareta, Königin von Schottland, gesezmäsig abstammete, das nächste Recht auf die Thronfolge. Jedoch, da Henrich, kraft seines Willens, eben dieselben Töchter, an deren Erklärung für uneheliche er schuld gewesen war, ihm in der Regierung zu folgen bestimmet hatte, so vertraten sie, diesem Willen gemäs, eine nach der anderen die Stelle der Königin von Schottland, ungeachtet die nächsten Prinzen denselben nicht für gültig erkant hatten. Man lies Maria ruhig den Thron

besteigen,

besteigen, weil sie eine Feindin der Reformation war, aber Elisabeths Erhebung, da es von ihr bekant war, daß sie der Reformation zugethan sey, duldete man nicht ohne Widerwillen. Die Königin von Schottland wurde daher von eben denselben Mächten des Reichs angespornet, den Titel einer Königin von England anzunehmen, und Elisabeth auszuschliesen, welche es stilschweigend geschehen lassen, daß Maria der Königin von Schottland vorgezogen worden.

Die Königin von Schottland und ihr Gemahl nahmen nun den Titel als König und Königin von England an, das englische Wapen wurde sowohl auf ihre Münzen als Silbergeschirr gepräget, und man bediente sich desselben bei aller Gelegenheit. Ueberdem machte man Anstalten dieses Recht gültig zu machen, indem man von Schottland aus einen Einfal in England that, und um die Schottländer zu diesem Vorhaben willig zu machen, war es nothwendig die Reformation zu unterdrücken. Man fieng deswegen eine Verfolgung an, und obgleich die Absichten davon blos politisch waren, wurde sie doch mit groser Grausamkeit geführet, und das ganze Königreich ward bald, während eines bürgerlichen Krieges, in welchem zuweilen die Papisten, zuweilen die Protestanten die Oberhand hatten, ein Schauplaz von Feindseligkeit und Verwirrung.

Da diese Bewegungen noch fortdauerten, starb Henrich von Frankreich am 8ten Heumonats 1559 an einer Wunde, welche er zufälliger Weise in einem Turnier bekommen hatte, und der Dauphin, welcher mit Maria vermählet war, ward unter dem Namen Franz des Zweiten sein Thronfolger.

Franz, welcher weder natürliche Gaben, noch Erfahrung hatte, lies sich gänzlich von dem Herzoge von Guise und dessen Bruder dem Cardinal, welche der Königin Oheime waren, regieren. Auf deren Eingebung geschahe es, daß er sich anschikte eine mächtige Armee nach Schottland zu senden, sowohl um dem Aufstande der Protestanten Einhalt zu thun, als den vorhabenden Einfal in England zu erleichtern. Bald darauf landete ein ansehnlicher Theil französischer Kriegsvölker in Schottland, welches einen so grosen Anstos verursachete, daß das Parlament bei voller Versamlung feierlich und einhellig dahin stimte, daß die verwitwete Königin der Würde einer Regentin entsetzet werden solte, und man die Elisabeth um Beistand an Volk und Geld ersuchen wolte, damit man dadurch im Stande wäre die gefaste Entschliesung durchzutreiben. Dieses veranlassete einen neuen Gegenstand von Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Schottland, welcher durch den Beistand von England unterstützet ward.

Mitten

Mitten unter diesen Unruhen starb die verwittwete Königin, und man trat in Unterhandlungen, um die Aussöhnung aller Partheien zu bewirken. Endlich kam durch die Abgesandten von jeder Macht ein Friedensschlus zu Stande, worin unter andern fest gesetzet war, daß Franz und Maria sich ins künftige niemals den Titel und das Wapen des Königs und der Königin von England anmasen solten, daß die französische Macht, welche man nach Schottland geführet hatte, unverzüglich zurük berufen werden solte, daß niemals, ohne Einwilligung des Parlaments fremde Kriegsvölker ins Land gebracht werden solten, und daß, während der Abwesenheit der Königin, die Verwaltung der Regierung einem Rathe von zwölf Personen anzuvertrauen sey, wozu die Königin sieben und das Parlament fünf, aus vier und zwanzig, welche das Parlament vorzuschlagen hätte, erwählen solte.

Bald nachher, da dieser Tractat geschlossen worden, starb Franz am 4. des Christmonats 1560 ohne Leibeserben, und hinterlies Maria als Witwe, da sie noch nicht völlig achtzehn Jahr alt war. Da aber diese sich von der Königin Mutter der Catharina von Medicis hintangesetzet sahe, mit der sie sich um die Wette nach Macht und Ansehen, so lange Franz der Zweite lebte, beeifert hatte, auch fand, daß sie von den Hofleuten verlassen

lassen wurde, die sich nun an die steigende Hoheit Carls des Neunten, des nächsten Bruders des verstorbenen Königs, der ihm in der Krone folgte, hielten, begab sie sich, mit Gram und Kummer überhäufet, nach Reims in die Einsamkeit.

Sie wurde bald darauf durch eine feierliche Gesandtschaft ersuchet, in ihr Vaterland zurük zu kehren und das Ruder der Regierung, welches schon zu lange anderer Händen anvertrauet gewesen, wieder zu übernehmen. Maria, obschon sie die Abgesandten mit groser Vertraulichkeit und Gnade empfieng, eilte doch nicht, nach Schottland zurük zu kehren, sondern zauderte beständig in Frankreich, nicht so sehr wegen einiger ihr noch übrig gelassenen würklichen Vergnügungen, denn die Königin Mutter bediente sich aller möglichen Mittel sie zu quälen und ihr Kummer zu machen, sondern vielmehr aus einer natürlichen Neigung zu dem Orte, woselbst sie an Zierde, Pracht und Lustbarkeit sich gewöhnet hatte, und wegen der rauhen Vorstellungen, welche sie von der Barbarei ihres eigenen Landes und der Unruhe ihrer Unterthanen gefasset hatte.

Damals drang Elisabeth bei Maria darauf, die Artikel des lezten Tractats zu befestigen, kraft welcher sie sich anheischig gemachet hatte, sich des Titels und der Wapen der Königin in England zu enthalten. Dieses lehnte aber Maria ge-

schiklich von sich ab, in der geheimen Hofnung, daß ins künftige einige günstige Gelegenheit sich ereignen dürfte, wobei sie ihre Ansprüche erneuern und weiter treiben möchte. Dieses war die wahre Ursache der Eifersucht und des Misverständnisses zwischen Elisabeth und Maria, welches nachher beständig fortdauerte.

Maria war jezt im Begrif aus Frankreich zu reisen und lies daher bei Elisabeth um ein sicheres Geleit während ihrer Reise längst den englischen Küsten ansprechen. Allein dieses Ersuchen, welches blos des Wohlstandes wegen ein Fürst dem andern würde zugestanden haben, schlug Elisabeth auf solche Art ab, die genugsamen Grund zum Verdacht gab, daß sie willens sey, jene auf ihrer Reise aufzufangen *).

Dieses

*) Wegen dieses sichern Geleits ward d' Oysell von der Königin von Schottland an Elisabeth gesandt. Wie aber die Königin von England solches dem d' Oysell, bei zahlreicher Versamlung des Hofes abschlug, so lies Maria nachher den Throgmorton, ordentlichen englischen Abgesandten am französischen Hofe, zu sich rufen, an welchen sie folgende Rede hielte: „Ich weis nicht wie gros „meine weibliche Schwäche ist und wie weit mich „meine Leidenschaften führen können: allein es „gefält mir nicht so viel Zeugen meiner Schwach„heiten zu haben, als neulich eure Gebieterin hatte, „da sie mit dem Herrn d' Oysell, meinem Abge„sandten, redete. Nichts verdrieft mich mehr, als „daß ich um solche Dinge ersuchen lies, um die

„ich

Dieses ungrosmüthige Verfahren der Elisabeth verdros zwar Maria sehr, machte aber jedoch in

 ihrer

„ich zu bitten nicht nöthig hatte. Ich kan mit „Hülfe Gottes in mein Land zurükkehren, ohne „daß ich sie um Erlaubnis zu bitten habe, wie ich „denn auch, Troz ihrem Bruder Edward hieher „gekommen bin. Mir fehlt es auch nicht an „Freunden, die, wie sie mich herüber gebracht „haben, mich auch wieder zurükführen können und „wollen; jedoch habe ich mich lieber eurer Kö„nigin Freundschaft, als irgend einer andern be„dienen wollen. Ich habe euch öfters sagen hören, „daß die Freundschaft zwischen ihr und mir für „unser beide Königreiche nothwendig wäre, allein „es scheinet wohl, daß sie andere Gedanken hierin „hege, sonst würde sie mir eine solche Kleinigkeit „nicht abgeschlagen haben. Vielleicht aber ist sie „den Schotten, die wider mich aufstehen, günstiger, „als mir der Königin von Schottland, die ich in „der königlichen Würde ihres gleichen bin, mir, „ihrer nächsten Anverwandtin und gewissesten „Erbin. Kanst du dir einbilden, daß dasjenige „gute Verständnis zwischen ihr und meinen auf„rührischen Unterthanen bestehen könne, welches „zwischen ihr und mir vorwalten kan? Wie? „stellet sie sich vor, ich werde keine Freunde mehr „haben? Gewislich sie ist es, die mich getrieben „hat bei ihnen Hülfe zu suchen, ob ich es gleich „nicht gerne that. Und diese können sich nicht ge„nug verwundern, aus was Ursache sie neulich mei„nen Unterthanen Beistand leistete, und nun mich, „eine Witwe, hindern kan, zu meinen Unterthanen zurük zu kehren. Ich verlange nichts von ihr „als Freundschaft, ich verursache ihr keine Unru„hen, noch mische ich mich in die Sachen Englands. „Jedoch ist mir nicht unbekant, daß sich verschie-

„dene

ihrer Abreise von Frankreich keinen Aufschub. Sie wurde nach Calais, woselbst sie sich einschiffete

„dene in England finden, die mit der jezigen Ver„fassung desselben unzufrieden sind. Sie rükt mir „meine wenige Erfahrung vor. Ich gestehe es: Alter „bringt Erfahrung; allein ich bin doch so alt, „daß ich mich freundschaftlich, leutselig und wie „es sich gebühret, gegen meine Anverwandte und „Freunde betragen kan, und ich kan meine Zunge „in Zaum halten, daß sie nicht Sachen rede, die „einer Königin und Verwandtin unanständig sind. „Aber ich mus mit ihrer Erlaubnis sagen, daß „ich sowohl als sie eine Königin bin, noch nicht „von Freunden verlassen und im Stande, sowohl „als sie, einen hohen Geist zu zeigen. Es würde „sich wohl für uns geziemen, uns unter einander „mit einer gewissen Gleichheit auszumessen. Je„doch ich enthalte mich der Vergleichung, die we„nig besser als Zank, und vom Unglimpfe nicht „entfernet ist. Was den Tractat von Edinburg „betrift, so war er bei Lebzeiten des Königs, „meines Gemahls, dem ich in allen zu gehorchen „schuldig war, gemacht; und hat er die Bestä„tigung desselben verschoben, so lege man es ihm, „und nicht mir zur Last.

„Nach seinem Absterben haben mich die fran„zösischen Räthe meinen eigenen Räthen über„lassen, und meine Oheime wolten sich nicht in „die Sachen Schottlands mischen, weil sie weder „der Königin Elisabeth, noch den Schotten Anstos „geben wolten. Die Schotten, die bei mir gegen„wärtig sind, sind Privatleute und nicht so ge„schikt, daß ich sie in einer so wichtigen Sache „zu Rathe ziehen könte. Sobald ich nur die Ge„sinnungen der Stände meines Königreichs erfah„ren werde, wil ich eine gewierige Antwort ertheilen,

sete, auf eine ihrer Würde als Königin von zwei mächtigen Königreichen geziemende Art begleitet.

„len, und ich wil, so viel ich kan, eilen, zurük zu „kehren, um dieselbe desto mehr zu beschleunigen. „Jedoch sie hat beschlossen mir den Weg zu ver„sperren, damit ich es nicht thun solte, und so ist „Sie die Ursache, weswegen ich sie nicht befrie„digen kan. Vielleicht aber wil sie selbst nicht „befriediget seyn, damit nur die Mishelligkeiten „unter uns kein Ende haben möchten. Sie rükt „es mir zum öftern vor, daß ich ein junges „Mägdchen sey, dies sol ein Verweis seyn, al„lein gewis sie dürfte mit Recht mich für ein un„verständiges Mägdchen halten, wenn ich diese „wichtige Sache ohne Mitwissen meiner Stände „verhandelte. Ein Frauenzimmer ist, wie ich „habe sagen hören, weder der Ehre noch des Ge„wissens wegen, verbunden, für die Thaten ihres „Mannes zu stehen. Allein ich wil hierüber nicht „streiten; dieses aber kan ich aufrichtig bekennen: „Ich habe meiner wertheften Schwester nichts ge„than, daß ich nicht wolte, daß man mir gethan „hätte. Ich habe ihr alle Pflichten der Höflich„keit und Verwandtschaft geleistet, allein sie hält „dieselbe entweder nicht für aufrichtig, oder sie ver„achtet sie. Wolte GOtt, sie hätte mich so lieb, „als nahe ich ihr, dem Blute nach, angehöre! denn „dieses würde eine vortrefliche Art der Verwandt„schaft seyn. GOtt vergebe es denen, so einige „vorhanden sind, die den Samen der Zwietracht „zwischen uns ausstreuen. Du aber, der du ein Abgesandter bist, sage mir aufrichtig die Ursache, „warum ich ihr so sehr misfalle, da ich sie weder „mit Worten noch in der That beleidiget habe? ꝛc. „ — Udall. Hist. der K. Maria. S. 7 u. f. „Diese Anrede ist aus des Throgmortons Briefen „genommen.„

In ihrem Gefolge waren sechs Prinzen von Lothringen, ihre Oheime, nebst verschiedenen der ansehnlichsten aus dem französischen Adel. Catharina, welche sich ins geheim über ihre Abreise freuete, verschönerte dieselbe durch verschiedene Anstalten von Pracht und Ehrerbietung. Nachdem sie den folgenden Morgen mit traurigem Herzen und Augen vol Thränen die Abschiedsbesuche angenommen, verlies Maria das Königreich, den kurzen aber einzigen Auftritt ihres Lebens, in welchem das Glük sie angelächelt hat. Während daß die französische Küste ihr noch im Gesichte blieb, wendete sie ihre Augen nicht davon ab, und da sie in einer gedankenvollen Stellung an den Gipfel des Glüks, wovon sie gefallen war, dachte, und vielleicht die Unglüksfälle und das Elend, welche das übrige ihrer Lebenstage vergällen solten, voraus sahe, seufzete sie oft und rief aus: „Lebe wohl Frankreich! lebe wohl „geliebtes Land, welches ich nie wieder schauen „werde.„ Selbst da die Dunkelheit der Nacht dieses Land ihren Augen entzog, wolte sie sich weder in die Cajüte begeben, noch einigen Unterhalt zu sich nehmen, sondern befahl ein Ruhebette auf das Verdek zu setzen, worauf sie mit äuserster Ungeduld den wiederkommenden Tag erwartete. Das Glük war ihr hiebei günstig; denn die Galliote hatte während der Nacht nur einen kleinen

Weg

Weg zurük geleget. Des Morgens war ihr die französische Küste noch immer im Gesichte, und sie fuhr fort ihre Schwermuth mit dieser Aussicht zu unterhalten, und äuserte, so lange sie solche noch mit ihren Augen unterscheiden konte, in denselben zärtlichen Ausdrücken, die Empfindlichkeit ihres Scheidens. Zulezt erhub sich ein munterer Wind, durch dessen Hülfe Maria einige Tage lang, so wie nachher unter der Bedeckung eines starken Nebels, der englischen Flotte entgieng, welche darauf lauerte, sie aufzufangen. Sie landete darauf den 19ten Aug., nach einer Abwesenheit von beinahe 13 Jahren, gesund und wohl zu Leith in ihr Königreich an.

Maria ward von ihren Unterthanen mit den grösten Freudensbezeugungen empfangen, es war aber nicht möglich ihr die Armuth ihres Landes zu verheelen. Sie war über die Veränderung ihres Zustandes so sehr gerühret, daß sie stilschweigend und gedankenvol durch die Menge fuhr, welche die Luft mit ihrem Geschrei und Zurufen erfüllete, und untröstbar und niedergeschlagen zu Holyrood House ankam.

Sie hatte in der That weit wichtigere Ursachen zu tiefen Gedanken und Schwermuth, als den verlornen Glanz und Pracht, die sie an dem französischen Hofe zurük gelassen hatte. Die protestantische Religon war endlich durchs Gesez ein-

geführet, aber die Streitigkeiten hatten die Protestanten und Papisten im höchsten Grade wider einander erbittert. Der Adel hatte, während der langen Abwesenheit ihrer Regentin, sich eine zur Gewohnheit gewordene Unabhängigkeit und grosen Reichthum erworben, und in den zwei lezten Jahren hatte sich eine gänzliche Anarchie eingeschlichen, ohne Macht, und selbst ohne die Form einer regelmäsigen Regierung. Alle diese Uebel wurden durch Elisabeth vermehret, welche es ihrem Vortheile gemäs zu seyn erachtete, das königliche Ansehen in Schottland zu verringern, indem sie den Geist der Uneinigkeit unter dem Volke anblies, und welche sich daher aller ihrer Politik und Einflusses zu diesem Endzwecke bedienete.

Dem ohngeachtet war Maria selbst einigermasen ein Gegengift wider dieses Uebel, ohne daß sie dawider sich einiger Mittel, es sey durch Hülfe der Politik oder der Macht, bedienete. Sie war nun eben neunzehn Jahr alt, in der vollen Blüte einer Schönheit, die ihres gleichen nicht hatte. Sie besas eine unumschränkte Macht in ihrem eignen Reiche; Sie zeigte einen ungezwungenen und gefälligen Anstand in ihren Sitten, und ihr Hof, welcher mit den volkommensten Personen des französischen Adels angefüllet war, war ein Schauplaz von solcher Freude und Pracht, desgleichen niemals zuvor in diesem Lande gesehen

sehen worden. Ihre Jugend, ihre Schönheit und ihr Betragen erfülleten eines jeden Herz zugleich mit Ehrfurcht und Liebe. Selbst ihr Lächeln erfreuete nicht nur jedermann, sondern machte ihm auch Ehre; und die Häupter der verschiedenen Denominationen, die sie umgaben, beeiferten sich um die Wette, derselben Zeugnisse von ihrer Zuneigung und Schuldigkeit an den Tag zu legen.

Obgleich nun aber alle diese persönliche Vortheile hinreichend waren den guten Willen eines unruhigen und zertheilten Volkes zu erlangen, so war es doch noch nöthiger sich desselben aufs künftige zu versichern. Am ersten Sonntage nach der Königin Ankunft fiengen verschiedene der protestantischen Parthei zu murren an, und brachen so gar in Drohungen aus, weil sie befohlen hatte in der Kapelle ihres Pallastes die Messe zu lesen. Dem ungeachtet wurde diese Bewegung durch der Königin Freunde glüklich beigeleget, welche für Sie und ihre Bediente die ruhige Ausübung der römisch-catholischen Religion erhielten, wogegen die Königin eine Verordnung ausgehen lies, worin aller Anschlag, die reformirte Religion umzustosen, bei Lebensstrafe verboten wurde.

Die Königin ob sie sich gleich in den weiblichen Volkommenheiten sehr hervorthat, so fehlten ihr doch auch nicht diejenigen von einer höhern Art.

Sie hatte es in verschiedenen Künsten und Wissenschaften, die ihr als Königin zu wissen nöthig waren, weit gebracht, und ihr Verstand war keinesweges zu verachten. Sie vertraute nach einem politischen Entwurfe, den sie entweder selbst gemachet oder angenommen hatte, ehe sie Frankreich verlies, die Verwaltung der Geschäfte gänzlich den Protestanten an, und der Prior von St. Andrews und Maitland von Lethington, zwei der vornehmsten Glieder der protestantischen Parthei hatten die Macht und das Ansehen der Lieblingsminister.

Elisabeth, ohngeachtet sie damals, als Maria von Frankreich nach Schottland übergegangen, versuchet hatte, sie aufzufangen, lies derselben jezt zu ihrer glüklichen Ankunft ihre Freude bezeugen und zugleich bei ihr darauf andringen, um den Tractat vom 4ten Christmon. 1560 zu befestigen. Dieses schlug Maria aus oben gemeldeten Ursachen beständig ab. Indem sie aber herzlich wünschte, von den Beschwerlichkeiten, welchen die Feindschaft der Elisabeth sie nothwendig unterwerfen würde, befreiet zu seyn, schlug sie ein Mittel vor, daß sie von allem Anspruche auf die englische Krone, während des Lebens der Elisabeth und ihrer Erben abstehen wolte, mit diesem Bedinge, daß in Entstehung solcher, sie durch eine Parlamentsacte als nächste Erbin erkläret werden

solte.

solte. Elisabeth verwarf diese Vorschläge in einem gebietherischen Tone, mit der ausdrüklichen Erklärung, daß sie nie wieder einige Vorstellung anhören wolte, welche, obgleich entfernet, andeutete, daß ihr eigenes Recht auf die Krone von England nicht unabhänglich und unverlezlich wäre.

Am ersten Herbstmonats 1561, eben 12 Tage nach ihrer Ankunft in Schottland, hielte Maria ihren öffentlichen Einzug mit vieler Pracht in Edinburg, und obgleich von den Bürgern nichts verabsäumet wurde, ihre Hochachtung und Pflicht zu bezeugen, so waren sie dennoch so eifersüchtig auf ihre Religion, daß alle und jede Schauspiele, welche, nach Gewohnheit damaliger Zeit, bei dieser Gelegenheit gegeben wurden, so eingerichtet waren, daß sie die Strafen zeigten, womit sich der Almächtige an den Götzendienern gerächet hat.

Der erste, welcher dem Anscheine nach einige Hofnung zu der Ehre die junge Königin zu heirathen hatte, war der Graf von Arram, ein Sohn des lezten Regenten von Hamilton, Herzogs von Chatelherault, welcher als nächster Erbe zur Krone, wenn Maria ohne Kinder versterben solte, erkläret war. Er verlor aber dadurch der Königin Gnade, daß er an einer öffentlichen Protestation wider die Freiheit, welche ihr zur ungehinderten Ausübung ihrer Religion zugestanden worden, Theil genommen.

Schon

Schon seit langer Zeit herrschte zwischen dem Hause von Hamilton, und dem des Grafen von Bothwells eine tödtliche Feindschaft; damals aber wurden der Graf von Arram und Bothwell durch die Vermittelung ihrer gemeinschaftlichen Freunde wieder ausgesöhnet. Vor dieser Versöhnung hatten Bothwell und Arram eine gleich starke Freundschaft wider den Prior von St. Andrews gefasset; Arram, weil derselbe seinen Vater in der Königin Gunst ausgestochen, Bothwell aber, weil er persönliche Beleidigungen, während der lezten Bewegung von ihm erlitten hatte. Die erste Sache die sich nach ihrer Aussöhnung zutrug, war eine Nachricht, welche Arram dem Abte solte gegeben haben, daß Bothwell und seine Verwandte die Hamiltons, um die gänzliche Verwaltung der Geschäfte für sich zu haben, den Anschlag gefasset hätten, sowohl ihn und Maitland als die andern Lieblinge der Königin umzubringen. Auf diese Nachricht, es sey nun daß sie gegründet oder falsch war, lies die Königin Bothwell, Arram und einige andere in Verhaft nehmen, und zwang Chatelherault, Arrams Vater, das feste Schlos Dumbarton abzutreten, welches er seitdem, da er sein Amt als Regent niedergeleget hatte, im Besiz gehalten. Bald darauf wurde durch George Gordon, Graf von Huntley ein Aufruhr angesponnen, welcher

welcher durch die Leute der Königin, die der Prior von St. Andrews anführete, welcher zum Grafen von Murray erhoben worden, gestillet. Huntley, der ein dicker Mann war, wurde in der Verfolgung zu todte getreten; sein zweiter und dritter Sohn wurden umgebracht, und der älteste Sohn Lord Gordon ward durch der Königin Gnade verschonet.

Im Sommer 1562, schlug die Königin, welche beständig die Freundschaft der Elisabeth wünschte, eine persönliche Zusammenkunft mit ihr, wo es auch seyn möchte, im Norden von England vor. Elisabeth, welche diesen Vorschlag, ohne den Wohlstand zu beleidigen, nicht abschlagen konte, bemühete sich eine Entschuldigung zu finden, um diese Zusammenkunft von Zeit zu Zeit aufzuschieben, ohne jedoch ihren Entschlus, daß dieselbe nie statt haben solte, zu entdecken.

Um diese Zeit erhielte Maria von dem Hause Oesterreich Heirathsvorschläge, wegen des Erzherzogs Carls, dritten Sohnes des Kaisers Ferdinands, von Philip dem Zweiten von Spanien, in Ansehung seines Sohns Don Carlos, des damaligen Erben seines weitläuftigen Reichs, und von dem französischen Hofe für den Herzoge von Anjou, den Bruder ihres vorigen Gemahls. Maria hatte die meiste Neigung für den Antrag von Spanien. Der Erzherzog hatte wenig Gaben,

auser

auser seine hohe Geburt, sich beliebt zu machen, und sie konte sich nicht überwinden, an dem französischen Hofe in einem niedrigeren Range zu erscheinen, als derjenige war, den sie vordem daselbst behauptet hatte. Dieser Bewerbungen ungeachtet hatte sie doch verschiedene Gründe wider eine Verbindung mit einer fremden Macht, wovon die vornehmste war, daß solche ihren Unterthanen sehr misfiel, welche durch einen solchen Schritt aller Wahrscheinlichkeit nach sich in die Arme Englands werfen würden, als die einzige Zuflucht wider eine Unterdrückung, welche bereits ihre Freiheit und Religion in Gefahr gebracht hatte.

Da die englische Thronfolge ein geliebter Gegenstand der Maria war, und da sie die Macht der Elisabeth mehr als die von irgend andern Fürsten fürchtete, achtete sie es dienlich zu seyn, derselben zu schmeicheln, und Elisabeth, die ihren Einflus kante, wünschte sehr daß Maria einen Gemahl, den sie ihr vorschlagen würde, nehmen solte. Sie erachtete es daher gefügt zu seyn, ihr durch verschiedene Versprechungen und Drohungen, die dahin nicht abzuzielen schienen, zu erkennen zu geben, daß die Wahl eines britannischen Unterthanen für sie die zuträglichste und am wenigsten anstösig wäre: Endlich fieng sie eine Unterhandlung für ihren eignen Liebling den Lord Robert Dudley nachmals Grafen von Leicester an

Dieses

Dieses geschahe zu einer Zeit, da der Elisabeth Neigung gegen Dudley aufs höchste gestiegen war. Es ist wahrscheinlich, daß ihr einziger Endzwek war, Maria durch dieses Anerbieten hinzuhalten; um, wenn sie es abschlüge, Zeit zu gewinnen, und, wenn sie es annehmen solte, ihre Creatur dahin zu vermögen, den Tractat nach eigenem Gefallen in die Länge zu ziehen. Denn, da Elisabeth sich entschlossen hatte unverheirathet zu bleiben, wünschte sie sehr, ein Mittel zu finden, daß Maria auch unverheirathet bliebe, als wodurch deren Thronfolge in England dem Volke bei weiten nicht so reizend scheinen würde.

Dem ohngeachtet wandte Maria ihre Gedanken, mitlerweile sie auf Elisabeths Vorstellungen aufmerksam schien, auf Henrich Stewart Lord Darnley, ältesten Sohn des Grafen von Lenop und der Lady Maria Douglas, welche die Tochter der Margaretha, der ältesten Schwester Henrichs des Achten und des Grafen von Angous, welchen sie nach dem Tode ihres ersten Gemahls Jacob des Vierten von Schottland geheirathet hatte, war. Maria selbst war durch die erste Heirath der Lady Lenop Mutter ihre Enkelin. Da also Lady Lenop eine Tochter und die Königin Maria nur eine Enkelin der Margaretha war, so war die erste dem königlichen Geblüte von England näher als die leztere, ungeachtet sie aus einer

zwoten

zwoten Ehe erzeuget war. Ueberdem war sie in England, Maria aber in Schottland, geboren, und Personen die nicht in England geboren, oder unter der Bothmäsigkeit des Königes von England stehen, können in Absicht auf das Privateigenthum, zu keiner Erbfolge in dem Königreiche gelangen. Da auch das Recht der Thronfolge nicht so genau wie heutiges Tages bestimt war, so hielt man die Lady Lenop für eine gefährliche Nebenbuhlerin bei den Ansprüchen auf die englische Thronfolge. Der Graf von Lenop hatte auch, kraft seines eigenen Rechts Ansprüche auf die Thronfolge von Schottland zu machen. Denn er war der Urenkel der Maria, einer Tochter Jacobs des Zweiten. Maria war daher der Verbindung mit dem Lord Darnley geneigt, um dadurch einer mächtigen Mitbewerbung vorzubeugen, welche man, wahrscheinlicher Weise, im Falle er sich mit einer von den mächtigen Familien von England verbinden solte, vermuthen muste. Lenop, Lord Darnleys Vater, war aus Schottland vertrieben worden, weil er ein Anhänger von Henrich dem Achten gewesen, bei der Zwistigkeit, die mit dem Regenten von Schottland wegen der Heirathsvorschläge, welche an Maria wegen dessen Sohn Eduard geschahen, vorgefallen waren. Er hatte seine Zuflucht nach England genommen, woselbst er sich so lange aufhielte, bis Maria

ihn

ihn ersuchte wieder zu kommen, indem sie sich vorgenommen hatte, seinen Sohn zu heirathen, welchen, nebst seiner Gemahlin, er noch immer in England zurük gelassen hatte.

Nach der Ankunft des Lenox in Schottland und dem Gerüchte von der vorhabenden Verbindung der Königin mit seinem Sohn, wurden die Hamiltons, mit welchen er seit langer Zeit in Feindschaft gelebet, aufgebracht, und hatten dem Herzog von Chatelherault zu ihrem Anführer. Dem ungeachtet legte die Königin mit ihrer Klugheit und Ansehen diese Streitigkeiten bei und beruhigte sie.

Maria, welche jezt sehr verlangte zu einiger Entscheidung der Sache zu gelangen, lies Elisabeth wissen, daß auf die Bedingung, daß ihr Recht zur Thronfolge öffentlich erkant werden solte, sie in ihr Gesuch in Ansehung des Leicesters willigen wolte. Dieses hatte Elisabeth, wie sie zuerst es gefügt zu seyn erachtete, sich der Heirath der Maria zu widersetzen, zu leisten sich anheischig gemachet, wiewohl solches einer vorhin gegebenen Erklärung zuwiderlief; da aber nichts von ihrer wahren Meinung mehr entfernet war, als dieses Versprechen zu erfüllen, gerieth sie in grose Verlegenheit, als Maria sich ihren Vorschlag, unter der Bedingung, womit er gemacht war, gefallen lies.

Zu derselben Zeit that Lady Lenop bei Elisabeth Ansuchung, um ihrem Sohn dem Lord Darnly zu erlauben den schottländischen Hof zu besuchen. Man willigte ihr darin und Dr. Robertson schreibt die Ursache davon dieser Verlegenheit zu. Elisabeth hofte jedoch insgeheim, daß die Heirath mit dem Lord Darnly, von welcher sie Nachricht bekommen hatte, sie von diesen Schwierigkeiten befreien würde. Denn, wenn Maria mehr Neigung für Darnley als für Leicester blicken lies, so würde Maria nicht länger auf das Versprechen dringen, eben wie sie nicht länger geneigt seyn würde, die Bedingungen zu erfüllen.

Lord Darnley war zu derselben Zeit in der ersten Blüte einer lebhaften Jugend und übertraf an Schönheit alle die gleichen Alters mit ihm waren. Ueberdem war er von demjenigen Ungezwungenen und Anständigen in den Manieren Meister, wodurch persönliche Vortheile neue Annehmlichkeiten erhalten und dieselbe mit einer Art von Glanz umgeben, welcher nicht nur ergötzet, sondern auch blendet. Seine erste Zusammenkunft mit der Königin geschahe am 13ten des Horn. 1565; Sie war beinahe 23 Jahr alt und ihre Schönheit, weswegen sie bereits bei jedem der europäischen Höfe berühmt war, hatte die Zeit vielmehr zur Reife gebracht, als vermindert. Es machte die erste Zusammenkunft dieser jungen Personen allen

poli-

politischen Ränken wegen der Königin Heirath ein Ende, und sie verlangte jezt aus Neigung eine Verbindung zu schliesen, welche blos der Eigennuz an die Hand gegeben hatte. Es ist wahrscheinlich, daß Darnley nicht weniger in die Königin verliebt war, obgleich die Liebe nicht die einzige Leidenschaft abgab, die zu so einer erhabenen Verbindung reizen konte. Da Darnley so nahe mit der Königin verwandt war, so war es nach den Landesgesetzen nothwendig eine Dispensation von dem Pabste zu erhalten, bevor ihre Heirath konte volzogen werden. Sie fieng daher dieserwegen eine Unterhandlung mit dem römischen Stuhl an, und bediente sich zu gleicher Zeit gehöriger Maasregeln, um die Einwilligung des Königes von Frankreich und dessen Mutter zu erhalten.

Lenox, ob er es gleich mit Henrich dem Achten, dem vornehmsten Vertheidiger der protestantischen Sache, gehalten hatte, war dennoch ein Papist und hatte mit Unwillen seine Parthei verlassen, weil er wahrnahm, daß, indem er selbst nach der Hoheit strebte, er nur als ein blosses Werkzeug gebrauchet wurde, andere gros zu machen. Lord Darnley war von derselben Religion, ein Umstand wodurch er der Königin noch angenehmer wurde und der zugleich die Erlangung einer Dispensation von dem Pabste und die Ein-

willigung des französischen Hofes zu ihrer Vermählung erleichterte.

Die Eigenschaften des Darnley, ob sie gleich sehr glänzeten, waren doch nur seichte; sein Verstand war gering, seine Leidenschaften heftig und die plözliche Erhebung seines Glüks war mehr als er ertragen konte. Von den Gunstbezeugungen der Königin bezaubert und in dem Vorschmak der königlichen Würde ward er hochmüthig und zu Unterdrückung und Aufruhr geneigt. Er begab sich in eine Zusammenrottung mit den Feinden des Murray, ungeachtet dieser die Königin dahin vermocht hatte, ihn an ihren Hof einzuladen, und drükte sich mit groser Ungeziemtheit über die Gnade, welche die Königin ihrem Minister widerfahren lies, aus. Da aber Stolz allemal mit Niederträchtigkeit verbunden ist, so errichtete Darnley, da er sich den vornehmsten Adel des Königreichs durch ein hoffärtiges Zurükhalten oder verächtliche Nachlässigkeit verhast gemachet, die gröste Vertraulichkeit mit Leuten von geringer Abkunft und niederträchtigen Grundsätzen auf. Unter diesen war einer David Rizio, ein Italiäner, der Sohn eines Musikanten aus Turin, welcher, indem er den piemontesischen Abgesandten nach Schottland begleitet hatte, durch seine Wissenschaft in der Musik einen Zutrit am Hofe erhielte. Hiedurch fand er Mittel, sich so weit in der Königin

nigin Gnade einzuschmeicheln, daß, da es sich bei Gelegenheit zutrug, daß ihr französischer Secretair nach seinem Vaterlande zurük kehren muste, er, Rizio, im Christm. 1564 an dessen Stelle kam. Man hat bemerket, daß seit der Zeit seine Empfehlungen bei der Königin von grosem Gewichte waren, und ihm wurde von dem ganzen Gefolge von Partisanen und Leuten die Bedienung suchten, aufgewartet und geschmeichelt, nicht allein als einem Lieblinge, sondern auch als einem Minister. Sein Betragen in seinem Amte stimte gänzlich mit der Art überein, womit er es erhielte. So wie er zuvor niederträchtig, unterthänig, dienstbar und einschmeichelnd war, so war er anjezt hofärtig und trotzig. Er wolte sich dadurch ein Ansehen geben, öfters und vertraulich mit der Königin bei öffentlichen Gelegenheiten zu reden, und er zeigte die ekelhafteste Pralerei in dem Glanze seiner Kleidung und der Anzahl seines Gefolges.

Der schottländische Adel, welcher schon der Macht und des Stolzes dieses unwürdigen Lieblings so sehr überdrüssig war, daß er nicht umhin konte, selbst in der Königin Gegenwart, ihm verächtlich zu begegnen, wurde mit dem äuersten Unwillen und Verdrus erfüllet, als er wahrnahm, daß Darnley, welcher zween Monat nach des Rizio Erhebung anlangete, diesen unwürdigen ihm vorzog, denselben zu seinem Herzensfreund

annahm und auf den Adel hingegen als Unterthanen herabschauete. Rizio, aus was Ursachen es auch geschahe, wandte allen seinen Einflus bei der Königin in Darnleys Sache an, und trug gewis viel dazu bei, denselben bei ihr in Gunst zu setzen.

Ein solcher war der Zustand und die Aufführung des Darnley, als Maria der Elisabeth ihren Entschlus ihn zu heirathen förmlich bekant machte. Elisabeth äuserte bei dieser Nachricht grose Befremdung und Misfallen, und nachdem sie die Sache ihrem geheimen Rathe vorgeleget hatte, sezte dieser eine Gegenerinnerung, die mit ihren geheimen Absichten übereinstimmete wider diese Heirath auf, worin die Gefahr und das Unanständige so damit, ihrer Meinung nach, gepaaret gehen solten, ihr vor Augen geleget wurde. Sie sandte mit dieser Erklärung, als der Meinung der englischen Nation einen auserordentlichen Abgesandten nach Schottland, und trug demselben auf, in den strengesten Ausdrücken der Königinn Unzufriedenheit an den Tag zu legen.

Es ist wahrscheinlich, daß Elisabeth hoffete durch dieses Betragen die Heirath ihrer Nebenbuhlerin aufzuschieben, denjenigen Theil der schottischen Nation, welche es mit England hielte, in Harnisch zu jagen, und diejenigen des Adels welche insgeheim diese Heirath misbilligten, auf-

zu-

zumuntern, daß sie sich derselben öffentlich widersezten. Und wenn sie durch diesen Kunstgrif Uneinigkeit und bürgerliche Mishelligkeiten in Schottland stiften konte, so wuste sie, daß England den Sturm gelassen, ruhig und mit Freuden ansehen könte und er ihm nüzlich seyn würde, weil dadurch seine eigne Ruhe sicher gestellet wurde.

Mitlerweile war Maria, ob sie gleich den englischen Abgesandten mit Achtung aufnahm, dennoch in ihrer Entschliesung unbeweglich. Sie bearbeitete sich beständig die Dispensation von dem Pabste und die Einwilligung ihrer eignen Unterthanen zu erhalten, welche zur Erfüllung ihrer Wünsche unumgänglich nöthig waren. Sie wandte sich deshalb zuerst an den Grafen von Murray, welcher aber, aus verschiedenen Ursachen seine Einwilligung zurük hielte. Sowohl er, als andere Edelleute, waren durch die Aufführung des Darnley und vornehmlich dessen Bekantschaft mit Rizio vor dem Kopf gestosen; daher war Murray unzufrieden, daß die Königin einen Papisten heirathen solte, und daß es zu einen öffentlichen Bruche mit England kommen würde, welcher wahrscheinlicher Weise nicht zu vermeiden wäre, wenn man Elisabeths Absichten und Kunstgriffe in Erwegung zog, welche gerne sahe, wenn Maria sich gar nicht wieder verheirathete.

Maria war mit den andern des Adels glüklicher, und ihre Geschiklichkeit bei dieser Gelegenheit war sehr merkwürdig. Denn einige gewann sie durch Liebkosungen, andere durch Versprechungen, wieder einige durch Ehrentitel und noch andere durch Schenkungen die sie ihnen an Ländereien machte.

Zwischen der Zeit sandte Elisabeth die Lady Lenox nach den Tower in Verhaft, und rief den Lord Lenox und Darnley auf die aller befehlendste Art mit den schärfsten Bedrohungen von Rache, im Falle sie ungehorsam wären, zurük. Murray wurde dadurch aufgemuntert, in seiner Widersetzung gegen die Heirath zu beharren, um sich an Darnley, welcher eine Verschwörung wider sein Leben gemacht hatte, zu rächen. Er hatte zu gleicher Zeit mit seinen Anhängern Masregeln genommen, um sich der Person des Darnley zu bemächtigen und ihn gefangen nach England zu senden; das Mistrauen aber und die Wachsamkeit beider Partheien machte, daß dieses Vorhaben vereitelt wurde.

Maria, welche durch Murrays Absichten beunruhiget ward, nahm jedoch Masregeln für ihre Sicherheit zu Edinburg, und bot nicht allein öffentlich ihre Vasallen auf, sondern ersuchte sie auch durch Briefe, sich bewafnet bei ihr einzufinden, zur Beschützung ihrer Person sowohl wider

ihr

ihre auswärtige als einheimische Feinde. Sie ladete darauf Murray vor, sich vor ihr zu stellen, mit einer strengen Warnung, daß er auf solche Dinge, die ihm zur Last geleget wurden, antworten solte. Ihre Aufgebote und Briefe, zu ihrer Sicherheit brachten unverzüglich eine Menge ihrer Unterthanen aus allen Theilen des Königreichs zusammen, welches ihr zugleich ihre eigene Macht und die Schwäche ihrer Feinde entdeckete. Sie beschlos daher in der Höhe dieses Glüks eine Sache zu Ende zu bringen, welche schon so lange der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und Neigung gewesen.

Am 29sten Heum. 1565 heirathete sie Henrich Howard Lord Darnley, welche Ceremonie in ihrer eignen Kapelle, nach den Gebräuchen der römischen Kirche volzogen wurde, nachdem sie vorher die Dispensation vom Pabste dazu erhalten hatte. Sie lies auch zu gleicher Zeit durch öffentliche Anschläge bekant machen, daß sie den Titel eines Königes von Schottland ihrem Gemahl gegeben, und befahl daß alle Schriften unter dem vereinigten Namen von König und Königin ausgefertiget werden solten. Hierzu erhielten sie die Einwilligung des Parlaments, und Darnley trat, dem zufolge, seine neue Würde an.

XXXXIII.

Anmerkungen über Herrn Voltaires algemeine Historie von Europa, von S. Watson.

(Gentl. Magaz. 1758. Febr. S. 58.)

Herr Voltaire ist zweifelsohne ein sehr rührender und angenehmer Schriftsteller. Die Schönheit seines Styls, das Feuer seiner Einbildungskraft, und seine witzige Art die Begebenheiten des entfernten Alterthums zu erzählen, verbinden sich mit einander den Leser zu ergötzen und zu bezaubern. Bei dem allen glaube ich doch nicht, daß diese Eigenschaften hinlänglich sind, den Charakter eines geschikten und volkommenen Geschichtschreibers auszumachen. Genauigkeit, Richtigkeit und Treue, mit einer deutlichen und volständigen Kentnis der verhandelten Sache verbunden, sind noch viel wesentlichere Eigenschaften.

Hieran

Hieran mangelt es aber wie mich dünkt sehr bei den Herrn Voltaire; weswegen ich hoffe, daß man es mir nicht übel nehmen werde, wenn ich über seine algemeine Historie und Staat von Europa, einige wenige Anmerkungen mache. Ich wil mich in Acht nehmen, daß ich nichts, als was durch ungezweifelte Zeugnisse glaubwürdiger Schriftsteller kan erhärtet werden, vortrage; auch diejenige Ehrerbietigkeit nicht aus den Augen setze, welche man diesem berühmten Genie schuldig ist, welchen seine Jahre, Gelehrsamkeit, und vielfältige Schriften, in den schönen Wissenschaften zu einer hohen Stelle unter den Gelehrten berechtigen. Herr Voltaire fängt sein Werk mit einer Nachricht von dem chinesischen Reiche an, welches mir eine sehr unfügliche Einleitung zur Historie von Europa zu seyn scheinet; weil dieses Land so weit entlegen ist, und zu der Zeit, welche er beschreibet, in keiner Verbindung mit unserm Welttheile stand. Er sagt uns, S. 1, daß die chinesische Historie unstreitig auf astronomischen Wahrnehmungen gegründet sey, und mit der allergenauesten Zeitrechnung bis zu einer Sonnenfinsternis, welche 2155 Jahr vor Christi Geburt ausgerechnet worden, könne verfolget werden, welches die ehrwürdige, in mathematischen Wissenschaften hocherfahrne Missionarien mit ihrem Zeugnissen bestätigen. Dieser Meinung aber

kan

kan ich meinen Beifal keines weges geben, aus folgenden Ursachen.

1) Es ist bekant, daß die Chineser sich keiner Buchstaben bedienen, sondern ihre Worte durch wilkührliche Züge ausdrücken, welches ihre Zeichen gar zu sehr vervielfältiget, um sie im Gedächtnisse zu behalten, ihre Schrift sehr verdrieslich macht, und verursachet, daß der Sinn dessen was sie schreiben, in unendlicher Dunkelheit und Verwirrung eingehüllet ist; indem die Verbindung ihrer Zeichen mit den Worten die sie bedeuten, nicht in Büchern kan vorgestellet, sondern durch eine mündliche Ueberlieferung mus erhalten und fortgepflanzet werden. Daraus folget, daß die Historie und die Erfindungen alter Zeiten oft unverständlich, und die Gelehrsamkeit samt dem gerühmten Alterthum dieser Nation, in vielen Fällen, ungemein ungewis seyn müsse.

2) Die Chineser selbst sind in Bestimmung des Alters ihres Reichs nicht einig. Einige setzen den Ursprung desselben etliche hundert tausend Jahre vor die Erschaffung der Welt hinaus; und dies ist die Meinung des gemeinen Mannes. Einige machen den Fohi zum Stifter des Königreichs, 2952 Jahr vor Christi Geburt. Eine andre Parthei Gelehrten behauptet, daß der Grund dieses Reiches vor etwa 4025 Jahren, von einem Fürsten, Namens Yao, geleget worden.

Diese

Diese lezte Meinung wird als ein Glaubensartikel angesehen, und wenn ein Chineser dieselbe öffentlich läugnen wolte, würde er für einen Ketzer gehalten und schwer gestrafet werden. Dieser Glaubensartikel der Chineser steht sehr wohl in einem Range mit gewissen Artikeln der römischen Kirche, und man braucht beiderseits gerade einerlei Mittel dieselben einzuschärfen. Die Jesuiten sind, so lange sie sich in China aufhalten, bei Strafe des Todes verbunden diese Meinung anzunehmen, und haben deswegen vom Pabste Erlaubnis bekommen, sich an die Uebersetzung der Siebenzig Dolmetscher zu halten, weil dieselbe besser als der hebräische Grundtext damit übereinkomt.

3) Die chinesische Zeitrechnung ist sehr ungewis und voller Erdichtungen. Der Vater du Halde, ein starker Bewunderer derselben, hat weiter nichts zur Bestärkung derselben beizubringen, als eine Sonnenfinsternis, welche unter der Regierung des Chongkang, 2155 Jahre vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung, sich zugetragen habe. Allein Herr Maigrot, Bischof zu Koxon, glaubet auf guten Gründen, daß die Chronologie der alten Zeiten bei den Chinesern sehr ungewis und erbettelt sey, wie auch, daß der chinesische Chronikschreiber Chuhi, Jahre und Finsternissen nur nach seiner Phantasei eingerichtet habe. Hieran

wird

wird niemand zweifeln, der erwäget, daß die Chineser, selbst damals wie die Jesuiten allererst zu ihnen kamen, sehr wenig von der Sternkunde verstunden, und daß es so weit davon gewesen, daß sie 2155 Jahre vor Christi Geburt hätten Finsternissen ausrechnen, oder einige astronomische Beobachtungen machen können; daß es vielmehr wahrscheinlich ist, sie haben von Verfinsterungen und andern himlischen Begebenheiten eben so wenig verstanden, als der gemeine Mann, oder die dümste Nation jezt davon verstehet. Dies ist in einen merkwürdigen und gelehrten Briefe unwidersprechlich erwiesen worden, von Herrn Costard, Mitglied des Wadhamscollegii zu Oxford, welcher sich findet in den Philos. Trans. N. 483. S. 476-492.

4) Wenn China ein so groses, reiches und gelehrtes Reich gewesen, als man vorgiebt, so würde es den Persern gewislich nicht so ganz unbekant geblieben seyn; da ihre Könige einen Theil von Indien, welches an China stöst, sich zinsbar gemacht haben. Indessen finden wir nicht die geringste Erwähnung von diesem Volke vor der Zeit Alexanders des Grosen, welcher in Indien eingedrungen ist: ja selbst in dessen Zeiten findet sich davon keine Nachricht, die etwas auf sich hätte.

5) Die

5) Die astronomischen Wahrnehmungen der Chineser sind oft fabelhaft. Der Vater Martini berichtet uns, daß die Sonne, nach dem Vorgeben der Chineser, einsmals in zehn Tagen nicht untergegangen sey. Kan aber ein Mensch so leichtgläubig seyn, daß er dieses für eine wirkliche Wahrnehmung halten solte? Mus dieses nicht alle ihre andere Wahrnehmungen, die entweder allen Glauben übersteigen, oder wenigstens keine hinlängliche Wahrscheinlichkeit haben, zu nichte machen? Nichts ist derhalben eitler als die Schlüsse, welche man aus der Sonnenfinsternis 2155 Jahre vor Christi Geburt ziehen wil, um ein eben so ungereimtes und romanenhaftes Alter dieses Reiches zu erweisen.

6) Die Chineser haben keine Geschichtbücher, sondern nur die Brocken ihrer classischen oder canonischen Schriften, welche noch dazu sehr verbastert seyn müssen. Denn der Kaiser Shi Wangti befahl im 213ten Jahr vor Christus alle Abschriften der Bücher in seinem Reiche, nur die Schriften der Rechtsgelehrten und Aerzte ausgenommen, zu verbrennen, welches auch wirklich geschahe. Ja er lies im folgenden Jahre viele gelehrte Leute lebendig begraben, damit sie nicht wiederum einen Weg ausfindig machten, die historischen Nachrichten des Reichs, welche er vertilgen wolte, auf die Nachwelt zu erhalten.

7) Con-

7) Confucius klaget zu seiner Zeit über den Mangel ächter Geschichtschreiber; und dennoch wollen die Jesuiten und heutige Chineser uns zuverlässige Nachrichten von den chinesischen Monarchen, die 2000 Jahre vor jenem Philosophen gelebet haben, geben. Dies ist ein höchst ungereimtes Vorgeben, wie aus der Uebersetzung des Chun-Quieu des Confucius, welche Herr Bayer uns geliefert hat, sonnenklar erhellet. Dies Buch enthält, eine sehr grobe und magere Nachricht von den chinesischen Dinastien und kleinen Königen vor seiner Zeit, und verdienet nicht den Namen einer Geschichte. Ist das Chun-Quieu so alt als Confucius, so ist es ungefähr 500 Jahre vor Christus Geburt geschrieben. Konte aber ein so gelehrter Mann nicht besser schreiben, oder hatte er keinen bessern Stof; was sol man denn von denen denken, welche in dem entferntesten Alter gelebet haben? Man hat aber allen Grund zu glauben, daß das Buch keinesweges eine ächte Schrift, und eines Alters mit dem Confucius sey. Denn die chinesischen Gedenkschriften wurden etwa 267 Jahr nach dem Tode des Confucius vertilget, und man mag billig glauben, daß nur ein kleiner Theil seiner historischen Werke noch übrig sey. Diese einzige Anmerkung ist hinlänglich das Ansehen aller der romanenhaften Nachrichten von den ersten chinesischen

sischen Kaisern, welche die heutige Chineser und derselben Anhänger uns aufdringen wollen, über den Haufen zu werfen. Herr Voltaire muste derhalben sich keine Mühe gegeben haben, eine Meinung als unwidersprechlich zu behaupten, von welcher ihm nicht unbekant seyn konte, daß sie in starken Zweifel gezogen, und nach dem Urtheil der gelehrtesten und ganz unpartheiischen Richter, schon völlig widerleget worden. Die Beweise dessen, was ich hier vorgetragen habe, findet man in der algem. Welthistorie B. XX. des Vaters Magaillans Historie von China S. 59. Walters Schiffarth des L. Anson S. 543.

*) Das nächste was ich bei Voltaires Nachricht von China zu bemerken habe, betrift das was er von dem Kaiser Hias meldet, welcher seinem Vorgeben nach, zu seinen Zeiten, d. i. 2388 Jahre vor unser gewöhnlichen Zeitrechnung, ein geschikter Mathematiker gewesen. Ich kan nicht begreifen welche Person Voltaire in dieser Stelle meine. Die ersten chinesischen Prinzen werden folgendergestalt angegeben: 1. Fohi; 2. Schin-nong; 3. Aßhang-ti; 4. Shau-hau; 5. Chwen-hyo; 6. Tiho; 7. Chi; 8. Yau; 9. Shun; 10. Yu; mit welchem die erste Dinastie sich anhebet. Von dem Kaiser Yau wird gesagt, daß er

*) Siehe Gentlem. Magaz. 1758. Sept. S. 416.

er aus Betrachtung des Himmels sich ein groses Vergnügen gemacht, und dem Hi und Ho, zween berühmten Mathematikern, befohlen habe, die Bewegungen der himlischen Körper zu beobachten, und dazu bequeme Instrumente zu verfertigen. Voltaire hat muthmaslich den Hi für einen chinesischen Kaiser angesehen, und giebt sich das Ansehen uns zu belehren, welche Ehrerbietigkeit die Chineser noch für denselben hegen. Indessen wissen wir gar wohl, daß die Chineser das Andenken des Kaisers Yau und seiner beiden Nachfolger hoch verehren, und diese drei Fürsten als Tugendbilder vorstellen. Ich bin nicht sonderlich in mathematischen Ausrechnungen geübet, und habe auch die nöthigen Bücher nicht bei der Hand, welche mich in den Stand setzen könten, ein Urtheil zu fällen, ob seine Nachricht von der Anzahl der Einwohner in China gegründet sey oder nicht. Ich kan weiter nichts sagen, als daß sie mit der Beschreibung des Vaters Magaillan stark übereinstimme. Die Nachricht, welche er uns darauf von den Künsten und Wissenschaften der Chineser giebt, ist mehr den fabelhaften Berichten der Jesuiten als dem wahren Zustande der Sache gemäs. Denn, wie Herr Walter in seiner Reise des Lord Anson anmerket, so sind zwar viele artige Manufacturen unter ihnen im Gange, indessen sind dieselben nur von der zweiten Gattung und

weit

weit schlechter als die japanesischen. Sie sind auch nicht im Stande den Europäern ihre Geschiklichkeit in der Mechanik streitig zu machen, und scheinen nur zur Nachahmung aufgeleget zu seyn, indem sie mit derjenigen Armuth des Genies, welche eine Eigenschaft sclavischer Nachahmer ist, zu kämpfen haben. Die Künstler von der höhern Klasse, als Maler, Bildhauer und dergleichen sind bei ihnen sehr schlecht. Die Maler sind gemeiniglich unglüklich in der Zeichnung und dem Colorit menschlicher Figuren, oder in etwas grosen Groupen. Zwar geben die lebhaften und herrlichen Farben in Blumen und Vögeln ihren Gemälden einen Vorzug; indessen wissen sie selten mit Licht und Schatten richtig und nach der Natur umzugehen, und es fehlet ihnen das Sanfte und Gefällige, welches man an den Werken europäischer Künstler antrift. Wie hoch auch die chinesische Sittenlehre von den Missionarien erhoben wird, so ist sie doch sehr unvolkommen; indem ihre Lehrsätze mehr auf die lächerliche Wahrnehmung gewisser Kleinigkeiten dringen, als daß sie die sittliche Eigenschaft menschlicher Handlungen untersuchen, und die Pflichten der Menschen gegen einander auf vernünftigen und geziemenden Grundsätzen festsetzen solten. Das ordentliche Betragen der chinesischen Mandarinen und Statthalter, wie auch die Sitten der Personen von

geringerem Range, erweiset zur Gnüge, daß sie sich keiner feineren Geschliffenheit als ihre Nachbaren zu rühmen haben; da sie dieselbe mehr in einem stillen und einförmigen Betragen, als einer wirklichen Redlichkeit und Menschenliebe stellen.

Des Herrn Voltaires Nachricht von Indien scheinet mir der Wahrheit sehr gemäs zu seyn: weswegen ich zu der Erzählung, die er uns von den Christen auf den Küsten Malabar und Coromandel giebt, fortgehe. Er sagt, ein christlicher aus Assyrien gebürtiger Kaufmann, Namens Mar Thomas, habe zugleich mit seinem Handel auch seine Religion hier aufgerichtet, und etliche Unterhändler und Handwerker zurük gelassen, welche die Religion des Mar Thomas, aus welchem man zulezt irriger Weise den Apostel Thomas gemacht, erhalten haben. Daß der Apostel Thomas in diesen Ländern das Evangelium geprediget habe, lehret die alte Tradition und verschiedene Merkmale, welche unter diesem Volke noch vorhanden sind. Sie wohnen hauptsächlich zu Cranganor und in dem angrenzenden Lande: auch giebt es derselben etliche zu Negapatan, Meliapor und Angamale jenseit Cochin, wo ihr Erzbischof seinen Siz hat *).

Die

*) Siehe Brerewoods enquiry c. 20. Jovet Hist. des religions Tom. IV. p. 587. und Broughtons dictionary p. 236. Man füge hinzu des Herrn La Croze schöne Nachricht von den indianischen Christen.

Die Nachricht welche Voltaire uns von Mahomed und dessen Religion giebt, ist so falsch und ausschweifend, daß sie für sich hinlänglich ist den Glauben eines jeden Schriftstellers, welcher die Unverschämtheit hat so handgreifliche Unwahrheiten vorzutragen, zu nichte zu machen. Ein Gelehrter in ihrem Magazin von 1753, im Brachm. und Heumon. hat die offenbare Widersprüche und ungereimte Gedanken, wovon dieser Theil der Geschichte unsers Schriftstellers vol ist, deutlich gezeiget, und dessen Unwissenheit von den Vorfällen die er erzählen wil, auf eine überzeugende Weise an das Tageslicht gestellet. Voltaire berichtet uns S. 29. daß die Magier vom Zoroaster ihren Ursprung haben, und von einem andern Zoroaster unter der Regierung des Darius Hystaspes in eine bessere Verfassung gebracht worden. Dies ist eben so wahr als seine andere Irthümer. Es ist uns ganz unbekant wer der Stifter dieser Religion gewesen. Was den Zoroaster betrift, so sind die Meinungen der griechischen und lateinischen Schriftsteller in Ansehung desselben sehr verschieden. Einige melden, daß er viele Jahrhunderte vor dem Darius gelebet habe, und ein König von Bactra gewesen sey: andere behaupten, daß es verschiedene dieses Namens gegeben, welche alle in ihren Zeiten berühmt gewesen. Allein die morgenländische Schriftsteller, welche es am besten

wissen müssen, stimmen mit einander darin überein, daß nur ein Zoroaster gewesen, welcher zur Zeit des Darius gelebet habe *). Dem Voltaire zufolge haben sie das böse Grundwesen Satan genant, da doch die wahre Benennung Ahraman, oder Aharman ist **). Voltaire setzet die Belagerung Constantinopels durch die Saracenen ins 671ste Jahr, da sie doch diese Stadt im April 672 belagert haben. Voltaire meldet uns, daß die Saracenen Spanien mit eben so wenig Schwierigkeit erobert haben, als es vorhin die Römer, Carthaginenser, Gothen und Vandalen gethan hatten. Dies heist eine recht wunderliche Nachricht. Denn die Spanier haben sich mit der grössesten Tapferkeit gegen die Carthaginenser gewehret, und den Römern viele Jahre Widerstand gethan, ehe diese sie bezwingen können ***). Daß sie von den Gothen und Vandalen in der Geschwindigkeit überwunden worden, ist wahr; weil sie unter der Herrschaft der Römer in langer Zeit die Wissenschaften und Uebung des Krieges verlernet hatten ****).

Voltaire

*) Prideaux connection: P. I. l. 10. Broughtons Diction. p. 38. Vol. II.

**) Siehe das Leben des Zoroasters in der algem. Welth. B. V. S.

***) Algem. Welthist. B. XVII. S. und B. XVIII. S.

****) Eine Stelle im Horaz B. III. Od. 8. bestätiget das

Voltaire sagt uns, es sey zweifelhaft ob das Possenspiel des Pepius wirklich gespielet worden, da er den Pabst fragen lassen, wer von beiden der rechte König wäre, derjenige welcher nur das Recht, und den Namen hätte, nämlich Childerich damaliger König in Frankreich; oder der, welcher die wirkliche Gewalt und Verdienste besäse womit er sich selbst meinete. Dies mag Herrn Voltaire ungewis zu seyn scheinen: indessen ist es von Schriftstellern, die zu derselben Zeit gelebet haben,

dasjenige was ich von dem tapfern Widerstande gesaget, den die Spanier den Römern, bei Anfallung ihres Landes, geboten haben.

Servit Hispanae vetus hostis orae
Cantaber, sera domitus catena.

Diese Ode ist an den Mäcenas gerichtet, und nöthiget ihn einem Opfer und Tractament beizuwohnen, welches Horaz jährlich den 1sten März zu geben pflegte, zum Andenken seiner Bewahrung, bei dem Falle eines Baums. S. L. II. Od. 13 et 17. Er räth dem Mäcenas sich eine Ausspannung von den wichtigen Staatsgeschäften zu geben, und sich in der Gesellschaft seiner Freunde, bei einer für ihn zugerichteten Mahlzeit, zu ergötzen. Horaz führet ihm zu Gemüthe, daß der dacische König Coliſon, geschlagen, die Meder in einem einheimischen Kriege verwickelt, und die Spanier, die alten Feinde von Rom, überwunden wären. Der Ausdruk vetus hostis, und sera catena beweisen, daß sie den Fortgang der römischen Waffen lange aufgehalten haben. S. Sueton. Octav. cap. 20.

erzählet worden *). Die ganze folgende Nachricht vom Pabste Stephan III. und wie er den Pipin gegen die Longobarden zu Hülfe gerufen, ist irrig. Pabst Stephan II. besas zu der Zeit den Stul Petri **). Voltaire sagt S. 4, der Kaiser Leo Isauricus habe im Jahr 727 ein Edict herausgegeben, worin befohlen worden, alle Gemälde zu verderben und alle Statuen von Christus und seinen Aposteln zu zerbrechen. Dies ist ebenfals eine übel verstandene Nachricht. Der Kaiser Leo lies im Jahre 726 einen Befehl ausgehen, worin er nur die Anbetung der Bilder verbot, aber nicht befahl sie aus den Kirchen wegzuschaffen. Pabst Gregorius widersezte sich dem kaiserlichen Edicte mit demjenigen Eifer und der Wuth, welche die Päbste und Römisch-catholische allezeit bei Aufrechthaltung der Bilderverehrung gezeiget haben, und noch zeigen; wie ich noch neulich Gelegenheit gehabt habe mit meinen Augen zu sehen. Dieser Widerstand des Pabstes und die Unruhen, welche durch die Hitze der Mönche und anderer unvernünftigen Eiferer im Reiche angestiftet wurden, brachten den Kaiser zu

*) Als Iperius in chron. Stir. chron. Fontenel. Du Chesne. script. Hist. Franc. L. I. Fredegar. continuat. c. 117. Bowers hist. of the Popes. Vol. III. p. 333.

**) Siehe Bower. Vol. III. p. 342. Univers. hist. Vol. XIX. p. 679.

zu solchem Zorn, daß er ein anderes Edict, 730 herausgab, worin er befahl, alle Bilder wegzuschaffen. Die Volstreckung dieses Edicts veranlassete einen schreklichen Aufstand in Constantinopel, worin viele von den Meutmachern getödtet wurden: aber es erfolgete keine Verfolgung, wie Voltaire uns weismachen wil *). Voltaire sagt S. 45. Karl der Grose hätte den Tempel des Janfana im Lande der Sachsen zerstöhret, welcher Janfana die Urquelle aller Dinge seyn solte. Janfana ist eine alte Gottheit davon Tacitvs Annal. I. 1. gedenket. Es ist ungewis, was für eine Art Gott Janfana gewesen. Lipsius, über den Tacitvs, leitet den Namen von dem deutschen Jaerfunk her, welches in der Sprache den Ursprung der Dinge bedeutet. Loccenius leitet ihn ab von dem deutschen Jan, eine Eiche, und dem altteutonischen Fan, Gott, daß also Janfana einen Waldgott bedeutete **). Allein Sheringham holet dies Wort von dem sächsischen Jan, welches das Loos bedeutet, her. Zu dessen Bestätigung erinnert er, daß die alten Sachsen, welche in Westphalen gewohnet, fast alle ihre Sachen, besonders die den Krieg betrafen, durch das Los entschieden haben. Daß

*) Eine volständige Nachricht von dieser Sache, siehe bei Bower Vol. III. p. 197-299. und Universal hist. Vol. XVII. p. 40.

**) Antiquit. Sueogoth. cap. 5.

also Janfana einen Gott zu erkennen giebt, der das Los regierete *). Voltaire sagt S. 63, die Decretalien wären vom Isidorus, den der Pabst Adrian dazu gebrauchet, in Ordnung gebracht worden. Diese Nachricht ist ganz falsch. Denn der Verfasser der Decretalien hat etliche Stellen aus dem Concilio zu Toledo, im Jahre 635, und etliche aus dem 6 Concilio 681 übergenommen: Nun aber ist der Bischof von Sevilien, Isidorus, 636 gestorben. Sie sind nach aller Wahrscheinlichkeit von einem Benedictiner, einem Diacono der Kirche zu Mainz, untergeschoben worden. Denn Dupin bemerket, daß sie in einem deutschen und französischen Styl, im 9ten Jahrhundert geschrieben, und an Personen dieser beiden Nationen gerichtet sind **). Voltaire lehret uns ein ganz neues Stük der Historie, daß nämlich das Christenthum in Britannien von dem Constantius Chlorus eingeführet worden. Diese wunderbare Entdeckung war einem Voltaire vorbehalten: denn vor ihm hat kein Schriftsteller sich unternommen eine so offenbare Unwahrheit zu behaupten. Die Schriftsteller sind sehr uneinig, in Bestimmung der Zeit und Art, da das Christenthum in Britannien allererst gepflanzet worden: die mehresten aber sind der Meinung, daß es in den

*) De Angl. gent. Origin. cap. 14.

**) S. Bower Vol. I. p. 14. in den Noten p. 68.

den erstern Zeiten des Christenthums geschehen sey. Lasset uns allererst hören, was die ältesten Schreiber davon sagen! Eusebius versichert *), daß einige von den apostolischen Männern das Evangelium in den britannischen Inseln geprediget haben. Theodoret nennet, Tom. I, die Britannier unter den Nationen, welche durch die Apostel sind bekehret worden, und sagt über Ps. 116. „daß Paulus den im Weltmeere liegenden Inseln „das Heil gebracht habe.„ Hieronymus bezeuget, über Amos 5. der heil. Paulus habe nach seinem Gefängnisse das Evangelium in den westlichen Ländern geprediget. Daß er aber darunter besonders die britannischen Inseln verstanden habe, erhellet aus des Clemens Romanus, epist. ad Corinth. wo er sagt: „der heil. Paulus pre„digte die Gerechtigkeit durch die ganze Welt, „und kam damit bis zu den äuersten Grenzen „des Niedergangs:„ darunter aber werden die britannischen Inseln nothwendig mit begriffen, weil, die äuersten Grenzen des Niedergangs, eine gleichbedeutende Redensart mit britannischen Inseln, bei den Geschichtschreibern und Poeten damaliger Zeit war. Durch diese Zeugnisse bewogen, setzet Dr. Warner in dem ersten Bande seiner Kirchenhistorie, mit vieler Wahrscheinlichkeit diese grose Begebenheit zwischen der An-

*) Demonstrat. L. III. cap. 7.

Ankunft des Plautius in Britannien, unter der Regierung des Claudius, und der Schlacht zwischen Boadicea dem Suetonius Paulinus; wodurch er also die Bekehrung der Britten dem Apostel Paulus zueignet. Brerewood sagt in seiner Erklärung der patriarchalischen Regierung in der ersten Kirche: „Es waren „drei Metropolitanen in Britannien (gleichwie „dasselbe damals nur in drei Provinzen eingethei„let war) zur Zeit Constantinus des Grosen, „und der nicänischen Kirchenversamlung, einer in „maxima Caesarienfis, der Bischof zu York; „einer in Britannia prima, der Bischof zu Lon„don; einer in Britannia secunda, der Bischof „zu (Isca) Cäruske, in Monmouthshire; wel„ches Bisthum bis zur Zeit der Könige Arthur „daselbst blieb, da er nach St. Davids verleget „wurde, wo es unter dem Titel eines Erzbis„thums, unter welchem die Bischöfe von Wallis „stunden, bis auf K. Henrich I. verharrete, von „welchem es unter das Erzbisthum Canterbury „gesetzet worden. Ob nun schon Britannien nach„her in fünf Provinzen eingetheilet wurde, indem „Valentia und Flavia Caesarienfis den erstern „zugefüget wurden, so behielten doch diese, weil „jene aus ihnen herausgenommen wurden, nach „der Zeit der nicänischen Kirchenversamlung ihre „alten Vorrechte.„ Es haben drei brittische

Bi=

Bischöfe der Kirchenversamlung zu Arles, welche im Jahre 314 wider die Donatisten in Afrika gehalten worden, beigewohnet. Eine grose Anzahl brittischer Märtyrer haben in der Verfolgung des Diocletians, welche im Jahr Christi 303 ihren Anfang nahm, gelitten, wovon noch etliche Namen bis auf unsre Zeiten sind erhalten worden. Constantius wurde im Jahre 291 Kaiser; es ist also ganz unbegreiflich, daß das Christenthum schon damals so sehr solte befestiget gewesen seyn, wenn es von ihm allererst in diese Insel wäre eingeführet gewesen. Der Ritter W. Temple sagt: die Britten hätten schon frühe, und zwar den Nachrichten zufolge von einigen Jüngern Christus selbst, den christlichen Glauben angenommen. Hätte also Herr Voltaire sich nur herunter gelassen, die Sache vorher zu untersuchen, ehe er sie niederschrieb, nach dem Rath des Herrn Prior:

Authors, beforethey write, should read;
Schriftsteller müssen lesen ehe sie schreiben;

so würde er in einen so grosen Irthum nicht gerathen seyn, noch Tadel, wegen so vieler begangenen Fehler, sich zugezogen haben.

Whitchurch, Shropshire.

S. Watson.

XXXXIV.

Edgar Bochart

Nachricht

von einem

ausgetrokneten todten Körper

(Gentl. Magaz. Christm. 1758. S. 572.)

Wenn die Stille des Grabes bisweilen uns unterweisen kan, so mag folgende Begebenheit vielleicht einem nachforschenden Gemüth Gelegenheit geben, um neuen Entdekkungen nachzuforschen.

Als in der Kirche St. Margaretha, in Westmünster gegen den Anfang des vorigen Brachmonats die Erde aufgegraben wurde, um den Grund zu einem Gewölbe zu legen; so brachen die Arbeitsleute einen alten Sarg entzwei, worinnen sie den Körper eines Frauenzimmers fanden. Aus der Beschaffenheit, worin dieser Körper damals war, konte man schliesen, daß er schon viele Jahre daselbst begraben gewesen seyn müsse. Die Haut und das Fleisch waren ganz ausgetroknet, und schienen von derselben Festigkeit, als Kalbleder

oder Pergament zu seyn, in Farbe war er dem leztern auch sehr gleich.

Die Züge des Gesichts waren noch alle volkommen, die Nase ausgenommen, welche meist ganz weg war; der Mund war bei der Oberlippen zur rechten etwas schadhaft. Die Nägel an den Fingern alle volkommen, und an dem linken Fus sahe man etwas, was den Ueberbleibseln eines Strumpfes ähnlich, und nach Untersuchung dicker als gewöhnlich, und von Garn gemacht war.

So wie die Neugierde eine Menge Menschen dahin gezogen, um diese unverderbte Ueberbleibsel der Sterblichkeit zu beschauen, so begab ich mich auch dahin, in der Absicht, eine unpartheiische und wohl überlegte Untersuchung über diese Sache anzustellen, und wenn es möglich wäre, die Ursache einer solchen Erhaltung zu entdecken. Die Arbeitsleute waren nicht im Stande mir die Zeit anzuzeigen, wie lange der Körper in der Erde gelegen. Es fand sich auch keine Platte, oder Aufschrift von irgend einer Art an dem Orte, oder daherum, die uns zu einer Muthmasung hätte dienen können. Ich mas mit einem Stab von drei Fus den Körper, und fand ihn vier Fus und 11 Zol lang. Aus dem gemeinen Schiksale, welches Gegenstände von dieser Natur begleitet, hätte man vermuthen sollen, daß diese Ueberbleibsel, da sie der Luft ausgestellet wurden, einer

sichtbaren, wo nicht einer gänzlichen Auflösung hätten untergehen müssen. Allein, obgleich dieser Körper viele Tage gehandhabet und untersuchet worden, so erfolgte doch fast gar keine Veränderung darauf. In dem äuserlichen zeigte sich nichts, das häslich war, oder einen Ekel erregte, wie wir dieses sonsten aus dem Anschauen neulich begrabener Körper erfahren. Aber nach der Sprache der Münzliebhaber zu reden, so fand sich an demselben ein ehrwürdiger Rost, der uns vielmehr anreizte, indem es mit einer ägyptischen Mumie, dem die Windeln abgenommen, eine starke Aehnlichkeit hatte. Die bloße Neugierde eines nicht nachsinnenden Gemüths ist eine Leidenschaft, die leicht gesättiget wird, denn einem solchen sowohl als dem Pöbel ist das bloße Anschauen dieser Ueberbleibsel hinlänglich. Allein eine vernünftige Neugierde bleibt dabei nicht stehen. Diese ist es, welche die ersten Ursachen der Dinge aufsuchet, nachforschet, und ausspühret und mit unendlichen Vergnügen durch alle enge Canäle bis zur ersten Hauptquelle gehet. Diese Untersuchung mus hier angestellet werden, was nämlich die Ursache sey, der man die Erhaltung dieses Körpers zuschreiben müsse.

Man giebt nur eine wirkende Ursache an, warum die begrabenen Körper in die Verfaulung gehen, und diese ist die Feuchtigkeit in dem Körper.

Die

Die äserigte Nässe bringet die Fäulung hervor, und diese eine Auflösung. Die Eingeweide sind aus Ursache ihrer Schlaffigkeit, Durchlöcherung, und Feuchtigkeit die ersten Theile, die der Verderbung unterworfen sind. Von diesen breitet sich die Seuche algemach durch den ganzen Körper aus, und dies Fleisch gehet bald von den Knochen ab, die damit bedecket waren. Es ist klar, dieses war nicht der Vorfal alhier, und woher kam es denn sonsten?

So wie in dem begrabenen Körpern nur eine Ursache der Fäulung zu seyn scheinet, so hat man hingegen drei Ursachen der Erhaltung derselben, nämlich:

1. Die Einbalsamirung.
2. Trokner Sand.
3. Hohes Alter.

Was die erste betrift, so konte man nach der schärfsten Untersuchung an diesem Körper dergleichen nicht finden. Es war kein Einschnit von was für Art in dem Magen, oder ein anderes Kennzeichen zu finden, welches dieser Vermuthung günstig seyn könte.

Die zweite Ursache betreffend, so ist bekant, daß trokner Sand durch Anziehung die feuchten Ausflüsse der Leiber einziehe. Und da es eine anziehende und nicht zurüktreibende Eigenschaft mittheilet, so hat man menschliche Körper, nach

Verlauf langer Zeit, wenn sie in einer solchen Erdlage gelegen, unversehrt gefunden. Da im Gegentheil, wenn der Grund feucht gewesen, die Körper von dessen sowohl anziehenden als zurüktreibenden Kraft, bald verzehret werden. Betrachtete man aber die Erde, worin dieser Körper lag, so sahe man, daß es ein feiner Leim, oder vielmehr Staub als sonsten was war. Man würde auch anfänglich sich eingebildet haben, daß, da alle Leiber, welche hier herum lagen, dieser allein ausgenommen, vermodert waren, derselbe in einer Lage Erde von verschiedener Natur müsse gelegen haben. Allein bei Nachforschung, war die Erde allenthalben dieselbe, und kein Sand irgendwo zu sehen.

Die dritte Ursache scheinet uns wahrscheinlicher Weise einiges Licht in dieser Sache zu geben, es ist die von dem hohen Alter. Es ist bekant, daß in dieser Lebenszeit die vornehmste Feuchtigkeit abzunehmen anfange, und Truckenheit darauf folge, das geschiehet, wann die Schweislöcher an der Zahl weniger werden, und die Durchdünstung gar nicht mehr verspüret wird.

Bei diesem Vorfal hängt das Fleisch fester an den Knochen an, die Berührung und Vereinigung zwischen beiden, läst keine Absonderung mehr zu. Eine Aehnlichkeit findet man in den Früchten und andern Körpern, deren Feuchtigkeit durch die

Son-

Sonnenhitze ausgedünstet ist, da ihre Bestandtheile fester und vereinigter, und die Trennung beschwerlicher ist. Ein Beispiel von dieser Art hatten wir vor einigen Jahren in dem Werkhause dieser Pfarre. Es war die Margaretha Patten, die 113 Jahr alt wurde. Die natürliche Hitze und Feuchtigkeit war in diesem Frauenzimmer so sehr erschöpfet, daß man von ihr sagen konte, sie hätte in zween verschiedenen Leibern gelebet. Ihre Mäuse, Sehnadern, Flächsen und andere ästigte Theile waren lange Zeit vor ihrem Absterben ganz zu Knochen geworden. Solte man ihre Ueberbleibsel zu dieser Zeit beschauen, sie würden Gelegenheit zu einer vernünftigen Neugierde darreichen, die gewis nicht geringer seyn würde, als welche wir kürzlich in dieser Kirche gehabt haben.

Unter andern Beispielen, die man zur Bestätigung dieses Satzes anführen kan, daß nämlich die Unverweslichkeit todter Körper bisweilen dem hohen Alter zugeschrieben werden könne, wil ich nur eines erwähnen. Es komt vor in einem Buche, welches den Titel hat the History of the Church of St. Peter, Westminster, und von Herrn Widmore, Aufsehern des Büchersals bei dem Dechant und Capitul dieser Kirche herausgegeben worden. Dieses Buch besitzen nur allein diejenigen, welche darauf unterschrieben

haben. „Der Abt Estney starb 1498 und wurde „an der Südseite der Capelle St. Johannis „des Evangelisten begraben. Als man 1706 „den 17ten Aug. nahe bei dem Grabe des Estney „die Erde aufgrub, fand man seinen Körper in „einem mit Zinn beschlagenen grosen Sarge, in „Carmesin Seidenzeug gekleidet, noch ganz un„versehret. „

Die Unverweslichkeit der Körper des Estney und dieses Frauenzimmers mus man gewislich derselben Ursache zuschreiben. Die trokne Beschaffenheit eines hohen Alters hat die vornehmste Feuchtigkeit ganz verschlungen, der Zusammenhang aller Theile wurde einförmiger und enger. Und auf solche Art wurde der Fäulung widerstanden. Solche Personen, als diese, hatten vermuthlich eine starke Constitution die des alten Masinissa seiner gleich war, davon Cicero in seiner unnachahmlichen Abhandlung von dem hohen Alter redet: Arbitror te audire, saget er, Scipio, hospes tuus auitus Masinissa quae faciat hodie, nonaginta annos natus: nullo imbre, nullo frigore adduci, vt capite operto sit, summam in eo corporis siccitatem &c.

Anmerk. Wir haben hier in Bremen ebenfals solche ausgedörrete und nicht verwesete Körper. Es ist ein groser gewölbter Keller unter dem

Chor

Chor in hiesiger Domkirche, worinnen sich einige geöfnete Särge mit ihren Körpern befinden, welche nun beinahe 100 Jahr hier gestanden, die aber, ohne daß sie balsamiret, oder die Eingeweide herausgenommen wären, ganz unversehrt und unverwehrt geblieben. Die Haut ist hart, dem Pergament gleich, etwas zusammengeschrumpfet, daneben sind sie sehr leicht. Die natürliche Ursache der Austroknung mus hier wohl in der Beschaffenheit des Gewölbes gesuchet werden. Es ist etliche wenige Fus über der Erde, und hat gegen Morgen zwei offene Fenster oder Löcher in der Mauer. Wenn man hineingeht, so ist ein so kalter und starker Zug darinnen, daß man augenblicklich davon durchdrungen wird. Weil nun der trokne Ostwind beständig durchstreichet, und keine warme Luft und Sonnenschein dahin kommen kan, so hat man Ursache zu glauben, daß die Feuchtigkeiten dieser Körper algemach ausgetroknet seyn, ohne daß eine Fäulnis in denselben hätte entstehen können. Auch heutiges Tages pflegen sie bisweilen todte Hunde, Katzen ꝛc. hineinzulegen, sie werden in kurzer Zeit hart und ausgedorret, wie denn in einer so beständigen durchgehenden Kühlung keine Aasfliege oder dergleichen dauren kan. Es wird dieses Gewölbe, welches der Bleikeller genennet wird, von durchreisenden Fremden noch beständig besuchet, um diese ausgetrokneten Körper zu be-

sehen, zu betasten und aufzuheben. Eine Seltenheit, welche vor etlichen hundert Jahren diesen Körpern den Geruch der Heiligkeit zuwege gebracht haben würde. Der Uebers.

* *

XXXXV.

Anmerkungen

über

ein kleines aber sehr besonderes

Erdbeben,

welches

vielleicht den Grund groser und starker Erdbeben, die ganze Länder zerrütten und Städte zerstören, entdecken könte.

von

Johan Andreas Peyssonel,
M. D. und d. K. G. M.

Aus dem Französischen.

(Lond. Magaz. 1759. Sept. S. 474.)

Ich gieng aus, Beobachtungen über die natürliche Geschichte des Meeres zu machen; und wie ich an einen Ort kam, welchen man die Kessel von Lance-Caraibe nennet, bei Lance-

Lancebertrand, einem Theile der Insel Grande-Terre Guadalupe, wo die Küste ins Nordosten und Südwesten sich erstrekt; fluthete das Meer, welches des Tages in starker Bewegung war, von Nordwesten. Hier giebt es an der Küste hohle Felsen und unterirdische Gewölber, welche Spalten und Ritzen haben. Wenn nun die See in diese tiefe Höhlen, durch Gewalt und Ungestüm der Wellen, hinein getrieben worden, drücket sie die Luft zusammen, welche, indem ihre Federkraft zu wirken anfängt, das Wasser in Gestalt der prächtigsten Fontainen zurük treibt, welche wechselsweise aufhören, und bei einem jeden starken Drucke wieder kommen. Diese Erscheinung ist an vielen Oertern der Insel wahrzunehmen. Die Erklärung derselben ist leicht. Was ich aber besonders dabei beobachtet habe, ist dieses:

Wie ich einmal etwa vierzig Schritte vom Rande des Meeres, wo die Wellen sich brechen, wandelte; bemerkete ich an einer Stelle, daß die Pflanzen sehr beweget wurden, aus einer Ursache die nicht in die Augen fiel. Ich trat näher hinzu und entdeckete eine Höhle, welche etwa 6 Fus tief war, und einen halben Fus im Durchmesser hatte. Wie ich stehen blieb sie zu betrachten, fühlete ich die Erde unter mir zittern. Dieses vermehrete meine Aufmerksamkeit, und ich höreте ein dumpfichtes Getöse unter der Erde, gleich

demjenigen, welches vor den gewöhnlichen Erdbeben herzugehen pflegt; welches ich oft gehöret habe. Darauf folgete eine schauderhafte Bewegung der Erde, und nach derselben gieng ein Wind aus der Höhle welcher die Pflanzen rund umher in Bewegung sezte. Ich gab Achtung, um zu sehen, ob die Bewegung auch viel weiter gehen würde, nahm aber wahr, daß sie nicht weiter als auf 3 oder 4 Schritte von der Höhle sich erstreckete, und weiter hin keine Bewegung zu verspüren war.

Ich bemerkete ferner, daß diese Erscheinung sich nimmer ereignet, als nachdem die siebente Welle sich hinein gewälzet hat. Denn es ist in diesem Lande etwas gewöhnliches, daß das Meer eine Weile stille ist, und darauf sieben Wellen formiret, welche nach einander sich an der Küste brechen. Die erste ist nicht sonderlich gros, die zweite ist etwas gröser, und so werden sie immer stärker bis zur siebenten; worauf das Meer wieder stille wird und sich zurük ziehet. Diese Erscheinung der sieben Wellen wird von den Seefahrenden mit groser Aufmerksamkeit beobachtet, besonders bei niedrigen Wasser, damit sie zur Zeit der Seestille desto besser in- und auslaufen können. Diese sieben Wellen erfüllen nach einander die Grüfte längst der Küste. Wenn nun die siebente hereinbricht, so mus die Luft, welche im Grunde der Grüfte stark zusammen gedrucket wird, ihre

Feder-

Federkraft äusern, und alsobald obbemeldete Fontainen und Wasserstralen hervorbringen. Das Wasser welches in der unteren Gruft, bis zur Höhe jener Höhlen stehen bleibt, bringet anfänglich das dumpfichte Getöse hervor, verursachet die Erschütterung des Erdbebens, und endiget mit dem starken Winde, welcher aus der Höhle in die Höhe getrieben wird: wann darauf das Wasser sich ins Meer zurük ziehet, und von keinen Wellen ferner angetrieben wird, so wird alles wiederum stille.

Ich bemerkete, daß diese Erscheinung sich zu keiner bestimmeten Zeit einstellete, sondern sich nach der Ankunft der Wellen richtete, und nach der siebenten eine starke Bewegung erfolgete. Ich verweilete beinahe eine halbe Stunde es zu betrachten, und folgete der Gruft bis zu ihrem Eingange, nach der Lage der Küste. Ich lies meine Negern hinunter gehen, wo das Wasser sich brach, weil sie an der berichteten Gröse der Grüfte zweifelten. Wie die See stille war, wagte einer von ihnen sich hinein, kam aber geschwind wieder zurük, weil er sonst hätte umkommen müssen. Ich schliese also, daß diese kleinen Erdbeben rund um den Höhlen, etwa vierzig Schritte von der Welle keine andere Ursachen haben, als die zusammengedrukte Luft in einem grosen Gewölbe in dieser Gegend, welche durch ihre Kraft sich in der Höhle,

die ich sahe, herauf drängete: daß diese Luft, nachdem sie in der Gruft bis auf einen gewissen Grad zusammen gepresset worden, zuerst das dumpfichte Getöse, durch das Anrollen des Wassers, welches ihr in der Gruft Widerstand bot, verursachet, und hernach, wie sie mit mehr Kraft und Heftigkeit gewirket, das kleine Erdbeben zuwege gebracht habe, welches aufhörete, wenn der Wind aus der Höhle herausfuhr, und die See durch ihr Zurüktreten der eingeschlossenen und zusammen gepresseten Luft wieder Freiheit gab.

Dies sind die Beobachtungen, welche ich gemacht habe; woraus die Gelehrten, welche seit dem entsezlichen Erdbeben, das die Stadt Lissabon zerstöret hat, die Ursachen dieser Begebenheiten ausfindig machen wollen, beliebige Schlüsse ziehen mögen.

In Guadalupe, den 6ten Jänner, 1757.

Peyssonel.

XXXXVI.

Besondere Anmerkungen über den

Manchenilleapfel,

von

J. A. Peyssonel, M. D.
d. K. G. M.

Aus dem Französischen.

(Lond. Magaz. 1759. Sept. S. 475.)

Die schreklichen Wirkungen des Baumes, den man Manchenille nennet, sind der Welt bekant. Sein milchichter Saft, dessen die Wilden zur Vergiftung ihrer Pfeile sich bedienen, machet die damit gegebene Wunden tödtlich. Der Regen welcher von seinen Blättern und Zweigen abfliesset, ziehet Blasen, dergleichen siedendes Oel aufwirft; selbst der Schatte dieses Baums macht, daß die so in demselben schlafen, aufschwellen; und seine Frucht wird für ein tödtliches Gift gehalten *). Man erzählte mir, als eine sehr auser-

*) Dieses bestätiget der Engländer Lionel Wafer. „Der Manchenilleapfel ist dem Geruche und der „Farbe nach ein angenehmer lieblicher Apfel, klein „und wohlriechend, aber von giftiger Natur: denn „wenn

auserordentliche Sache, daß eine schwangere Frau den Unsinn gehabt habe drei derselben zu essen, und solches ihr keinen sonderlichen Schaden gethan habe. Man hat dieses als ein Wunder, und einen Beweis der erstaunlichen Wirkungen der Einbildungskraft und Lüsternheit schwangrer Frauen angesehen.

Hier ist aber ein Vorfal, welcher bei vielen, die auf diesen Inseln gewesen sind, kaum Glauben finden wird, vor dessen Wahrheit ich aber einstehe.

Einer Vincent Banchi von Turin in Piemont, ein starker gesezter Mann, der unter der Reuterei lange gedienet, etwa 45 Jahr alt, war bei den Türken eilf Jahre ein Sclave gewesen, indem

„wenn ein Mensch oder irgend ein lebendiges Thier „etwa diese Frucht genossen, so wird es dadurch „vielleicht eben nicht tödtlich, vergiftet. Die „Bäume wachsen auf grünen Gründen. Sie sind „niedrig, haben einen starken Stam, breiten sich „weit aus, und sind voller Blätter. Der Saft „selbst ist sehr giftig. Wie ein Franzos von unserer Gesellschaft, in den Samballoes (sind Inseln „bei der Erdenge von Darien) unter einem dieser „Bäume sich zur Ruhe niedergeleget hatte, und „das Regenwasser von demselben auf sein Haupt „und Brust herabtröpfelte, machte es ihm allenthalben Blasen, als wenn er mit spanischen Fliegen wäre bestreuet gewesen. Er brachte mit grosser Mühe sein Leben davon; ja nachdem er curiret worden, behielte er solche Narben davon, „als die Kinderblattern nachzulassen pflegen.„

indem er bei der Belagerung von Belgrad war gefangen genommen. Er war der Aufseher meiner Wohnung im Heumonate des Jahres 1756. Wie derselbe eines Tages an der Seeseite spazieren gieng, und eine Menge Aepfel auf der Erde liegen sahe, wurde er durch derselben schöne Farbe und süssen Geruch, immasen sie dem sogenanten d'Apisapfel glichen, gereizet. Er nahm und as etliche davon auf, ohne zu wissen was es wäre, und fand sie von säuerlichem Geschmak zu seyn. Nachdem er ein Paar Dutzend davon verzehret hatte, füllete er seine Taschen, wie er nach Hause gieng, und as unterweges immer fort. Die Negern, welche ihn von dieser giftigen Frucht essen sahen, sagten ihm, daß sie tödtlich wäre; worauf er zu essen aufhörete und den Rest hinweg warf.

Ungefähr um 4 Uhr Nachmittages, eine Stunde nachher, fieng sein Bauch an sehr aufzuschwellen, und er fühlte als ein verzehrendes Feuer in seinen Eingeweiden. Er konte sich nicht aufrecht halten, und des Nachts nahm das Schwellen nebst der brennenden Empfindung in den Eingeweiden immer zu. Die Lippen waren von dem Safte der Frucht ganz wund gefressen, und es brach ihm ein kalter Schweis aus. Mein vornehmster Neger aber machte ihm ein Decoctum von den Blättern der Ricinus *) und lies ihn stark davon trin-

*) Auellana purgatrix, franz. medicinier.

trinken, welches ihn zum Erbrechen, und darauf zum heftigen Purgiren brachte. Dieses hielte vier Stunden an, während welcher Zeit man glaubte, daß er sterben würde. Endlich liesen diese Zufälle etwas nach, und meine Negern halfen ihm zu gehen, und nach und nach sich aufzurichten, worauf dieselbe bald gänzlich aufhöreten. Reisschleim, den sie ihm gaben, machte allen diesen Uebel ein Ende, und nach 24 Stunden empfand er kein Ungemach noch Pein mehr. Das Schwellen des Bauches nahm nach dem Mase seiner Abführung von oben und unten ab, und er sezte seine Geschäfte fort, ohne ferner das geringste vom Gifte zu verspüren.

Christm. 2. 1756.

XXXXVII.

Kurze Anmerkungen über die sogenanten lieben Frauenfäden,

vorgelesen in der königl. Gesellschaft 1759. den 29 März.

(Gentlem. Magaz. 1759. Aug. S. 376.)

Ich erinnere mich nicht in irgend einem alten oder neuern Schriftsteller eine volständige und deutliche Nachricht, von der merkwür-

digen

digen Erscheinung in der Natur, welche man gemeiniglich unser lieben Frauen Fäden nennet, gelesen zu haben: hoffentlich werden deswegen folgende Anmerkungen dem Publicum, besonders den Liebhabern der natürlichen Philosophie, nicht unangenehm seyn.

Die lieben Frauenfäden sind ein häutiges Wesen, gleich dem Spinnengewebe, welche im Herbste, in hellen Tagen, beim Sonnenschein in der Luft herum fliegen, nach häufiger aber auf dem Stoppelfelde Genst und andern niedrigen Gesträuche wahrgenommen werden. Ich habe oft mit Verwunderung nachgedacht, woher eine so grose Menge dieser feinen Fäden kommen möchte, die ich auf dem Stoppelfelde um Wandsworth und auf den Genststräuchen auf den gemeinen Weiden von Wimbledon und Putney angetroffen. Indessen glaubte ich, daß ich, weil sie wie ein Werk der Spinnen aussahen, einige dieser Thiere in oder bei denselben finden würde. Ich untersuchte darum den Grund der Stoppeln, und die Sträuche an welchen sie am dikſten hiengen, mit der grösesten Sorgfalt, konte aber an diesen Orten nichts das den Spinnen ähnlich war, entdecken; wiewohl ich schlos es müsten irgendwo derselben viele tausend seyn, die vermögend wären eine solche Menge feines Gewebes, und das zuweilen etliche Tage hintereinander zu verfertigen. Da aber

alle

alle meine Untersuchungen mir selbst kein Genügen thaten; so geschahe es eine Weile hernach, daß ich die Briefe des Herrn Ray nachlas, und darin dasjenige fand, worüber ich mir so lange umsonst den Kopf zerbrochen hatte.

Dieser scharfsinnige Naturkundige meldet dem Dr. Lister *) in einem Briefe vom Jahre 1668, es hätten ihm etliche seiner Freunde berichtet, daß einige Spinnen ihr Gewebe in eine ziemliche Entfernung, in einer schiefen Richtung und nicht gerade niederwerts, ausstiesen; mit Hinbeifügung, er könne nicht begreifen, wie solches geschehen könne, angesehen ihre Fäden sehr fein und weich, nicht aber steif wie ein Stecken wären. Hierauf antwortet Dr. Lister **) er hätte, wie er im vorigen Herbstmonathe den Spinnen nachgegangen wäre, zuerst die Aranea volucris, oder fliegende Spinne wahrgenommen; wobei er zugleich anmerket, daß dieselbe den Hintern gegen den Wind in die Höhe wirft, und so einen etliche Ellen langen Faden ausschieset. Der Doctor drücket sich in seiner Urschrift mit diesem possirlichen Gleichnisse aus: Filumque eiaculata est, quo plane modo robustissimus iuuenis e distentissima vesica vrinam. Dieses fand er hernach durch viele andere gleiche Beispiele bestätiget.

Einige

*) Siehe Ray's letters p. 34.

**) p. 36-7.

Einige Zeit hernach schreibt Herr Ray an Dr. Lister, obwohl die gegebene Nachricht von den fliegenden Spinnen ihn sehr vergnüget hätte, so hätte er doch nimmer gezweifelt, daß nicht dieses feine Gewebe, welches man in der Luft schweben sieht, ein Werk von Spinnen wäre; und füget hinzu, die königliche Gesellschaft hätte Briefe von der Insel Bermudas erhalten, worin gemeldet würde, daß das Gewebe ihrer Spinnen dik und stark genug wäre Drosseln zu verstricken. Nachdem aber Dr. Lister diese Briefe von Bermudas gelesen, so hielte er es für lächerlich zu glauben, daß die Fäden aus dem Munde geschossen würden, wie die Briefe sagten, weil sie nach seinen Beobachtungen aus den Hintern kämen: wobei er auch zu erkennen giebt, daß er das Märchen von den Drosseln nicht glaube. Er sagt ferner, er hielte sich versichert, daß diese fliegende Spinnen nicht bloserdings zur Lust die Luft durchsegelten, sondern um Mücken und andere kleine Fliegen, wovon es zur Herbstzeit eine ungläubliche Menge in der freien Luft gäbe, zu fangen. In einem andern Briefe aus York vom 20. Jänner 1670. meldet Dr. Lister dem Herrn Ray, daß er im vorigen Weinmonate, an einem Tage, wie es sehr stilles und helles Wetter gewesen, auf die Spitze des höchsten Thurns der Hauptkirche gestiegen und daselbst fliegende Spin-

nen mit ihrem Gewebe ungemein hoch über ihm deutlich gesehen hätte.

Obwohl nun die völlige Entdeckung der fliegenden Spinnen und ihrer Beschäftigung dem Dr. Lister zu gehören scheinet, so ist doch Dr. Hulse der erste gewesen, welcher den Herrn Ray einen Wink von der Art, womit die Spinnen ihre Fäden ausschiesen, gegeben hat. Indessen erweisen, meines Erachtens, des Dr. Listers Beobachtungen, daß die lieben Frauenfäden von diesen Spinnen in einer ungeheuren Höhe oben in der Luft verfertiget werden *), und daß sie, wenn entweder die Luft in einem hohen Grad verdünnet worden, oder der Thau auf die Fäden fält, zur Erden sinken, oder auf das Gesträuche fallen, wie vorhin gemeldet worden. Es bleibt aber eine Schwierigkeit übrig, welche ich gerne aufgelöset sehen möchte; wo nämlich diese Millionen von Spinnen ausgebrütet werden; ob sie dieselbe auf die Erde, oder ins Wasser oder auf die Bäume legen, von wannen sie zu einer solchen Höhe in der Luft steigen, um, wie Dr. Lister anmerket, kleine Fliegen zu fressen, von welchen sie die zähe Materie bekommen, woraus sie ihre, sich so leicht anhän-

*) Wo dieser Schlus richtig gehet, so ist auch erwiesen, daß nicht nur die Wolken sondern auch die Vögel oben in der Luft erzeuget werden. Der Uebers.

anhängende Gewebe machen. Muthmasungen geben in einer Sache von dieser Art kein Genügen; und ich habe keine auf Erfahrung gegründete Beobachtungen ihren Ursprung betreffend irgendwo gefunden. *)

Ich bin auch der Meinung, daß diese Erscheinung keinem griechischen und römischen Naturforscher bekant gewesen, wenigstens von keinem derselben beschrieben worden. Es ist mir in beiden Sprachen kein Name dieser Fäden bekant. Diejenige, welche Gossamer (wie die Engländer die

*) Man suchet die Werkstätte dieser Gewebe viel zu hoch. Man läst sie vom Himmel auf die Erde fallen, da sie in der That von der Erde gen Himmel steigen. Wer auf dem Lande wohnet, und diese Erscheinung der Natur in ihrer eigenen Jahrszeit, stets vor Augen hat, der weis, daß diese lieben Frauenfäden, von einer unendlichen Menge kleiner Spinnen auf dem Erdboden gesponnen werden. Nicht nur das Stoppelfeld und Gesträuche sondern auch alle Wiesen, und wo nur etwas wächst das diesen Thierlein einen Schuz geben kan, sind damit bedekket. Diese ursprüngliche Fäden sind von so ungemeiner Feine, daß man sie einzeln nicht mit blosen Auge sehen kan. Beschauet man aber die ganze Fläche eines Feldes, auf welches die Sonne scheinet, so siehet es aus, zumal wenn noch der Thau daran hängt, als ob es mit einer weisen Leinwand bedecket sey. So lange noch niemand darauf gegangen ist siehet man gar keine Verwirrung. Alles ist einförmig. Die Fäden liegen überal in gleicher Dicke und sind am Grase oder der Stoppel befestiget. Wenn man nur etliche Minuten darin gegan-

lieben Frauenfäden nennen) von Gossipium, Baumwolle, ableiten, sind meines Erachtens dazu durch die Aehnlichkeit des Klangs verleitet worden. Allein das eine ist die Frucht einer Staude, das andere aber das Werk der Spinnen. Ich halte vielmehr dafür, daß Gossamer von brittischen oder sächsischen Ursprunge sey *). Zwar habe

gegangen ist, sind Schuhe und Strümpfe von den aufgefangenen Fäden als mit einer weisen Haut bezogen worden. Wenn nun bei hellen Tagen die Luft leicht ist, und die Fäden durch die Wärme der Sonne verkürzet werden und abspringen: und eine Kühlung sich alsdenn einfindet: so wickelt der Wind ein Theil dieser Fäden, zusammen, und führet sie manchmal mit samt ihren Spinnen in die Höhe, von wannen sie, wenn ihrer viele sich begegnen, und an einander hangen, Kraft ihrer vermehrten Schwere, wieder herunter fallen müssen; in welchem Falle sie an den Gebüschen hangen bleiben. Wenn diese Gewebe oben in der Luft verfertiget würden, und alles was man davon auf der Erde siehet daher gekommen wäre, so würde man lauter dicke, ungleich zerstreuete Klumpen derselben wahrnehmen. Allein auf den Feldern ist, wie oben gemeldet, alles fein, und einförmig ausgebreitet. Wenn der Herr Mossey auf dem Felde keine Spinnen beobachtet hat, so hat er gewislich nicht recht zugesehen, inmasen man dieselbe in genugsamer Anzahl finden kan. Die so genanten lieben Frauenfäden sind also nichts anders als ein Gewebe von kleinen Herbstspinnen, welches der Wind zusammenrollet, und so lange in der Luft herumtreibet, bis es wieder fallen muß. Der Uebers.

*) Hier zu Lande nennet man das Ding Slammetje, aus

habe ich bemerket, daß Dryden sich dieses Wortes in Uebersetzung einer Stelle des Virgils Georg I. v. 397 bedienet, allein ich glaube, daß er sich offenbarlich geirret habe. Virgil sagt:

Tenuia nec lanae per coelum vellera ferri,

Worunter er, nach einstimmiger Meinung seiner Ausleger, nichts anders als die weich und wollicht scheinende Wolken versteht. Dryden hat diese Stelle aus Unvorsichtigkeit also gegeben:

The filmy Gossamer now flits no more.

Die häutige Gossamer schwebt nicht mehr in der Luft.

Daß dieses Gewebe zu Chaucers Zeiten nicht unbekant gewesen, erhellet aus folgenden Zeilen in seiner Squier's Tale:

As Sore wondren Some on cause of thunder,
On Ebbe and flud, on Gossamer, and on mist,
And on all thing, till the cause is wist.

aus mir unbekanten Ursachen und die Zeit um welche sie fliegen Slammetjensommer. In Hamburg heist Slammetje eine faule und plauderhafte Schleppschwester. Richey Idiot. Hamb. Es scheinet aber, daß dies Schimpfwort von den in der Luft fliegenden Slammetjen hergenommen sey.

Wie einige Menschen über die Ursache des Donners, über Ebbe und Fluth, über die lieben Frauenfäden, über den Nebel und alles, so lange, sich höchstens verwundern, bis die Ursache bekant geworden. Chaucer giebt hiemit zu verstehen, daß einige Naturforscher zu, oder vor seinen Zeiten die Ursache von den lieben Frauenfäden, wie vom Donner und der Fluth und Ebbe angegeben haben; obwohl es ungewis bleibt was sie für die Ursache gehalten haben.

Die Schönheit des Gewebes und äuserlichen Ansehens der lieben Frauenfäden in der Luft wird mit einem spashaften Einfal vom Shackespear in seinem Romeo und Juliet beschrieben mit diesen Worten:

A lover mag bestride the Gossamour,
That idles in the wanton Summer air,
And get not fall: so light is vanity!

Ein Verliebter kan auf den lieben Frauenfäden, die in der heitern Sommerluft herum schweben, reiten, ohne nieder zu sinken: So leicht ist die Eitelkeit!

Endlich, so habe ich nicht bemerket, daß jemand von denen Schriftstellern, die uns die natürliche Geschichte unserer englischen Provinzen geliefert haben, von dieser merkwürdigen Erschei-

nung

nung Meldung gethan habe: welches mich um so viel mehr wundert, weil Dr. Plot und mehr andere bei Dingen von geringer Merkwürdigkeit, auch vielleicht von geringer Angelegenheit, ziemlich weitläuftig sind; denn die Landleute glauben, daß die lieben Frauenfäden dem Vieh schädlich seyn, wenn sie dieselbe mit dem Grummetgrase verschlingen: eine Sache die eine genauere Untersuchung verdienet.

XXXXVIII.

Auszug aus einem Versuche,

worin bewiesen wird,

daß die

Chineser

eine

ägyptische Colonie

seyn;

im Französischen geschrieben

von Herrn de Guignes,

Mitgliede der kön. Academie der schönen Wissenschaften, Professor der syrischen Sprache im königl. Collegio, und Dolmetscher des Königs in den morgenländischen Sprachen.

(Gentlem. Magaz. 1759. Oct. S. 463.)

Verschiedene grose Gelehrte haben schon vordem gemuthmaset, daß die Eroberungen des Osiris und Sesostris viele Aegyp-

ter nach Indien und China geführet haben. Insonderheit behauptet Herr Huet, daß Colonien aus Aegypten nach China gegangen: allein einige brittische Gelehrte haben aus denselben Gründen einen entgegen gestelten Schlus gezogen. Denn wie ihnen, so wie jenem, die grose Aehnlichkeit der chinesischen und ägyptischen Gebräuche befremdet vorkam; glaubten sie, daß Noah nach der Sündflut sich nach China begeben, und darauf die Künste und Wissenschaften von dannen nach Aegypten gekommen seyn. Herr Guignes Muthmasungen haben noch einen andern Grund. Nachdem er eine Schrift des Abts Barthelemy von den Buchstaben der Phönizier gelesen, fieng er an nachzudenken, auf welche Art die Buchstaben des Alphabets zuerst gemacht worden, und dies bewog ihn ein chinesisches Wörterbuch einzusehen, weil die Buchstaben dieser Sprache sehr alt seyn sollen. Bei Durchsehung dieses Wörterbuchs fand er mit groser Verwunderung eine Figur, die einem der Buchstaben in des Barthelemy phönizischen Alphabete sehr ähnlich war. Dies schärfte seine Aufmerksamkeit auf einen neuen Gegenstand, und er fand bei weiterem Nachforschen solche Proben der Abstammung der chinesischen Buchstaben von den phönizischen, die ihn zugleich überzeugten und in Erstaunen sezten. Seine Schrift ist also ein Versuch zu zeigen, daß die chinesischen Buchstaben

staben nichts anders seyn, als Monogrammen, oder Züge, welche aus dreien phönizischen Buchstaben bestehen; und daß bei derselben Aussprache phönizische und ägyptische Leute heraus kommen. Es wird aber nöthig seyn, daß wir statt einer Einleitung zu seinen Gründen, eine kleine Nachricht von des Barthelemy Schrift geben.

Man bewahret zu Malta zwo marmorne Tafeln, auf deren jeder zwo Inschriften sich befinden, eine in phönizischer, und eine in griechischer Sprache, und zwar so, daß die phönizischen und griechischen Inschriften auf beiden Steinen einerlei sind. Eine nicht alzugenaue Abschrift dieser Inschriften kam durch einen Zufal in die Hände des verstorbenen Kardinals Polignac, welcher sie der Akademie mittheilte. Nachdem man verschiedene Muthmasungen über den Sinn dieser Inschriften gemacht hatte, schafte der Graf von Caylus Modelle in Gyps von den Marmorsteinen sich an, über welche Barthelemy sich alsobald hermachte; wobei er in kurzen überzeuget wurde, daß die griechische Inschrift eine Uebersetzung der phönizischen und nur davon in Ansehung der Namen unterschieden wäre. Die griechische sagt, zufolge seiner Auslegung, daß Dionys und Serapion, beide aus der Stadt Tyrus, beide Söhne des Serapion, dieses Denkmahl dem Herkules, mit dem Beinamen Archegetes (d. i. dem Führer)

rer) aufgerichtet haben. Die phönizische übersezt er also: Abdassar und sein Bruder Aseremor, Söhne des Abdassar, haben ihrem Herrn Melcarth dem Schuzgott von Tyrus hiemit ihr Gelübde gemacht. Er segne sie auf ihren gefährlichen Reisen. Oder: Er segne sie nachdem sie herumgeirret haben. Nun weis man, daß Melcarth, Μελκαρτος, der tyrische Name des Herkules gewesen; und es darf niemand fremd dünken, daß Dionys und Serapion in der phönizischen Sprache Abdassar und Aseremor heisen, weil es bei den Morgenländern gewöhnlich war, beides einen morgenländischen und griechischen Namen zu tragen. So unerheblich diese Inschriften in sich sind, so wichtig sind sie doch dadurch geworden, daß sie der morgenländischen Litteratur ein Licht gegeben haben: angesehen Barthelemy durch Vergleichung derselben mit einigen in Phönizien geschlagenen Münzen, ein Alphabet heraus gebracht hat, vermittelst dessen viele alte Inschriften sich sehr leicht haben erklären lassen. Er entdeckete unter andern, daß die drei und dreisig phönizische Inschriften, welche zu Citium in Cypern gefunden worden, und wovon Dr. Pocock eine eben nicht gar zu genaue Abschrift, im Jahre 1745, gegeben hat; nebst zwoen andern, die auf Grabmälern stehen, die Namen von einigen Fürsten, wovon die Historie keine Erwähnung

wähnung thut, enthalten. Dieses phönizische Alphabet hat Barthelemy mit noch zweien andern vermehret; wovon das eine aus einer zu Carpentras gefundenen Inschrift, das andere aus den Inschriften von Cypern, welche derselbe Schriftsteller herausgegeben, gemacht worden.

Herr Guignes macht den Anfang seines Versuches mit der Anmerkung, daß die Schrift der Chineser keine Aehnlichkeit habe mit der Schrift andere Nationen, als welche aus einer gewissen Anzahl Buchstaben bestehen, deren verschiedene Verbindungen Silben und Wörter machen: sondern, daß bei ihnen ein jeder Character, oder jedes Zeichen, ein Sinbild einer Idee sey, und zu dreien einfachen Anfangsgründen, nämlich einer geraden, einer krummen Linie, und einen Punct, könne gebracht werden. Aus diesen erwüchsen durch ihre Stellung und Verbindung neue Charaktere; welche in 214 Klassen vertheilet würden: diese nennen sie Schlüssel. Diese 214 ursprüngliche Charaktere, bringen durch mancherlei Verbindungen und Verwickelungen, eine ungeheure Mannichfaltigkeit von Sinbildern, die sich bis auf 70 oder 80000 erstrecken, hervor. Man darf dieses sich nicht befremden lassen, wenn man erwäget, daß diese Anzahl alle Begriffe, welche man auszudrücken hat, in sich fasset, und der Anzahl der Worte in andern Sprachen gleich ist.

Die

Die mündliche Sprache von China aber ist bei weitem so reich nicht, als die schriftliche. Denn jene bestehet blos aus einigen wenigen einsilbichten Worten und einfachen Lauten, welche nur in dem verschiedenen Tone der Aussprache von einander unterschieden sind, ohne Conjugationen und Declinationen; und sie hat so wenig Uebereinkunft mit der schriftlichen Sprache, daß die Laute, welche mit den zusammengefügten einfachen und ursprünglichen Charakteren verbunden gehen, gar keine Aehnlichkeit mit denselben Charakteren, wenn sie einzeln stehen, haben. Ihre lebende und schriftliche Sprache sind eine jede eine Sprache für sich; und ganz unabhänglich von einander.

Die Aegypter hatten auch drei verschiedene Schreibarten: die epistolsche, oder Briefschrift, welche aus den Buchstaben des Alphabets bestund, die hieroglyphische, oder Bildschrift, welche die Gegenstände selbst abmalete, die simbolische oder Zeichenschrift, welche die Gegenstände durch Metaphoren und Allegorien ausdrukte. Alle diese Arten zu schreiben sind auch nach China gekommen; und obschon es bei dem ersten Anblik der Sache eben nicht gläublich scheint, daß sie jemals alphabetische Buchstaben gekant haben, so giebt es doch starke Gründe, daß dieselbe ihnen wirklich bekant gewesen. Wenn man des Barthelemy phönizisches Alphabet betrachtet, so ist es

sicht-

sichtbar, daß die Figuren des Jod und Aleph unter den alten ursprünglichen Charakteren der Chineser gewesen seyn. Das phönizische Jod hat die Gestalt eines Dreizaks ohne Schaft und steht schief. Die Chineser bedienen sich desselben Zeichens, eine Hand auszudrücken. Dies ist aber im phönizischen, die Bedeutung des Wortes Jod, wie ihr Buchstabe heist. Aleph ist der erste Buchstabe im phönizischen Alphabet und bedeutet Vorzug, die Handlung des Anführens. Er besteht aus einer geraden Linie, die von zwoen andern durchschnitten wird, welche einen Winkel formiren. Dieselbe Figur ist auch der erste von den ursprünglichen Charakteren der Chineser, das Zeichen der Einheit, und wird gebrauchet ganz genau dieselbe Idee auszudrücken.

Durch diese Proben wurde Herr Guignes auf die Muthmasung gebracht, daß die wahren alphabetischen Buchstaben wirklich in den hieroglyphischen Charakteren der Chineser anzutreffen seyn; und daß, wenn man sie von allen den Strichen, die sie verstellen, entblöset, ein sehr altes Alphabet könne heraus gebracht werden, welches den ursprünglichem Alphabete aller Nationen sehr ähnlich wäre. Zwar ist dieses algemeine Alphabet nicht ganz und unverfälschet bis auf unsre Zeiten erhalten worden: gleichwie aber Herr Guignes glaubte, daß dessen wesentliche Theile in den mor-

gen-

genländischen Alphabeten noch vorhanden seyn; so schrieb er alle diese Alphabete in Columnen neben einander, um die Figuren der Buchstaben mit den chinesischen Charakteren zu vergleichen. Hiebei bemerkete er nun, daß die mehresten morgenländischen Buchstaben eine etwas wirkliches bedeutende Benennung hätten. So bedeutet Beth ein Haus, Daleth eine Thüre, Ain ein Auge, Schin, einen Zahn, und er nahm bald wahr, daß dasjenige Zeichen, dessen die Chineser sich bedienen, ein Haus zu erkennen zu geben, dasselbe mit dem hebräischen Beth wäre, daß das Zeichen der Thüre ein Daleth vorstellete, daß das phönizische oder ägyptische Ain bei den Chinesern ein Auge zu erkennen gebe, und ein Zahn in der chinesischen Sprache durch einen mit Spitzen versehenen Kinbacken, welcher dem hebräischen, samaritanischen und phönizischen Schin sehr ähnlich ist, abgebildet werde.

Diese Entdeckungen brachten ihn zu dem Entschlusse, solche chinesische Charactere, welche verschiedene morgenländische Buchstaben enthalten, zu zergliedern. Denn wenn man würde gewahr werden, daß die Verbindung dieser Charaktere, ein ägyptisches oder phönizisches Wort auslieferte, so würden die Folgen dieser Zergliederung sich von selbst offenbaren. Wie er also mit den chinesischen Charakteren, welche nur aus zweien Urzügen

gen

gen zusammengesezt sind, den Anfang machte, so nahm er denjenigen, welcher Vater bedeutet vor sich, und fand, daß er, ohne auf den dazu gehörigen Laut zu sehen, aus einem I. und D. welches Jad oder Jod ausgesprochen werden mag, zusammen gesetzet sey. In der coptischen Sprache aber, welche viele ägyptische Worte bewahret hat, bedeutet Jod einen Vater. Der alte chinesische Charakter, welcher eine Menge Wassers bedeutet, besteht aus einem I. und M. woraus das Wort Iam oder Iom, die Benennung des Meeres bei den Morgenländern, entspringt. Ein I. und N. macht den chinesischen Charakter, der einen Feind zu erkennen giebt, aus. Ian aber bedeutet bei den Phöniziern, Fechten. Die Hand wird im chinesischen durch einen Zug vorgestellet der aus einem I. und F. besteht: in der coptischen Sprache heist die Hand Iof.

In Untersuchung derer Charaktere, welche aus dreien Urzügen bestehen, war er nicht weniger glüklich. Der Zug Hia, welcher Brechen bedeutet, ist im Grunde nichts anders, als eine Zusammensetzung, die aus einem Schin und zween Daleths besteht, aus welchen ebenfals das hebräische und phönizische Shadad, welches dieselbe Bedeutung hat, zusammengesetzet ist. Der Zug Kiun, Fürst, ist aus einem F. und zween I. I. geformet. Daraus wird Phii, und die Namen

der

der ägyptischen Könige endigen sich oft auf Phis. Amenophis, Saophis und mehr andere, wollen so viel sagen als, der Fürst Ameno, Sao ꝛc.

Hierauf schritte Herr Guignes zu einer umgekehrten Methode. Die drei Wurzelbuchstaben des phönizischen Iadah, ידע, Wissen, sind ein Jod, welcher die Hand, ein Daleth welcher die Thüre, und ein Ain, welcher das Auge bedeutet: wenn man nun die drei chinesischen Charaktere, welche diese drei Gegenstände ausdrücken, mit einander verbindet, so komt das Zeichen heraus, welches bei den Chinesern Untersuchen und Wissen ausdrükt. Unzählige Versuche von dieser Art mehr, haben denselben erwünschten Erfolg gehabt, und es wird daraus gefolgert, daß die alte chinesische Schrift, eben wie die ägyptische, aus alphabetischen Buchstaben bestanden habe.

Die ägyptische Hieroglyphik oder Bildschrift ist eben so in der chinesischen Art zu schreiben anzutreffen. Die Sonne wird durch einen Cirkel, der Mond durch eine Scheibe, Fische, Schildkröten, Schlangen, Frösche, Mäuse und andere Thiere durch den Umzug ihrer wahren Gestalt, vorgestellet.

Was endlich die Symbolische oder Zeichenschrift der Chineser betrift; so liefert dieselbe starke Proben der Ueberkunft mit derselben Art zu schreiben bei den Aegyptern aus. Auf den ägyptischen

Denk-

Denkmälern siehet man oft eine wagerechte Linie mit einer Kugel darüber; dies ist bei den Chinesern ein Sinbild des Allerhöchsten, und eine Eigenschaft der Gottheit. In der chinesischen Art zu schreiben bedeutet ein ausgebreiteter Flügel den Minister eines Fürsten, und die Kappe giebt eine wichtige Staatsbedienung zu erkennen. Diese Sinbilder kommen oft auf den ägyptischen Denkmälern vor; und beides bei den Aegyptern und Chinesern wird der Has ausgedrukt durch zwei Thiere die eine Antipathie gegen einander haben. Die Aegypter stellen eine Schlacht vor durch zwo Hände, deren eine einen Schild, die andere einen Bogen hält, mit Sinspielung auf den Apollo: die Chineser bilden denselben Gegenstand durch zwo Hände und einen Bogen ab; und des Soldaten Sinbild sind zwo Hände nebst einem Bogen und Pfeile. Endlich ist ein Cirkel mit einem kleinen Thiere sowohl bei den Aegyptern als Chinesern ein Bild der Sonne.

Herr Guignes hat noch viele andre Beispiele angeführet, welche seine Meinung, daß die Chineser ihre Schrift ursprünglich von den Aegyptern empfangen haben, befestiget. Es ist die Frage aufgeworfen worden, zu welcher Zeit die Gemeinschaft zwischen Aegypten und China ihren Anfang genommen habe; und diese Frage beantwortet er mit einer Anmerkung, welche von sehr groser

Wichtigkeit ist. Es haben zwei und zwanzig Geschlechter, welche man Dynastien nennet, in unverrükter Folge China regieret. Zum Stifter der ersten Dynastie geben sie den Fürsten Yu an, dessen Regierung ungefähr 2207 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ihren Anfang genommen haben sol. Vor dieser Zeit hat man keine Nachricht von einer ordentlichen Reichsfolge. Die Fürsten der ersten Dynastie in ihrer Thronfolge waren Yu, Ki, Kang, Theong ꝛc. Diese Namen sind ausgedrukt, so wie sie in der mündlichen Sprache der Chineser ausgesprochen werden, und haben keine Aehnlichkeit mit ihrer geschriebenen Sprache. Wenn man nun die alten Charaktere, welche diese Namen, nach dem Alphabet des Barthelemy vorstellen, zergliedert, so findet man in dem Yu den Men, Menes, den König zu Theben in Aegypten; im Ki, den Jadoa, d. i. Athoes des Menes Thronfolger; im Kang, den Jabia, d. i. Diabies, den dritten König in Theben; im Theong oder Tehong, den Phemphi, Phemphos, vierten König in Theben; und so auch in andern.

Aus diesen Anmerkungen erhellet, daß die Chineser, wie sie die Schreibart und Gebräuche der Aegypter angenommen, auch zugleich derselben Jahrbücher als die ihrige mit übergenommen haben; und daß die Gemeinschaft zwischen beiden

Län-

Ländern erst nach den Zeiten des Menes angefangen sey; so daß nach Herrn Guignes Meinung die ägyptische Colonie nicht eher als etwa 1122 Jahr, vor der christlichen Zeitrechnung, in China gekommen sey. Last uns annehmen, daß eine Gesellschaft Franzosen nach Amerika gieng, und daselbst ein neues Königreich aufrichtete, dessen erster Souverain als ein Nachfolger des jezt in Frankreich regierenden Monarchen angesehen würde: in diesem Falle würde die ganze Historie von Frankreich die alte Historie der neuen Colonie werden. Last uns ferner annehmen, daß die Franzosen, um sich den Eingebohrnen verständlich zu machen, das Wort Pere, Vater, oder nur die beiden Mitlauter P. r. mit Auslassung der Selbstlauter, nach Gewohnheit der Morgenländer, schrieben, und ihnen den Begrif, den sie mit diesen Zeichen verbinden, beibrächten: so wird man leicht begreifen wie Aegypten die Buchstaben seines Alphabets, seine Bildschrift, seine Gebräuche und Historie dem Reiche China habe mittheilen können.

Wo bleibt nun das ungeheure Alter, dessen die Chineser sich mit so vieler Zuversicht und Hochmuth rühmen? Ihre Sprachkundige, welche die alten Züge ihrer Schrift kennen, werden von nun an sich genöthiget sehen, diese Entdeckung, welche jenen Ruhm über den Haufen wirft, mit ihrem Zeugnisse zu bestätigen. Wenn ihnen ein phöni-

zischer Zug oder Wort vorkomt, der Buchstabe Beth, oder das Wort Jadah, so werden sie gestehen müssen, daß jenes ein Haus, und dieses, Wissen bedeute. Was ist nun zu urtheilen von aller der Mühe, womit man ihre Zeitrechnung entweder bestritten oder vertheidiget hat? von allen denen Folgerungen die man daraus gezogen hat zum Umsturz des Ansehens der Bücher Moses, als ob dieselbe nur selbsterssonnene Sätze enthielten, welche in der Absicht geschmiedet worden, um ihn zu einen Gesezgeber zu machen? Was denken wir nun von der uralten Weisheit, und den algemeinen Vorzügen, welche ihnen so oft zugestanden worden? Alle diese Schattenbilder, sagt Herr Guignes, verschwinden jezt mit einem male, und es bleibt statt derselben ihnen nur der einzige wirkliche Vorzug übrig, daß die alten Wilden in China, eben wie die in Griechenland durch die Aegypter gesittet gemacht worden; nur mit dem Unterschiede, daß jene dieses Glük etwas später erlanget haben, weil sie weiter entfernet waren als die Griechen.

XXXXIX.

Nachricht von dem Lord Stourton,

welcher zur Zeit

der Königin Maria

im Jahr 1556,

wegen eines Mords gehangen wurde.

(Gentlem. Magazin. 1760 Hornung. S. 87.)

Es geschiehet des Lord Stourton öfters Meldung in den Gerichtsbüchern Königs Eduard VI. als eines, der mit seinem Nachbar Hartgyl in Streit gelebet. Beide Partheien sind dieserhalb öfters eingesezt und gestraft worden. Allein weil Stourton grose Freunde im Rathe hatte, so bekam er gemeiniglich seine Freiheit wieder: ja er hatte sogar die Geschiklichkeit sich weis zu brennen, ob es gleich dargethan worden war, daß er sich dem Sherif gewaltsamer Weise widersetzet habe, als derselbe Besiz von einem liegenden Gute kraft seines Amtes nehmen wollen.

Stourton, der ein eifriger Katholike war, hatte unter der Regierung des Königs Eduards keine Gelegenheit, seinem Zorn wider den Hartgyl, welcher aus einer Familienstreitigkeit entstanden war, ein Gnüge zu leisten. Allein unter der Regierung der Königin Maria fing er neue Gewaltthätigkeiten an, weswegen auf des Hartgyls Ersuchen das Gericht sich der Sache annahm. Als nun Hartgyl sich erkläret hatte, daß er gern in Freundschaft mit Stourton leben, und ihn besuchen wolte, um sich mit ihm zu versöhnen, so hatte Stourton seine Untergebene bestelt, dem alten Hartgyl und seinem Sohne aufzupassen, welche auch den leztern schwer verwundeten, so, daß er mit genauer Noth noch mit dem Leben davon kam. Wegen dieser Sache wurde Stourton in die Fleet gefänglich eingelegt, und verurtheilet dem Hartgyl eine ansehnliche Geldbuse zu erlegen. Wie er aber die Caution gestellet, daß er sich allezeit als ein Gefangener wieder darstellen wolle, wurde ihm auf eine kurze Zeit die Erlaubnis ertheilet, sich nach seinem Gute zu begeben. Von hier aus suchte er die Hartgyls zu einer Zusammenkunft, unter dem Vorwande, daß er ihnen die Geldbuse entrichten wolte, wozu er war verurtheilt worden, listiger Weise zu locken. Allein sobald dieselben auf dem Kirchhofe zu Kelmington, als den zur Unterredung bestimten Plaz, sich sehen liesen, wurden sie von Stourtons Bedien-

ten auf seinen Befehl gegriffen und gebunden. Er hieb mit eignen Händen die Gemahlin des jüngern Hartgyl, die ihn um das Leben ihres Gemahls anflehete, danieder: und führte im Angesicht aller Leute, troz aller Gerichte, die übrigen gebunden nach seinem Schlosse. Wie sie daselbst angekommen, befahl er seinen Knechten, daß sie die Gefangnen mit Käulen todschlagen solten, und er selbst hielt so lange das Licht, bis sie dem alten Hartgyl und dessen Sohne die Kehle abgeschnitten, und sie in einem finstren Loche begraben hatten. Allein die göttliche Rache verfolgte die Mörder, welche wohl niemals eine solche ausnehmende Grausamkeit würden begangen haben, wenn sie nicht gehoffet hätten, daß die Regierung sich ihrer als Papisten annehmen würde. Die Sache war zu gewis, als daß sie konte abgeleugnet werden, und Stourton wurde deshalb von einer Commission, die aus ordentlichen Richtern und einigen Gliedern des geheimen Raths bestand, zu Westminsterhall der Proces gemacht.

Im Anfange wolte er sich gar nicht einlassen: als ihm aber der Oberrichter eröfnet hatte, daß, wenn er sich weiter wegern würde zu antworten, ihn sein Stand nicht schützen könte, daß er nicht zu todte gepresset würde *), so bekante er die That.

*) Dieses ist die bekante englische Todesstrafe, wenn jemand sein Verbrechen nicht gestehen wil. Ueb.

Er wurde darauf zu Salisbury an einem seidnen Strik aufgehangen, und vier seiner Bedienten wurden mit ihm hingerichtet: und man siehet noch in der Hauptkirche zu Salisbury sein Begräbnis, und Monument, worüber ein seidner Strik hängt *).

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

L.

Mittel
wider die
Krankheit der Pferde,
so in England verspüret worden,
so eine Privatperson aus eigner Erfahrung
bewährt gefunden.

(Gentl. Magaz. 1760. Hornung S. 55.)

Sobald ich vernommen hatte, daß unter den Pferden eine epidemische Krankheit sich äuserte, lies ich ihnen die Ader schlagen, und befahl, daß man sie warm im Stalle halten

*) Diese Nachricht so unvolständig sie auch ist, verdient deshalb einige Aufmerksamkeit, weil seit den Zeiten Mariä bis auf den in voriger Woche gehenkten Grafen Ferrers, sich in der engländischen Geschichte kein Beispiel findet, daß ein Pair wegen eines Mordes mit dem Strange hingerichtet sey. Uebers.

halten und Kleien mit Schwefelblumen vermischet geben solte. Sobald sie nicht fressen wolten, lies ich etwas Hafer unter ihr Getränke mischen. Die Schwefelblumen halten den Leib offen und sind sehr diensam freien Othem den Pferden zu verschaffen. Bei dieser Wartung hatten meine Pferde wie sie die Seuche befiel, wenig oder gar kein Fieber: und ihre Ohren, Nase und Zunge waren so wie ihr Othem nicht ungewöhnlich warm. Sobald eines von ihnen den Husten bekam, gab ich ihm folgendes Pulver: von dem besten englischen pulverisirten Safran ein halbes Quentlein, von dem russischen pulverisirten Biebergeil ein Quentchen, und zwei Loth Salpeter. Dieses lies ich in einem Nösel süssen Wein und eben so viel warm Wassers zergehen: und gab es ihnen auf einmal und etwas warm Wasser nachzutrinken, und lies sie wohl und warm zudecken. Man kan dieses Pulver ihnen des Morgens und Abends geben. Könte man sie fleisig aus einem in den andern Stal bringen, so würde solches wegen der frischen Luft von grosen Nutzen seyn.

LI.

Sendschreiben der Frau Rowe, so sich nicht mit unter ihren Werken befindet.

(Gentlem. Magaz. 1760 Hornung S. 82.)

Da geheime Nachrichten von dem Verhalten und den Gesinnungen tugendhafter Personen zur Zeit der Trübsal oder bei der Annäherung des Todes sehr lehrreich und unterhaltend sind, so wird auch folgender Brief der Frau Rowe, den sie an ihre Schwiegermutter geschrieben und welchen diese nach jener Absterben erst erhalten, nicht unangenehm seyn.

Madame!

Ich stehe eben im Begrif von dieser Welt den lezten Abschied zu nehmen: allein ich habe die gewisse Hofnung, Sie in der künftigen wieder zu sehen. Ich nehme meine gegen Sie hegende Zärtlichkeit und Dankbarkeit mit in das Grab.

Ich

Ich verlasse Sie mit den aufrichtigsten Wünschen für ihre eigne und ihrer Familie Glükseligkeit. Ach! daß meine Gebete möchten erhöret werden, wenn ich schon längst im Staube schlummere. Möchten doch die heilgen Engel Gottes Sie auf den Wegen, die zu einem unsterblichen Vergnügen führen, begleiten.

Ich fasse alle Kräfte meiner Seele zusammen und erbitte mit allem Eifer einer heiligen Andacht Segnungen vor Sie. Der almächtige GOtt, der GOtt ihrer frommen Vorfahren, dem sie seit so vielen Jahren gedienet haben, der segne sie. — Es ist nur eine kleine Bahn die ich noch durchwandern mus. — Meine Schatten verlängern sich und meine Sonne gehet unter. Eben die Güte, welche mich bisher geleitet, wird mich in dem lezten Auftrit meines Lebens nicht verlassen. Der Name, welcher vordem mein Preis und Ruhm gewesen, wird alsdenn meine Stärke und mein Heil seyn.

Dem Tode mit anständiger Tapferkeit entgegen zu gehen, ist eine Rolle, welche die Kräfte der Natur übersteiget: Und ich kan es auch nicht aus eigner Kraft oder eigner Heiligkeit: denn auch in meinen besten Zeiten, war ich leider! lauter Eitelkeit, — eine elende, hülflose Sünderin. Doch ich hoffe, ich werde durch das Verdienst und die

volkom-

volkommene Gerechtigkeit Gottes, meines Erlösers, gerechtfertiget erscheinen vor dem höchsten Richterstuhl, wo ich nun bald werde gerichtet werden. —

Elisabeth Rowe.

LII.

Ein Brief
des
jüngstverstorbenen
Herrn Jacob Hervey
an seinen Vater,
welcher sich in seinen Werken nicht mit befindet.

(Gentlem. Mag. 1760. Hornung S. 75.)

Bideford den 1. des Weinm. 1742.

Ehrwürdiger und Hochgeehrter Herr!

Ich habe ihren lezten Brief, der mir die traurige Nachricht von dem Tode meiner beiden Muhmen gebracht, empfangen. Meiner Hofnung nach sind sie in dem HErrn gestorben und schlafen in dem Schooße des Heilandes: und gewis sie sind alsdenn die glüklichen und wir verdienen Mitleiden. Sie ruhen und haben in dem

dem Hafen glüklich geankert, da wir noch auf der See herumschwärmen und durch den Sturm hin und her geworfen werden. Wann wir die Sache unpartheiisch betrachten, so müssen wir gestehen, daß diese Welt unser Grab sey, und daß wir nicht eher wirklich leben, als bis wir von unserm fleischlichen Kerker befreiet, jenseits des sichtbaren Himmels angekommen. In dem Grabe ist Dunkelheit. Es wird daher der Schatten des Todes genant. Und was ist diese elende Welt anders, als ein Zustand der Dunkelheit, ein Thal, wo die dikste Finsternis herrschet: wo die armen Sterblichen in geistlicher Unwissenheit herumtappen, und hin und her wandeln, ohne die Dinge die zu ihrem Frieden dienen, zu betrachten.

In dem Grabe und zwischen den Grabmälern fürchten wir uns für Gesichtern und Erscheinungen. Und was treffen wir auf dieser untern Welt an? tausend Arten von Glükseligkeit stellen sich unsrem Wünschen dar, allein sie sind alle mit einander nicht wesentlich und bestehen nur in der Einbildung. Sie sind eine angenehme Täuschung, die unsrer Erwartungen spotten, eben so wie die verschwindenden Gestalten der Geisterwelt sich unsren Umarmungen entziehen würden.

Das Grab ist das Land der Vergessenheit. Die Bilder der Freundschaft sind verloschen und der

wer-

wertheſten Verwandten erinnert man ſich nicht mehr. Iſt aber dieſes nicht eine ſehr genaue Abbildung unſres gegenwärtigen Standes. Vergeſſen wir nicht auf eine unverantwortliche Weiſe Jeſus Chriſtus, unſres almächtigen Freundes, und der ewigen Herrlichkeit, unſres unſchäzbaren Erbtheils? Wo iſt der Mann, der auf ſeinem Bette ſich ſeines geſegneten Heilandes erinnert und der an ihn gedenket, wenn er wachet? Iſt nicht die unbegreifliche Liebe des Erlöſers und ſind nicht die koſtbaren Wohlthaten ſeines Leidens in dieſer Vergeſſenheit begraben? Es iſt demnach dieſe Welt der Dunkelheit, der Erſcheinungen und Vergeßlichkeit die algemeine Ruhekammer und Fleiſch und Blut die Gruft unſers unſterblichen Geiſtes. Sobald wir gebohren werden, fangen wir zu ſterben an: Naſcentes morimur.

Doch ich befürchte, mein liebſter Vater, daß ich ihnen beſchwerlich falle, allein weil ich keine Neuigkeiten weis, welche ſie beſorgt oder freudig machen könten, ſo werden ſie dieſer meiner Armuth meine Ausſchweifungen zuſchreiben. Ich habe in dieſer Woche ein Frauenzimmer beſuchet, welche an eben der Krankheit, woran meine beiden Muhmen geſtorben ſind, darnieder lag. Die arme Frau ſtand auſerordentlich viel aus, allein jezt iſt ſie aufgelöſet. Dies brachte mir des Pſalmiſten

Bus-

Busbekentnis im 39. Pſ. 12. V. ins Gedächtnis: Wann du einen züchtigeſt um der Sünde willen, ſo wird ſeine Schöne verzehret wie von Motten: welche Worte meiner Meinung nach nirgend beſſer als bei den Kinderpocken angewandt werden können. Es wird mir ein beſonders Vergnügen ſeyn, wenn ich vernehme, daß Sie und meine Mutter unter aller ihrer Unruhe und Beſchwerlichkeit ſich beſtändig wohl befinden. Ich verharre

Dero

gehorſamſter Sohn

J. Hervey.

LIII.

Von der Anzahl und dem Anwachs der Einwohner in England.

Schreiben des

Herrn William Brackenridge,

D. Theol. und Mitglied der königl. Societät der Wissenschaft den 16. Merz 1758 der königl. Gesellschaft vorgelesen.

Aus B. 50 der philosophischen Transact. *)

(Vniu. Mag. Vol. 22. No. 155. S. 336.)

Mein Herr!

Da ich bei der vorhergehenden Zusammenkunft der königlichen Societät der Wissenschaften auf einige Einwürfe, die mir ein vornehmer Herr auf meine Schrift von der Zahl des Volks in England gemacht hatte, zu antworten mich bemühete; so nehme ich mir jezund die Freiheit, Ihnen dasjenige schriftlich, mit noch einigen Zusätzen, zuzu-

*) S. Brem. Mag. B. 2. S. 373. wo die erste Abhandlung über diesen Gegenstand.

zuzuschicken, was ich damals mündlich vorbrachte. Da nun meine Absicht niemals gewesen, mich mit jemanden darüber weiter in Streit einzulassen; sondern ich gleichsam gezwungen werde, das, was ich vorher geschrieben, zu vertheidigen, so hoffe ich, man werde mich entschuldigen, wenn ich dieses so kurz als möglich ausrichte. Sie und Dero gelehrte Societät verlangen, wie ich weis, nur eine aufrichtige Vorstellung von Begebenheiten, welche der Grund aller philosophischen Untersuchungen sind. Ich wil derohalben mich bemühen, dieses so weit es in meinem Vermögen ist, ohne auf Hypothesen zu sehen, auszuführen.

Meine Absicht gieng, da ich mich zuerst mit diesem Gegenstand einlies, dahin, um zu entdecken, ob unser Volk in Betracht ihrer Zahl, anwachse, oder abnehme. Dieses zu wissen, hielt ich für eine Sache von groser Wichtigkeit, weil sie in die Sachen der Regierung einen Einflus hat, um nemlich unsere Stärke zu bestimmen, die Taxen und Abgaben einzurichten, auch in der Haushaltung und Aufwand unsers Volks Regeln zu geben. Um nun in dieser Untersuchung fortzufahren, so schien es mir ganz klar zu seyn, daß, wenn die Zahl der Häuser genau bekant wäre, man auch die Zahl des Volks bestimmen könne. Meine Aufmerksamkeit gieng also dahin, um die Zahl der Häuser ausfindig zu machen, welches ich für das einzige

Stük hielt, daß uns dienlich seyn könte, von dieser Sache mit einiger Gewisheit zu urtheilen. Dem gemäs entschlos ich allein auf die sichersten und algemeinen Beobachtungen mich zu gründen. Ich verfügte mich zu einem derjenigen öffentlichen Häuser, woselbst ich, meiner Meinung nach, die Anzahl erfahren würde. Ich fand auch daselbst, daß von der lezten Aufzählung, die seit 1750 angestellet ist, in England und Wallis 690,700 Häuser seyn, welche die Fenstertaxe, und die zwei Schilling Auflage, auf jedes Haus bezahlen, schlechte Hütten, die nichts geben, ausgenommen. Durch Hütten werden solche Häuser verstanden, die weder der Kirche noch den Armen etwas geben, und die durch eine Parlamentsacte von An. 1747 in Betracht der Armuth für frei erkläret werden, beides die Taxe und die zwei Schillingsauflage nicht zu bezahlen. Diese bleiben also allein über von denen man so genau die ganze Zahl aller Häuser nicht bestimmen kan. Nichts destoweniger sind sie doch in so weit bekant, daß man aus allen bisher gegebenen Nachrichten schliesen kan, sie steigen nicht an 300000, und aus dem was ich selbst in den Büchern dieses Amthauses gesehen, solte ich dafür halten, es wären dergleichen Hütten nicht über 200 tausend. Denn an einigen Oertern, wo ich wohl bekant war, fand ich, daß die Taglöhner die 2 Schillingsauflage bezahlen

musten, es hatte auch nicht das Ansehen, daß ein Haus von zehn ausgelassen wäre. Sind nun nicht 300 tausend Hütten, wie mir es gewis so vorkomt, so kan auch überhaupt in England und Wallis die Anzahl der Häuser nicht auf eine Million hinansteigen, denn die taxirten Häuser sind in Betracht derer Hütten mehr als 2 zu 1. von welchen beiden, nach den Berichten der Landrichter, nun ungefehr 1 von 17, oder 58800 im ganzen Königreiche ledig stehen. Doch aber, wenn wir zugeben wolten, es wäre überhaupt eine Million Häuser, welches doch mehr ist, als die Herren in dem obengemeldten Amthause glauben, und ziehen davon die ledig stehende ab, so können doch über 941,200 bewohnte Häuser nicht seyn. Setzen wir also dem zufolge 6 Personen auf ein Haus, so haben wir eine Zahl von 5,647,200 Menschen, oder ungefehr 5 und eine halbe Million, welches die äuserste wirkliche Zahl ist, worauf ich bauen kan.

Der Herr Förster nun, der Einwürfe wider meine Ausrechnung gemacht, glaubet, ich hätte die Anzahl der Häuser zu gering angegeben, und daß überhaupt mehr als eine Million und 400 tausend Häuser wären, von welchen seiner Meinung nach mehr als 700 tausend aus Hütten bestünden, denn er hält die Anzahl dieser für gröser, als die Zahl der taxirten Häuser. Hieraus

folgert er, daß in England und Wallis ungefehr 7 und eine halbe Millionen Menschen seyn. Ich wünschte von ganzem Herzen, daß dieses die rechte Zahl seyn möchte. Allein ich bin so weit von dieser Meinung entfernet, daß ich glauben solte, ich hätte zu wenig gerechnet, daß ich vielmehr vermuthe, ich habe die Zahl höher angegeben, als sie wirklich ist.

Doch wird dieser Streit bald bestimmet werden, indem wie man mir gesagt, anjezt Befehl gegeben worden, daß alle Bedienten, welche die Fenstertaxe einfordern, einen genauen Aufsaz aller Hütten sowohl, als aller taxirten Häuser in einem jeden ihrer verschiedenen Distrikte, verfertigen und übergeben sollen. Inzwischen sind wir beide darinnen unterschieden, daß mein Gegner über 400 tausend Hütten mehr setzet, als ich mir einbilden kan.

Last uns nun aber sehen, auf welche Gründe er bauet, und was für eine Art zu schliesen er habe, um seine Zahl zu bestimmen. Er macht eine Theilung der 690 tausend taxirten Häuser in drei Klassen, er setzet 200 tausend aufs Land und in den kleinen Flecken, 200 tausend in den Marktflecken und kleineren Städten, und die lezten 290 tausend in den mittelmäsigen und grosen Städten, zu welcher Eintheilung er keine gerade Anweisung, noch Beweis, noch selbsten die geringste Wahrschein

scheinlichkeit hat. Da nun dieses ein bloser wilkührlicher Saz ist, so dienen alle Schlüsse und Ausrechnungen die darauf gegründet werden zu nichts, und die Zahl der Häuser oder der Menschen, die daraus gezogen wird, mus nothwendig falsch oder ungewis seyn. Nichs destoweniger bestehet er auf diesen Saz als höchst gewis und unfehlbar, und fähret fort die Häuser und das Volk darnach in jeder Eintheilung auszurechnen.

Was das erste betrift, sagt er, er habe alle Häuser in neun neben einander gelegenen Pfarren in Berkshire gezählet, er habe in denselben gefunden, die ganze Zahl sey 588, aus welchen nur 177 wären, welche die Taxe bezahlen müsten, folglich wären die Hütten zu den taxirten Häusern, wie 411. zu 177 oder über 2 zu 1. Aus diesen nimt er an, daß die ganze Zahl der Häuser in den Flecken und ofnen Lande Englands gegen die Hütten beinahe dieselbe Proportion habe. Allein hier verwunderte ich mich, daß er auf eine so seichte und unrichtige Art schliesen wolte. Denn da ungefehr 7000 Pfarrdörfer auf dem Lande und in den kleinen Flecken seyn mögen, von der Zahl von 9 derselben, die an einander stosen, einen Schlus zu machen, und da alle diese zusammen genommen, nicht einmal eine grose Pfarre ausmachen, indem manche, was die Zahl der Häuser betrift, weit gröser sind, und wo es an anderen besonderen

Umständen nicht fehlen mag. Ich sage, aus diesen 9 Dörfern die Proportion auf alle in den Flekken und ofnem Lande zu schliesen, ist eben so, als wenn ich folgern wolte, weil die Armen in einer Pfarre in solcher Verhältnis mit einander stehen, so sind sie auch in 1000 Pfarren oder in vier oder fünf Grafschaften also. Da es doch bekant ist, daß die Verhältnis fast in einer jeden Pfarre und jeder Grafschaft unterschieden sey, und daß die ganze Summe allererst zusammen genommen werden müsse, ehe wir die wirkliche Proportion wisen können.

Man kan also aus den Umständen weniger Pfarren, oder selbst einer Grafschaft gar keine Folge ziehen, wie die Proportion in dem ganzen seyn werde. Und doch unternimt er aus solchen erbettelten und ungegründeten Schlüssen eine Rechnung zu ziehen, daß es auf dem Lande und in den kleinen Flecken mehr als 460 tausend Hütten gebe, indem er, ohne den geringsten Zweifel sich zu machen, angenommen, es wären in demselben Bezirk nicht mehr als 200 tausend taxirte Häuser. Solche Schlüsse sind in philosophischen Untersuchungen ungewöhnlich.

Auf gleiche Art macht mein Gegner ebenfals einen sehr ungültigen Schlus in Betracht seiner zwoten Abtheilung, welche die kleinen Marktflekken und Landstädte enthält. Denn aus einem einzigen

zigen Marktflecken Langborne, schliesset er in gleicher Proportion auf alle Marktflecken, nachdem er die ganze Zahl der Häuser gegen die Hütten als 445 zu 229, oder die taxirten Häuser gegen die Hütten als 216 zu 229, gefunden. Das ist, obgleich in England vielleicht über 300 Marktflecken seyn, so setzet er fest, ein jedes derselben habe eine gleiche Proportion oder Anzahl Arme in sich, als das einzige Städtgen Langborne, welches zu glauben unmöglich ist. Den eine jede derselben kan ein verschiedenes Verhältnis haben, je nachdem die mancherlei Umstände ihrer Handlung und Lage unterschieden sind. Und doch macht er aus dieser ungewöhnlichen und ungewissen Art zu schliesen, ohne weitere Anführung mehrer Exempel, und aus einem von 300 zum wenigsten, aus dieser Proportion, alsobald die Folge, daß in den Marktflekken auf dem Lande 388,646 Häuser seyn, darunter 188,646 Hütten wären, diejenigen in den grosen Städten ausgenommen.

Was nun ferner die dritte Klasse betrift, nemlich die mittelmäsigen und grose Städte, so gestehet er, mein angegebenes Verhältnis unter denselben möge Plaz haben. Dieselbe bestehet darinnen, daß die taxirten Häuser zu den Hütten, wie 690 tausend zu 200 tausend, oder wie 69 zu 20 seyn. Denn er meinet, dieses könne nirgends anderswo, als in den blühendsten Städten gel-

ten. Und folglich, wie er wilkührlich 260 tausend taxirte Häuser in denselben setzet, so rechnet er auch, daß sie 84,058 Hütten haben. Er hat aber keinen Beweis davon gegeben, daß meine Proportion allein in den blühendsten Städten stat finde, als nur in den wenigen Exempeln, die er angeführet hat, die aber, um einen algemeinen Schlus daraus zu folgern, nichts bedeuten. Denn wolten wir aus wenigen Fällen uns belehren lassen, so solte man denken, es wären weit weniger Hütten, als ich zugestanden habe. Es sind einige Pfarren, worinnen gar keine Hütten sind. In den grosen Pfarren von St. James, und St. George Westminster, wozu beinahe 7000 Häuser gehören, sind gar keine. In der Landpfarre zu Chisserhurst, in Kent, wo über 100 Häuser sind, findet man nur drei, und in manchen Pfarren ist kaum eine Hütte gegen 20. folglich kan man aus besonderen Beispielen gar keinen Schlus ziehen. So gar in ganz Middelesex, London, Westminster, und Sonthwark, wo die Armen so zahlreich sind, als in den meisten Plätzen des Königreichs, aus Ursache der vielen Arbeitsleute, die, um ihr Brod zu verdienen, hieher sich begeben, wird man kaum die von mir bestimte Proportion antreffen.

Aus einer kürzlich geschehenen Aufzählung dieser ganzen Gegend hat man mich belehret, es wären überhaupt 87,614 Häuser in derselben vorhanden,

den, unter welchen 19,324 Hütten sind, und 4810 ledig stehen. Dieses zeiget gewislich, daß wir in und nahe um dieser Hauptstadt nicht so volkreich seyn, als man gemeiniglich glaubet, und daß viel weniger Menschen hier seyn, als ich in meinem ersten Schreiben ausgerechnet habe. Denn nach diesem Berichte, wenn er wahr ist, sind nicht über 530 tausend Menschen in diesem Bezirk, von welchen, nach den Listen der Verstorbenen, ungefehr 25 tausend, das ist nicht weniger als 1 in 20 jährlich sterben.

Was den Einwurf in Betracht derer, die Kriegsdienste thun, betrift, so scheinet mein Gegner sich sehr zu irren. Denn wenn die Proportion so, wie er saget, ist, daß nemlich 1 von 45 angeworben werde, so zeiget dieses nach meiner Ausrechnung gerades weges die Zahl des Volks in England und Walles, nemlich ungefehr 5 und eine halbe Million, weil die Werber und Ausnehmer streitbare Männer oder diejenigen sind, welche die Waffen tragen können. Wann nun die ganze Werbung aus 32 tausend bestehen und 45 mit 32 tausend vermehret wird, so komt eine Zahl von 1,440,000 heraus, welche alle Männer in England sind, die die Waffen tragen können. Dr. Halley hat aber klar gewiesen, daß die Gewehr tragende Männer den 4ten Theil des ganzen Volks, die Kinder mit eingeschlossen, ausmachen, folglich

die Zahl 1,440,000 viermal genommen, oder 5 Millionen, 760 tausend die ganze Zahl des Volks ausmachen wird; welche mit der Zahl nahe übereinkomt, die ich angegeben habe.

Nachdem wir nun gesehen mit welchen Gründen er seine Zahlen, um die meinigen umzustossen, bewiesen, so last uns nun betrachten, was er in Absicht des Anwachses unsers Volks vorbringet. Er saget, ob das Königreich wirklich im zu- oder abnehmenden Zustande sey, wäre ein Problem, das man durch Ausrechnung nicht auflösen könne, und doch kan er aus Scheingründen muthmasen, das Reich habe innerhalb 40 Jahren an Einwohnern sehr abgenommen: allein ich mus ihm mit seiner Erlaubnis sagen, daß es ein Problem in der politischen Arithmetik sey, welches man aus einigen datis, eben sowohl als andere auflösen kan. Ist die Zahl des Volks beinahe gefunden, und die algemeine Proportion der Gebohrnen zu den Verstorbenen, durch das ganze Königreich, zugleich mit dem jährlichen Verlust unsrer wehrhaften Männer nach einer mittelmäsigen Berechnung bekant, so sage ich, daß ein jeder, der sich auf Zahlen verstehet, leicht bestimmen könne, ob wir zunehmen, oder abnehmen. Diesem gemäs, habe ich nun gezeiget, daß der jährliche Anwachs unserer wehrbaren Männer nicht über 8000 steige, welche Zahl durch unsern

jähr-

jährlichen Verlust wieder abgehet; folglich sind wir nicht in wachsenden Zustande. Denn die ganze Zahl des Volks mus allezeit in Proportion mit den wehrhaften Männern bleiben, solchergestalt, daß, wenn diese nicht anwachsen, so kan auch das Ganze nicht anwachsen.

Es ist wahr, ich bin der erste, der eine Auflösung dieser Frage zu thun, es gewaget hat. Aber wenn ich betrachte, was ich gethan habe, so kan ich nicht anders sehen, als die Grundsätze woraus ich geschlossen, haben ihre Richtigkeit. Die data sind, meiner Meinung nach, genau genug, um unsern Zustand zu entdecken. Auch Dr. Halleys Regel die wehrhaften Männer auszurechnen, wo unser Verlust mus gerechnet werden, ist auser allem Zweifel recht. Wenn also, noch einige Schwürigkeit übrig bleibt, so bestehet sie darin, daß man die algemeine Proportion zwischen den Gebohrnen und Gestorbenen durch das ganze Königreich, nemlich 112 zu 100 noch fest setzet, welche ich aus dem Dr. Derham genommen, welche Proportion gröser ist, als die der Ritter William Petty zugestehet. Wird aber diese zu gering gehalten, so muß man betrachten, daß in den Listen der Verstorbenen, die Gebohrnen weit weniger, als die Verstorbenen sind, nemlich wie 4 zu 5 ja in einigen grosen Städten werden weniger gebohren, als begraben, und in andern ist die Zahl von

bei-

beiden gleich, so daß diese die Proportion wieder zurecht bringen, welche aus den Landflecken und Dörfern auf dem Lande entstehet.

Allein solten wir von den Gebohrnen und Gestorbenen in den Flecken und Dörfern eine Zahl angeben, welche Dr. Derham, im Durchschnit, wie 117 zu 100, oder näher wie 7 zu 6 gefunden hat, und setzen, daß dieses in den Städten sowohl als auf dem Lande durch ganz Britannien und Irland gelte, welches gewislich die Wahrheit übertrift, so werden wir finden, daß der jährliche Anwachs nicht mehr als 9000 streitbarer Männer seyn kan; welches meinen vorigen Saz bestärket.

Denn dieses nach Grundsätzen, die ich anfänglich fest zu setzen mich beflissen habe, auszurechnen, so laß die Zahl unsers Volks in Britannien und Irland, acht und eine halbe Millionen seyn, das ist fünf und eine halbe in England, drei Millionen in Schottland und Irland; weil einige irländische Herren mir aus einigen Erfahrungen die Versicherung gegeben, es wäre in ihrem Lande eine halbe Million mehr, als ich demselben vorher zugestanden, denn ich wolte mir nicht anmasen, sie auszurechnen. Wenn nun die jährliche Zahl der Todten in Britannien und Irland nach der Ausrechnung wie 1 zu 40, bis auf 212,500 steiget, so wird diese zu den Gebohrnen wie 100 zu 117 seyn; folglich müssen die Gebohrnen eine Zahl von 248,625 aus-

ausmachen, und der Anwachs bestehet aus 36,125, von welchen der vierte Theil, ungefehr 9000 für die streitbare Männer ist, welche Zahl, nach meiner Ueberzeugung, mehr als die wirkliche ist.

Nun laß einer unsern Verlust nach dem Mittelwege, den ich angewiesen habe, ausrechnen, so wird er leicht sehen, daß derselbe nicht geringer seyn könne, als die angegebene Zahl, folglich sind wir weit vom Anwachs entfernet. Es leuchtet dieses auch ganz augenscheinlich hervor, aus der Zahl der ledigen Häuser durchs ganze Königreich, davon oben, nemlich 1 zu 17, oder 58 tausend, und 1 zu 12 der Häuser, die in den Sterberegistern taxiret sind. Denn es ist unmöglich, daß so viele Häuser ledig stehen solten, wenn wir in der Anzahl anwüchsen. Daß aber so viele neue Häuser gebauet werden, geschiehet nicht aus Ursache, weil wir anwachsen, sondern es ist eine Wirkung unsrer Ueppigkeit, die beständig grösere, bequemere, und zierlichere Häuser verlanget.

Nichts destoweniger wirft mein Gegner auf alles dieses noch ein, daß er die Register einiger benachbarten Pfarren untersuchet, und besonders drei, die volständig waren, und gefunden, die Verstorbenen gegen die Gebohrnen wären wie 83 zu 149, welches vermuthlich derselbe Umstand seyn mag, den ich auch in einer Pfarre auf der Insel Wight erfahren, wo der Ort gesunde Luft hat, und die Leute

über-

überhaupt verheirathet sind. Aber glaubet er denn, diese Proportion erstrecke sich über ganz England? wäre dem so, wir würden gewis in kurzer Zeit auf eine schnelle Art anwachsen. Wir würden alsdann in 35 Jahren nochmal so stark seyn, wenn wir unsern Verlust nicht abrechneten, welches kein vernünftiger Mann zu sagen wagen wird. Er bemerket nicht, daß in manchen Dörfern, ihrer schlimmen Lage wegen, die Leute wenig anwachsen, und in einigen Städten gar nicht, in andern abnehmen, und der Mangel von dem benachbarten Lande beständig wieder ersetzet werde. Nach den Todtenlisten werden jährlich hier 5000 mehr begraben, als gebohren, um nun unsere Zahl zu erhalten, müssen folglich alle Jahr 5000 die Stellen wieder ergänzen, welche den ganzen Anwachs von 6 oder 7 Grafschaften wieder zerstören. Nun aber fand Dr. Derham aus den Nachrichten, die er von den Pfarren auf dem Lande hatte, daß das Verhältnis der Gebohrnen zu den Gestorbenen, überhaupt in denselben nicht gröser sey, als 117 zu 100, wie oben schon gemeldet, folglich kan man von besonders gesunden Oertern keinen algemeinen Schlus machen. Die Frage ist, was ist die Folge auf das Ganze durch das Königreich? welche ist die algemeine Proportion der Gebohrnen zu den Verstorbenen, wovon man den Anwachs schätzen mus? Der Ritter William Petty saget, wie 111 zu 100, und Dr.

Der-

Derham wie 112 zu 100. Mein Gegner mag überlegen, ob er diese Zahlen, wenn er alle verschiedene Berichte aus jedem Winkel, aus den Städten sowohl, als von dem Lande, zusammen setzet, verwerfen kan; und kan er nicht, so dienet sein Einwurf aus etlichen wenigen Exempeln zu nichts. Denn wo eine Menge verschiedener Fälle sich zeiget, da müssen sie alle in Betrachtung gezogen werden, sonsten kan man nicht zur algemeinen Wahrheit kommen.

Aber auch selbst in den besonderen Umständen, deren er Meldung thut, ist sein Beweisgrund nicht volständig. Denn sol derselbe schliesend seyn, so hätte er zeigen sollen, daß innerhalb den lezten vierzig Jahren, (eine Zeit, die er zu unserm grosen Anwachs von Menschen angiebt) in denen Pfarren, die Zahl der Häuser, oder Menschen nach Proportion fast wie oben die Gebohrnen zu den Verstorbenen, nemlich wie 149 zu 83 sind, auch wäre vermehret worden; und wenn dieses nicht kan bewiesen werden, so ist es klar, daß, was er auch vorgebracht hat, der jährliche Anwachs beständig wieder durch unsern Verlust verzehret werde.

Nachdem nun dieser würdige Mann sich bemühet aus etlichen wenigen Landpfarren zu zeigen, daß die Zahl der Einwohner noch beständig zunehme, so fähret er fort, mir in 2 besonderen Stücken einen ernstlichen Rath mitzutheilen.

1. Daß

1. Daß ich den von mir vorgebrachten Saz noch einmal überlegen möge, nemlich, daß alle vernünftige Wege, unser Volk zu vermehren, auch selbsten durch Naturalisirung der Fremden, dem ganzen Lande sehr dienlich und nuzbar sey.

Zur Antwort dieser höflichen Erinnerung erwiedere ich, daß ich diese Sache, so viel in meinem Vermögen ist, oft genau überleget habe; ich meine auch, dieses gegen einen jeglicher. politischen Schriftsteller leicht zeigen zu können; daß der Vortheil einer Regierung es erfordere, wenn es mächtige und gefährliche Nachbaren hat, ihre Unterthanen auf alle kluge Art und Weise zu vermehren, auch selbsten durch Einladung fremder, in so weit das Land durch seine Produkten sie ernähren kan; und daß es ein Fehler oder Schwäche bei der Regierung sey, wenn dieselbe nicht im Stande ist, solche Mittel anzuwenden. Und was Britannien betrift, welches so viele Lebensmittel aus seinen eigenen grosen und fruchtbaren Provinzen Westindiens holen kan, wil ich es wagen zu sagen, es sey ein Fehler in seiner Polizei, wenn es nicht alle Mühe zur Vermehrung seines Volks anwendet, wodurch es furchtbarer und vielleicht stärker als ihr groser Feind werden möchte. Der jezige König in Preusen hat den Nutzen davon in seinen Herrschaften gezeiget, wodurch er in den Stand ist gesetzet worden, eine so grose Figur in Europa zu machen.

Das

Das zweite Stük, welches ich nach seiner Erinnerung genauer überlegen sol, ist, daß ich unsere Handlung als eine Ursache des Verlustes unserer erwachsenen Männer angegeben. Wer aber ist in der Welt zu finden, der daran zweifelt, als er selbst? Schifbruch, Unglüksfälle und stürmisches Wetter auf der See, Scharbok ꝛc. bringen dieselbe Menschen hervor? Aber er wil sagen, wir können ohne solche nicht Handlung treiben, welche eine grose Menge unsers Volks gebraucht, und folglich gewinnen wir auf eine andere Art wieder, was wir hier verliehren. Und eben so mag er auch von unsern Kriegen reden, welche so viele von unsern Leuten aufreiben, daß sie uns doch keinen Verlust zuwege bringen, denn im Verfolg gewinnen wir durch dieselben wieder, indem wir unsrer Freiheit und Vermögens uns versichern, und wodurch unsere Handlung beibehalten und befördert wird.

Kan man aber, dem allen ungeachtet sagen, der Krieg verringere nicht unsere erwachsene Männer? Es ist wahr, Handlung vermehret den Reichthum, sie reichet mehr Bequemlichkeiten des Lebens dar, sie macht, daß die Ueppigkeit unter uns mehr und mehr einreiset; allein sie hecket doch keine Menschen aus. Denn wir sehen, daß in denen Ländern, wo wenig Handlung ist, das Volk weit mehr anwachse, als bei uns, wie aus den Sterberegistern

des Königreichs Preusen erhellet, wo die algemeine Proportion der Gebohrnen zu den Verstorbenen gröser, als hier, ist, nemlich 4 zu 3; wodurch das Volk in 84 Jahren verdoppelt wird, wenn man den Verlust nicht mit rechnet. (Siehe philosophische Transact. Vol. 36.)

Dieser grose Anwachs, um nur im Vorbeigehen zu melden, erkläret uns auf eine begreifliche Art, wie ehedem solche zahlreiche Heere Menschen, die aus diesen und den angränzenden Ländern kamen, ganz Europa haben überschwemmen können. Es ist also eine so sehr unglaubliche Sache nicht, wie er sich einbildet, daß daselbst, wo weniger Handlung ist, das Volk sich weit stärker vermehre; denn Schwelgerei und andere Laster, die mit der Handlung in unser Land gebracht werden, befördern unsern Anwachs nicht.

Da er nun so gütig gewesen, mir einen Bericht zu geben, so wil ich ihm dieselbe Gunst wieder erweisen, und verlange von ihm, die Art durch Anführung aller Exempel zu schliesen, wiederum genauer in Erwägung zu ziehen.

Dieses wird ihm vermuthlich gute Dienste leisten, damit er nicht falsche Schlüsse ziehe, wann er über diesen Gegenstand seine Gedanken ergehen läst. Ich wolte ihm ebenfals empfehlen, genau zu untersuchen, ob die Zahl unsrer Häuser in England in diesen lezten 60 Jahren, angewachsen

seyn,

seyn, welche zum wenigsten nach seinem Schlus sich doppelt müssen vermehret haben, denn, wo die Häuser nicht anwachsen, da ist auch kein Anwachs des Volks.

Endlich füget er hinzu, daß meine Meinung vom Anfang bis zum Ende, nemlich das Beste davon zur unrechten Zeit vorgebracht sey, da wir mit unsern Erbfeinden für unser ganzes Wohl streiten. Allein hier reist ihn sein Eifer weg, daß er nicht auf die unterschriebene Data meiner Briefe acht gehabt. Denn die ersten drei waren vor der Gesellschaft gelesen, und dem Druk lange vorher übergeben worden, ehe der Krieg angekündiget wurde; was aber den lezten betrift, so ist er nur eine Zugabe zu den übrigen, worin ich gezeiget habe, daß Frankreich durch die üble Haushaltung seines Volks nicht an Einwohnern anwachse, welches nicht unangenehm zu hören seyn wird. Aber gesezt sie wären alle unter dem jezigen Kriege gedrukt worden. Was folget daraus? Muß eine Sache verschwiegen werden, die, wenn sie entdecket wird, sehr nüzlich seyn kan, um Irthümer in der Landesregierung zu verhüten, und unsere Begriffe von der Haushaltung unsers Volks zu verbessern? Was für Vortheile können unsre Feinde aus einer solchen Entdeckung machen? Werden sie dadurch aufgemuntert, sich mit der süßen Hofnung zu schmeicheln, daß wir leichter be-

zwungen werden, wenn sie wissen, daß wir nach einer mittelmäsigen Ausrechnung, zum wenigsten zwo Millionen streitbarer Männer in unsern brittischen Inseln haben? Wahrlich, Volks genug, um denselben in allen ihren Versuchen zu widerstehen! allein ich zweifle, ob wir in unsrer Anzahl so unvolkommen seyn, als in der Ausübung unsrer bürgerlichen Tugenden, ohne welche die gröseste Menge leicht überwältiget wird.

Solchergestalt habe ich mich bemühet, auf das, was mein Gegner in seinem zweiten Briefe geschrieben hat, zu antworten. Denn den ersten übergehe ich, weil er nichts enthält, das mir entgegen gesetzet wird, als was ich hier betrachtet habe. Ueberhaupt aber kan ich nicht sehen, daß er den geringsten Grund vergebracht, der meine vorher übergebene Gedanken schwächen könne. Solte ich denselben entdecken, so würde ich gleich bereit seyn, meinen Irthum zu erkennen. Es verdrieft mich, daß diese Gegenantwort so weitläuftig geworden; allein ich bin versichert, Sie werden die Gewogenheit, die Sie allen würdigen Mitgliedern der Societät erweisen, mir auch wiederfahren lassen, der ich alzeit bin ꝛc.

Sion College 1758.
16. Merz.

* * *

LIV.

LIV.

Neue Bücher. 1759.

Jenner und Hornung.

1. A catalogue of the Harlejan Collection of MSS in the Britiſh Muſaeum. Verzeichnis der harlejaniſchen Samlung von Handſchriften, welche nun in dem brittiſchen Muſäum aufgehoben werden. 2 B. fol. 2 £. 10 S. ungebunden.
2. Statutes and rules relating to the inſpection of the Muſaeum. Statuten und Regeln, in Anſehung der ganzen Einrichtung dieſes Muſäum ꝛc. 6 D.
3. The 3d Vol. of the Monitor. Der dritte Band des Monitor. 6 S.
4. A collection of the yearly bills of mortality from 1657 to 1758 incl. et ſome bills of an ear lier date with obſervations. Samlung jährlicher Sterberegiſter von 1657. bis 1758. incl. und einige Regiſter von vorhergehenden Jahren, mit Anmerkungen. 9 S.
5. Specimen Chronographiae Aſiaticae et Aegyptiacae, ab O. C. ad Chriſtum natum, per annos 5500 ad fidem ſcriptorum

vetuſtiſſimorum, reſtituta et illuſtrata. 2 S. 6 D.

6. The modern univerſal hiſtory, by the authors of the antient. Die neue algemeine Hiſtorie, von den Verfaſſern der Alten. 3 Vol. fol. 4 £. 4 S. 8 B. 8vo 2 £.

7. Writing and drawing ma de eaſy. Containing the Alphabet in all the characters now uſed. Die erleichterte Schreib- und Zeichnenkunſt. Es enthält ein Alphabet, in allen Characteren, die nun gebraucht werden. 2 S. 6 D.

8. The Britiſh Carpenter: containing the rules of that Art. by F. Price. Der brittiſche Zimmermann oder die Regeln zu dieſer Kunſt, von F. Price. 7 S. 6 D.

9. Methods of raiſing double flowers from ſingle, by a regular courſe of culture. Art und Weiſe, wie man doppelte Blumen aus den einfachen ziehen könne, von Hill. 2 S. 6 D.

10. A treatiſe on fluxions. by Iſr. Lyons, Iun. Abhandlung von Fluxionen, durch Iſrael Lyons, dem Jüngeren. 7 S.

11. Spencer's fairy queen, with a gloſſary and notes critical and explanatory; by Rev. John Upton. Spencers bezaubernde Königin, mit einem Wörterbuch, critiſchen Anmerkungen und Auslegungen, von John Upton. 3 Band. 4. 1 £. 7 S.

12. The

12. The life and adventures of Hamilton Murray, by himself. Leben und Begebenheiten des Hamilton Murray, von ihm selbst beschrieben. 9 S.

13. History of the Popes. by Archibald Bower. Vol. V. Historie der Päbste, von Arch. Bower. 5ter Band.

14. A new history of the Old and New Testament by John Harvey. Neue Historie des A. und N. Test. von Johan Harvey, Art. Mag. 1 S.

15. The doctrine of irresistable grace proved to have no foundation in the writings of the New Testament; by Thom. Edward, M. A. Die Lehre von der unwiderstehlichen Gnade, wovon bewiesen wird, daß sie keinen Grund in den Schriften des N. Test. habe, von Thomas Edward. 5 S.

16. Dr Newtons dissertations on the prophecies. Dr. Newtons Abhandlungen über die Prophezeiungen, der 2te, 3te und lezte Band.

17. Remarks upon several passages of scripture etc. by Matth. Hilkington, LL. B. Anmerkungen über verschiedene Stellen der heil. Schrift, welche einige Fehler und Irthümer in dem hebräischen Text und den Uebersezungen verbessern, und Mittel anweisen, wie man eine genauere Uebersetzung der Bibel erlangen könne. 3 S.

18. A vindication of the histories of the Old and New Testament. Vertheidigung der Geschichte des A. und N. Testaments. 6 S.

19. The history of Scotland during the reigns of Queen Mary and King James VI. till his accession to the crown of England. by Dr. Robertson. Historie von Schottland während der Regierung der Königin Maria, und König Jacob VI. bis zur Zeit, da er König in England wurde, durch Dr. Robertson, 2 B. 4. 2 L. 2 S.

20. Memoirs of the Life of Robert Carey Baron of Leppington, and Carl of Monmouth, written by himself. Nachrichten von dem Leben Robert Carey, Baron von Leppington und Grafen von Monmouth, von ihm selbst beschrieben. 4 S.

21. Observations on the use of bathing, warm and cold, the diseases it will cure, and directions for using it. Anmerkungen über den Gebrauch der kalten und warmen Bäder, über die Krankheiten die dadurch geheilet werden, nebst den Regeln wie man das Bad gebrauchen sol. 1 S. 6 D.

22. Miscellanies, by Wm. Hawkins, M. A. Vermischte Abhandlungen von W. Hawkins. 3 B. 8. 15 S.

23. An Appendix to Euclid's Elements. by

J. L.

J. L. Cowley. Anhang zu Euclides Anfangsgründen, durch J. L. Cowley. 4. 1 L. 1 S.

24. The satires of Ludovico Ariosto, freely translated into English verse. Die Satiren von Lud. Ariosto, in englische Verse auf eine freie Art übersetzet, mit dessen Lebensbeschreibung. 3 S.

25. The history of Benjamin St. Martin, a fortunate foundling. Historie von Benjamin St. Martin, eines glüklichen Fündlings.

Neue Bücher. 1759.

März und April.

1. The history of the life of Gustavus Adolphus, King of Sweden, surnamed the great. Lebensgeschichte Gustav Adolphs, Königs in Schweden. 2 B. 4. wird deutsch übersetzet.

2. The works of David Mallet, Esq. a new edition, etc. Die Werke David Mallets, eine neue und vermehrte Auflage. 3 B. 12. 9 S.

3. A political and satirical history of the years 1756. and 1757. in 75 prints, with their explanations. Politische und satirische Historie der Jahre 1756. und 1757. in 75 Kupferstichen, mit ihren Auslegungen. 7 S.

4. The History of England under the house of Tudor. by D. Hume, Esq. Historie

Englands unter dem Hause Tudor, von D. Hume, Esq. 2 B. 4. 1 £.

5. A voyage to senegal and Goree in 1749. 50. 51. 52. and 53. by Mr. Adanson. Reise nach Senegal in den Jahren 1749 – 53. von Hrn. Adanson.

6. A general View of the Stage, by M. Wilkes of Dublin. Allgemeine Betrachtung über die Schaubühne, von Hrn. Wilkes, von Dublin. 5 S.

7. A treatise on the eye, the manner and phaenomena of vision, by Wm. Porterfield M. D. Abhandlung, von dem Auge, und der Art des Sehens, und den dabei vorkommenden Beobachtungen, von Wm. Porterfield. M. D. 2 B. 8. 12 S.

8. A warning piece against murder; or, an account of many extraordinary and providential discoveries of secret murders. Warnung für den Todschlag, oder Erzählung mancher auserordentlichen und durch die Vorsehung entdekten geheimen Mordthaten. 2 S. 6 D.

9. The English Pericles. Der englische Pericles, oder die vier Haupteigenschaften, die zu einem rechten Staatsmann nöthig sind, in dem Exempel des Herrn Pitt.

10. A treatise on captures at war, by Richard Lee,

Lee, Esq. Abhandlung von dem Rauben im Kriege, von Rich. Lee, Esq. 4 S. Dieses Buch enthält weit mehr als der Titel anzeiget. Es handelt im 20 Cap. die ganze Beschaffenheit des Krieges ab, was darinnen gesezmäsig geschiehet, oder nicht, von dem Rechte der Feinde in feindlichen Ländern, von den Contributionen, Geiseln ꝛc.

11. Reflections on the rise and fall of antient republics, adapted to the present state of Great Britain, by E. W. Montague, Iun. Esq Anmerkungen über das Aufkommen und den Verfal alter Republiken, auf den gegenwärtigen Zustand von Grosbritannien übergebracht von E. W. Montague.

12. An enquiry into the present state of polite learning in Europe. Untersuchung des gegenwärtigen Zustandes der schönen Wissenschaften in Europa. 2 S. 6 D.

13. A new universal history of arts and sciences, shewing their origin, progress and use. Neue algemeine Historie der Künste und Wissenschaften, worin ihr Ursprung, Fortgang und Nutzen gezeiget wird. No. 1-9 sollen 52 Nummern in 4. werden, jede 6 D.

14. A treatise on the three different digestions and discharges of the human body, and the diseases of their principal organs; by

by Edw. Barry, M. D. F. R. S. Abhandlung von den drei verschiedenen Verdäuungen und Absonderungen des menschlichen Körpers, und von den Krankheiten der dazu dienenden Werkzeugen, von Edw. Barry, Med. D. und M. der kön. Ges.

15. A practical treatise on husbandry, with copper plates of new Instruments: from the French, of du Hamel du Monceau. Practische Abhandlung von der Haushaltungskunst, mit Kupfern der neuen Instrumenten, aus dem Französischen des Herrn du Hamel. 4. 16 S.

16. Monasticon Eboracense; and the ecclesiastical history of Yorkshire. by Jn. Bourton. M. D. Kloster- und Kirchenhistorie der Grafschaft York, von Joh. Burton, Med. D. fol. 1 £. 1.

17. A short view of the Scotch nobility, by Mr. Salmon. Kurze Abhandlung von dem schotschen Adel, von Hrn. Salmon. 3 S.

18. A system of Oratory, delivered in a course of lectures at Gresham College, London, by J. Ward, D. LL. 2 Vol. 8. Lehrgebäude von der Redekunst, in Gresham Collegio zu London vorgelesen, von J. Ward, der Rechten Doct. 2 B. 8. 10 Sh.

19. The British negotiator, or, foreign exchanges made easy, by S. Thomas, merchant.

chant. Der brittische Handelsmann, oder der mit auswärtigen erleichterte Wechselhandel, von S. Thomas, Kaufmann. 3 S. 6 D.

20. Ædes Walpolianae, or a description of the pictures at Hougthon Hall, Norfold. Das walpolische Haus, oder Beschreibung der Gemählde zu Hougthon-Hall in Norfolk. 6 S.

21. Cymbeline, a tragedy. by W. Hawkins. Cymbeline, ein Trauerspiel, von W. Hawkins. 1 S. 6 D.

22. Euridice, a tragedy with corrections and additions. Euridice, ein Trauerspiel, mit Verbesserungen und Zusätzen. 1 S.

23. Rasselas, prince d'Abissinia, a tale. Rasselas, Prinz von Abyssinien, eine Erzählung. 2 B. 8. 7 S.

Neue Bücher. 1759.

May.

1. The life of William of Wykeham Bish. of Winchester, by Dr. Lowth. Leben William Wykeham, Bischofs von Winchester, von Dr. Lowth. 2te Auflage mit Zusätzen. 6 S.

2. A treatise of military discipline; by Humphrey Bland, Esq. Abhandlung von der Kriegszucht, von H. Bland, 8te Auflage mit Zusätzen von W. Faucitt. 6 S.

3. The history of moral sentiments, by Adam Smith,

Smith, Prof. Geschichte der Sittenlehre, von A. Smith, Prof. der Weltw. zu Glasgou. 6 S.

4. De l'Esprit; or Essays on the mind and its faculties, from de French of Helvetius. Von dem Verstande, oder Versuche über den Verstand, und dessen Vermögen, aus dem Franz. von Helvetius. 4. 14 S.

5. The School of Raphael; or the student's guide to expression in historical painting. Containing 102 copper plates, and 14 sheets of letter press, on imperial paper, by B. Ralph. Die Schule des berühmten Malers Raphael, oder Anleitung junger Leute zum Malen. in 102 Kupferstiche und 14 gedrukten Bogen. auf imperial Fol. Papier, von B. Ralph. 1 L. 1 S. ungeb.

6. Les ruines des plus beaux monuments de la Gréce. par M. le Roy architect. Die Ruinen der vortreflichsten Denkmäler Griechenlands, durch M. le Roy, Baudirecter. imperial Fol. 4 L. 4 S. geheft.

7. A new geographical dictionary. Neu geographisches Wörterbuch, No. 1. Wöchentlich komt eine No. heraus; das Werk wird 100 No. stark werden, jede No. 6 D.

8. The orphan of China. a tragedy, by A. Murphy. Der chinesische Waise, ein Trauerspiel von A. Murphy. 1 S. 6 D. Eine Critik über dieses

dieses ist A letter from M. Voltaire to the author of the Orphan in China Brief Hrn. Voltaire, an den Verfasser des chinesischen Waisen. 1 S.

9. Remarks on Mr. Walpole's catalogue of royal and noble Authors in England. P. I. Anmerkungen über Hrn. Walpole Verzeichnis königl. und vornehmer Schriftsteller in England. Theil I. 1 S.

10. The history of the public revenue. by James Postlethwagt. F. R S. Geschichte der öffentlichen Einkünfte, von Jam. Postlethwagt, Mitgl. der kön. Ges.

11. A new method of propagating fruit trees and flowering shrubs. by T. Barnes. Neue Anweisung Fruchtbäume und Blumengewächse fortzupflanzen, von T. Barnes, Gärtner zu Eltham. 1 S. 6 D.

12. A review of the free enquiry into the nature and origin of evil. Betrachtung der freien Untersuchung, über die Natur und den Ursprung des Bösen. 1 S. 6 D.

13. An Essay on taste, by Alex. Gerard Prof. of philos. at Aberdeen. Versuch über den Geschmak, von Alex. Gerard, Prof. der Weltw. zu Aberdeen, mit 3 Diss. über denselben Gegenstand, aus dem Französischen des Alembert, Voltaire und Montesquieu. 4 S.

14. Con-

14. Conjectures on original composition, by Dr. Young. Muthmasungen über Originalwerke, von Dr. Young. 1 S. 6 D. Auszug siehe im Brem. Mag. 4 B. S. 442.

Inhalt zum 3ten Theil des 4ten Bandes.

XXXV. Heilung der fallenden Sucht durch Abführung der Würmer von Richard Oram S. 477
XXXVI. Beobachtungen eines Schwefelhügels auf der Insel Guadalupe von Jo. Andr. Peyssonel 483
XXXVII. Vergleichung des Magliabechi und Robert Hills von Spener 506
XXXVIII. Entdeckung im unterird. Herkulaneum 529
XXXIX. Claude du Choisel Mittel wider den Biß toller Thiere 534
XXXX. Carazans Traum, eine morgenl. Erzählung 539
XXXXI. Ursprung und Fortgang des gegenwärtigen Krieges 547
XXXXII. Leben der Maria Königin von Schottland 561
XXXXIII. S. Watson Anmerkungen über des Voltaire Historie von Europa 598
XXXXIV. Edgar Bochard Nachricht von einem ausgetrokneten todten Körper 618
XXXXV. Jo. Andr. Peyssonel Anmerkungen über ein besonders kleines Erdbeben 626
XXXXVI. Ebendesselben Anmerkungen über den Manchenilleapfel 631
XXXXVII. Anmerkungen über die sogenanten lieben Frauenfäden 634
XXXXVIII. Die Chineser eine ägyptische Colonie 643
XXXXIX. Nachricht von dem begangnen Mord des Lord Stourton 657
L. Mittel wider die Pferdekrankheit 660
LI. Leztes Sendschreiben der Frau Rowe 662
LII. Jacob Hervey Brief an seinen Vater 664
LIII. William Brackenridge von der Anzahl der Einwohner in England 668
LIV. Neue Bücher 689

Register

Register
dieses vierten Bandes.

A.

Addison, Nachricht von seinem Absterben 445
Aegyptier, hatten dreyerley Schreibart, die Briefschrift, Bildschrift und Zeichenschrift 648
" " wenn ihre Gemeinschaft mit den Chinesern angefangen 653
Aequator der Erde, Bestimmung der Veränderung seiner Stellung 209
Agis, ein neues Trauerspiel, Geschichte desselben 395
Akener Frieden wird durch eine fehlgeschlagene Subscription befördert 560
Akinside, Med. Doct. 187
Albani, ein berühmter Maler 436
Alphabet, ein ursprüngliches liesse sich aus der chinesischen Schrift herausbringen 649
Aneurisma an der Hauptschlagader des Schenkels 195
Angelo, Mich. ein berühmter Maler 432
Apothek, Erklärung eines alten Steins, die römische Apothekerkunst betreffend 43
Arkadische Gesellschaft in Rom 513
Augensalbe der Alten 45
Aurikeln, wie sie gezogen werden müssen 261
" " wie sie zu säen und zu verpflanzen 263
" " wie sie gewartet werden müssen 266
Ausgegrabene verschiedene Früchte und Körper 207
Aussatz auf Guadaloupe 136
Ausrechnung der Einwohner in England nach den Häusern 195

Register

B.

Bacon Rob. soll schon die Seheröhre gekannt haben 285
Barlase Will. 142
Barthelemi Schrift von den Buchstaben der Phönizier 644
Baster Job, M. D. 179
Bäume, unter der Erde gefundene 142
" " im Sommer zu beschneiden ist schädlich 231
Bella donna (Pflanze) botanische und medicinische Geschichte davon 147
Bergemoletto, was sich für ein Unglück daselbst zugetragen 269
Bibelübersetzung (genauere) wie zu erlangen 691
Bilderanbetung, Kayserś Leo Isauricus Edicte darwider 612. 613
Blasenstein zu curiren 167. 171
Blitz, Wirkung desselben 153. 165
Blumen, wie doppelte aus einfachen zu ziehen 690
Blut der Stiere, ob es warm ein Gift sey 298
" " ihres Hornviehes, damit nähren sich die Rappareer 390
Bradley, Dr. 209
Brackenridge (William) 668
Brief der Frau Rowe 622
" " des Jam. Hervey 664
Brittannien, Ursprung des Christenthums das. 614
Buchstaben der Chineser 650
" " " der Morgenländer ebend.
Bücher (neue) 460

C.

Caracci, berühmte Maler 429
Caravagio (Mich.-Angelo) berühmter Maler 432
Carazan, eine morgenländische Erzählung 538
Carlsbadwasser 88
" " dessen Kräfte 203
Cavendish, Jam. dessen neue Thermometer 186
Chelseagarten, fünf Pflanzen aus demselben 175
Chinarinde heilet den kalten Brand 198

China,

China, dieses Reich ist nicht so alt als vorgegeben wird 599. 655
" " dessen Kaiser Shi-Wangti, hat alle Bücher verbrennen lassen 603
" " dahin soll Noah gegangen seyn 644
Chineser sind nur mittelmäßig in Künsten 606
" " ihre Sittenlehre 607
" " sind eine ägyptische Colonie 643
" " wann diese Colonie dahin gekommen 655
Chinesische Historie 599
" " Buchstaben sind ursprünglich phönizisch 644
" " von welcher Natur und Beschaffenheit sie seyen 647
" " Sprache, die mündliche ist von der schriftlichen sehr verschieden 648
" " die mündliche ist sehr unvollkommen ebend.
" " derselben Hieroglyphik 652
Christenthum ist in Brittannien schon von Paulus oder den Jüngern der Apostel eingeführet 614
Christus, Bestimmung der Jahre der Geburt und des Todes desselben 35
Comet, Beobachtungen des vom Jahre 1757. 209
Confucius, dessen vermeintes Buch Chun-Quieu ist unächt 604
Coromandel, Ursprung der christlichen Religion daselbst 608
Corregio, ein berühmter Maler 426
Cowley, Engl. Poet, dessen Grabschrift 55
Cronpoint, wann sich die Franzosen daselbst niedergelassen 555

D.

Darm Ileum, durchgeschnitten, wieder zu heilen 90
Darwin, Erasm. ein Arzt 175
Decretalien 614
Dodson, Jam. 189
Dominichino, ein berühmter Maler 437
Donati 146
Drohbriefe an den Herzog von Marlborough geschrieben 239

Druiden in Brittannien haben das Seherohr schon gekannt 287
Dünste, Aufsteigung derselben 175

E.

Edelgesteine, Anmerkungen darüber 47
Eeles, Henr. dessen Meinung von den Dünsten widerleget 175
Electrische Curen 204
Ellis 165. 181
England, Anzahl der Einwohner 195. 668
Erdbeben, Anmerkungen über ein sehr besonderes 626
" " in neu England 81
" " Witterung vor demselben 84
" " zu Turin und Genua 145
Europa, Geschichte des Voltaire davon, mit Anmerkungen 598

F.

Fallende Sucht von Würmern 477
Feige (indianische) 185
Feinde, ihr Recht in feindlichen Ländern 695
Feruglas, dessen Erfindung, Alter und Nutzen 281
" " soll schon im 13 Jahrhundert erfunden seyn 284
" " nach etlicher Meinung noch früher 286
" " ob die Druiden davon gewußt haben 287
" " grosser Vortheil derselben 292
Fieberrinde heilet den kalten Brand 198
Fitzgerald, Esq. 143
Florentinischer merkwürdiger Sonnenzeiger 19
Franzosen, neutrale, welche 557
Frauenfäden (lieben) Anmerkungen darüber 634

G.

Gataker, Wundarzt 148
Geburtsregister in London 225
Gemälde (kostbare) öffentlicher Verkauf und Preis derselben 56
" " von Herculaneum 153
" " werden in Kupfer gestochen 141

Gemsege, P. 298
Genie, was es sey 443
" " welche Engländer die grösten Genies seyn 445
Geschwulst (ausserordentlicher) am Kopfe 191
" " dessen Ursache 193
Gesundheitsquelle in Schottland 159
Gewitter, dessen wunderbare Wirkungen 153. 166
Glas ist den alten Britten vor Ankunft der Römer schon bekannt gewesen 289
Gnade (unwiderstehliche) hat keinen Grund im N. T. 691
Gossamer 639
Gossipium 640
Grindal, Wundarzt 198
Grünspan, dessen schädliche Wirkung in der Fermentation 84
Guadalupe, Aussatz daselbst 136
" " Schwefelhügel auf derselben 483
Guercino, ein berühmter Maler 439
Guido, ein berühmter Maler 433
de Guignes Abhandlung von dem Ursprunge und der Sprache der Chineser 643

H.

Halley, Edm. Lebensbeschreibung 95
Hannibal, der Carthaginenser, woran er gestorben 301
Harlejamische Handschriften 689
Hartgyls werden vom Stourton ermordet 659
Herculaneum, neue Entdeckungen daselbst 140. 149
" " dessen alte Gemälde 41. 153
Hervey, Jac. Brief an seinen Vater 664
Hil, Rob. ein gelehrter Schneider wird mit Magliabechi verglichen 516
" " dessen Armuth in der Kindheit ebend.
" " seine Lehrbegierde 517
" " seine Schriften 523
Hi 606
Ho 606
Hollis, Thom. 257
Horaz, Erklärung einer Stelle desselben 219

J.

Jahre der Geburt und des Todes Christi 35
Janfana, eine Gottheit der Sachsen 613
Jansen, Zach. Erfinder des Seherohrs 281
Jerem. 5, 16. erkläret 323
Jesaias 28, 1. erkläret 315
" " 61, 3. erkläret 320
Indianisches Mittel wider venerische Krankheiten 221
Indigopflanze färbet die Säfte lebendiger Thiere 185
Inschriften, phönizische, auf Marmor in Malta 645
" " zu Citiuen 646
" " zu Carpentras 647
Johnsons Vergleichung mit Shakespear 446

K.

Kälte, Stärke derselben 161
Kalkwasser, heilsam wider den Stein 168. 171. 203
Kalte Brand, dessen Heilung 198
Karlsbad, s. Carlsbad.
Kinderpocken werden im Psalm beschrieben 667
Knabe, mit der fallenden Sucht behaftet 477
Körper, todter, ausgetrockneter 618
Kohlenschiefer mit Pflanzen 174
Kopfgeschwülste 191
Korallenpolypen 146
" " rothe 165
" " sind nichts als Gewächse 179
" " sind Creaturen 181
Krebs geheilet durch Nachtschatten 148
Krieg, Ursprung und Fortgang des gegenwärtigen 547
Kriegsschiffe der Engländer, was sie kosten 53
Kriegszucht 697
Kronen der alten Hebräer bey ihren feyerlichen Mahlzeiten 305

L.

Lamberg, Dr. 148
Lanfranco (Gio) ein berühmter Maler 438
Lebensbeschreibungen Dr. Edm. Halley 95
" " Horaz Walpole 166
" " der Maler von den venet. und lomb. Schulen 426

Lebensbeschreibung Magliabechi 506
" " Rob. Hill 516
" " Maria Stuart Königin von Schottland 561
Lewis, Will 162
Lobelia, eine Pflanze, wider venerische Krankheiten 223
London, dessen 2jähriges Geburts- u. Sterberegister 225
" " Krankheiten der Verstorbenen daselbst 226
Luft durch siedendes Wasser zu blasen 143

M.

Magliabechi, Vergleichung desselben mit R. Hill, einem gelehrten Schneider 506
" " dienet bey einem Buchhändler ebend.
" " wird unter den Gelehrten bekannt 508
" " wird Bibliothekär bey dem Grosherzog 510
" " sein Testament 512
" " garstiges Aussehen und Lebensart ebend.
" " Lobsprüche auf ihm 514
Magnet, künstlichen, zu machen 329
Magnetnadel, Abweichung derselben 189
Malabar, Ursprung der christlichen Religion das. 608
Maler, chinesische 607
Malvesne, dessen mineral. Wasser 88
Manchenillenapfel, Anmerkungen darüber 631
Manfredi, ein berühmter Maler 441
Manufacturen, chinesische 606
Marienfäden, s. L. F. Fäden.
Marlborough (Herzog von) Drohbriefe an denselben geschrieben 239
Masern, Einpfropfung derselben 94
Meerkörper in hohen Felsen 146
Melkart, Μελκαρτος, tyrischer Name des Herkules 646
Metonisches Jahr 289. 291
Millar, P. 209
Mineralwasser (verschiedene) 88
" " zu Carlsbad ebend.
" " woher sie entstehen 160
" " und wie sie nachgemacht werden 160
Mittagslinie der Erde 209

Mittel wider die Pferdeseuche 661
Mola, (P. Franc.) ein berühmter Maler 440
Morgenländer, ihre Buchstaben haben eine wirkliche etwas bedeutende Benennung 650
Mounsey, M. D. 84
Mountain Will. 189
Münzen, Anmerkungen über eine alte parthische 164
Murray Hamilton sein Leben 691
Museum (brittisches) dessen Einrichtung 689

N.

Nachtschatten (eine Pflanze) Geschichte davon 147
" " dienet wider den Krebs 148

O.

Oel, ein Mittel wider die Würmer 482
Opuntia, eine indianische Feige, Wirkungen derselben in Färbung der Säfte lebendiger Thiere 185
Oram, Rich. 477
Originalwerke, Gedanken darüber 442

P.

Paderni Camillo 140
Pantheon in Rom, Veränderung daran 159. 257
Parson, Dr. 193. 207
Parthische Münze erkläret 164
Peysonell, Joh. M. Dr. Brief desselben 137
Pferdekrankheit, wie sie zu heilen 660
Pflanzen in Kohlenschiefern 174
" " aus dem Chelseagarten 175
Philodemas von der Redekunst und Musik, wird übersetzet 141
Philosophische Transactionen, Auszug aus dens. 81. 136
Phönizische Marmor und Inschriften, s. Inschriften.
Pholaden (versteinerte) in hohen Felsen 147
Platina, Proben mit diesem Metall 162
" " Vermischung desselben mit Gold zu entdecken 162
Potosi, berühmte Silberbergwerke desselben 211
Pringle, Dr. 166
Pultney, Rich. 148

Q.

Quacksalberey, traurige Wirkung derselben 198

R.

Reaumür Beschreibung des Wurmlöwen 449
Regen, Höhe des gefallenen 218
Regenbogen der Sonne bey Nachtzeit 184
Reinecke Fuchs (der) der Gottschedischen Ausgabe Fehler verbessert 335
Fehler der hackmannischen Ausgabe von dems. 336
Reni (Guido) ein berühmter Maler 433
Rowe (Elis.) Sendschreiben an ihre Schwiegermutter 662

S.

Salben, verschiedene der Alten 45
Salzwasser, Destillirung desselben bey der Dampfmaschine 143
Schaub (Ritter) Register seiner Gemählde und deren öffentliche Preise 56
Schauer (schwarzer Staub) 185
Schlag bey Rindern gefährlich 193
Schnee, unter demselben begrabene Familie 270
Schneeberg der zu Bergemolette herabgeschossen 269
Schnepfen, neue Art derselben 178
Schwere specifische) der Menschen zu bestimmen 89
Schwinden 164
Seherohr, dessen Erfindung, Nutzen 281
Seife, Nutzen derselben in dem Stein 171. 203
Shakespears Vergleichung mit Johnson 446
Slammetjen, oder Marienfäden 634. 640
Solanum nocturnum 147
Sonnenfinsterniß soll schon 2155. Jahre vor Christo in China ausgerechnet seyn 601
Sonnenstralen, wann sie nicht Wärme geben 177
Sonnenzeiger (merkwürdiger) in Florenz 19
Spangrün, gefährliche Wirkung desselben 84
Spinnen (fliegende) 637
Statüe des jetzigen Königs in England 217
Stein in der Blase zu curiren 167. 171. 203
Stierblut (warmes) ob es Gift sey 298
Stourton (Lord) Nachricht von seinem Mord und Lebensstrafe 657

Sturm mit Donner und Blitz 153
Südseecompagnie in England 1

T.

Tali lusorii 149
Themistocles, dessen Tod 300
Thermometer (besondere) 186
Thomas, der den Indianern geprediget ist nicht der Apostel 608
Thran, bewährtes Mittel wider die Würmer 482
Torfgrube (merkwürdige) 157
" " wächst nicht wieder 157
Toxicodendron in America 209
Travers, Pet. Wundarzt 90
Trembley 145
Türkisse, wie man künstliche verfertigen solle 47

U. V.

Unverweslichkeit todter Körper 623
Verfaulung todter Körper, woher sie entstehe 620
Vergnügungen in der Abwechselung, dem Gleichmasse, der Veränderung und dem Unerwarteten 415
Versteinerte ausgegrabene Sachen 207
Völkervermehrung ist einem Staate sehr nützlich 684
Voltaire, Anmerkungen über seine Historie von Europa 598
Urin, derer die Kalkwasser getrunken, löset den Stein auf 170
Utrechter Frieden bestimmet die Grenzen von Neu-Schottland nicht 547

W.

Wagen, merkwürdiger 218
Walpole (Horaz) Nachricht von dessen Krankheit 166
Wärme der Luft 209
Wassergefässe in thierischen Körpern 187
S. Watson, dessen Kritik über Voltaires Historie von Europa 598
Whyt, Dr. 168. 204
Widmore 623

Wissenschaften, ihre Geschichte und Nutzen 695
Wolke von schwarzen Staube, wie Kienruß 185
Würfel der Alten 149
Wurmlöwen, vollständige Nachricht von diesen noch nicht beschriebenen Insekten 449
Würmer werden durch Leinöl und Bleyweis abgetrieben 480
" " sollen durch die Schweislöcher ausgetrieben seyn 482

X. Y.

Yau 605. 606
Young, Auszug aus dessen Gedanken von Originalwerken 442

Z.

Zahl 666 in der Offenbarung 29
Zoroaster, ist nur einer gewesen 610
Zwillinge, zusammen gewachsen, lebendig und lassen sich sehen 186

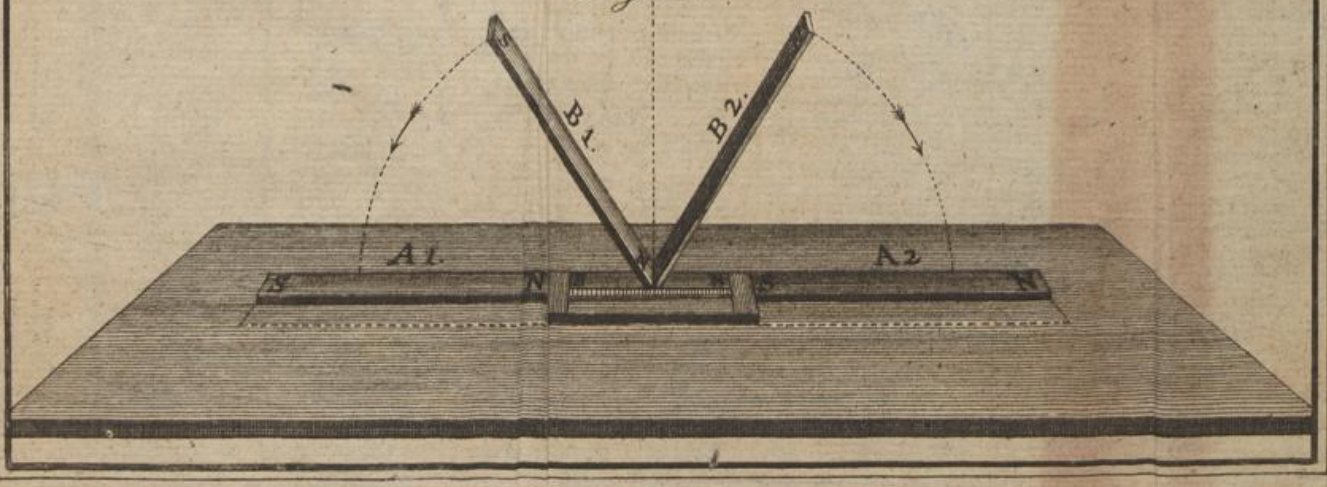
Druckfehler zu verbessern.

Seite	Zeile	lies
136	15	Meerenge von einander getrenneten
158	6	Erlen
177	6	derselbe
	8	demselben
	—	er
184	13	New rivers
190	12	sich, ist überflüßig
191	23	hat, stat ist.
193	4	bei Crane setze, welcher hatte
199	21	das eine
209	25	Toxicodendron
218	9	einem
219	1	friction annihilated
221	4	pudenter
224	17	penny post
243	1	da herum, muß weg
	18	mich
	19	mir
245	8	welchen für so

Seite	Zeile	lies
248	6	Buildings
252	am Ende	vorbeigegangen
253	13	des Morgens
256	—	ſurveyor
257	14	inwendig ein anders
269	12	ſich, muß weg.
276	20	ſie für er
296	17	ſpirantesque
348	15	viſevaſe
416	21	eingekerkert
	22	denſelben
423	23	wir für wie
425	18	Surton
	23	ſolchem
426	4	deren
446	14	hier iſt die ganze Antwort des Addiſon ausgelaſſen worden. Es heißt nach dem Worte fühlen: Er ergrif darauf des Jünglings Hand, drückte ſie, und ſprach leiſe: Schaue mit welchem Frieden ein Chriſt ſterben kan. Er brachte ꝛc.
468	7	the navy muß weg
471	8	is
473	10	ſurveyed
547	22	dieſer für der
554	14	Lac Champlain
555	9	von dem See
	16	Crown point
556	5	Crownpoint
559	14	gröſſer
561	18	Longueville
567	13	Gewichte
584	8	Feindſchaft
587	18	Lenox und ſo in der Folge allezeit für Lenop
	20	Augus
590	2 u. 7	Darnley
611	2	Pipins für Pipius
645	4	Laute für Leute.

Fig. 1.

Fig. 2.



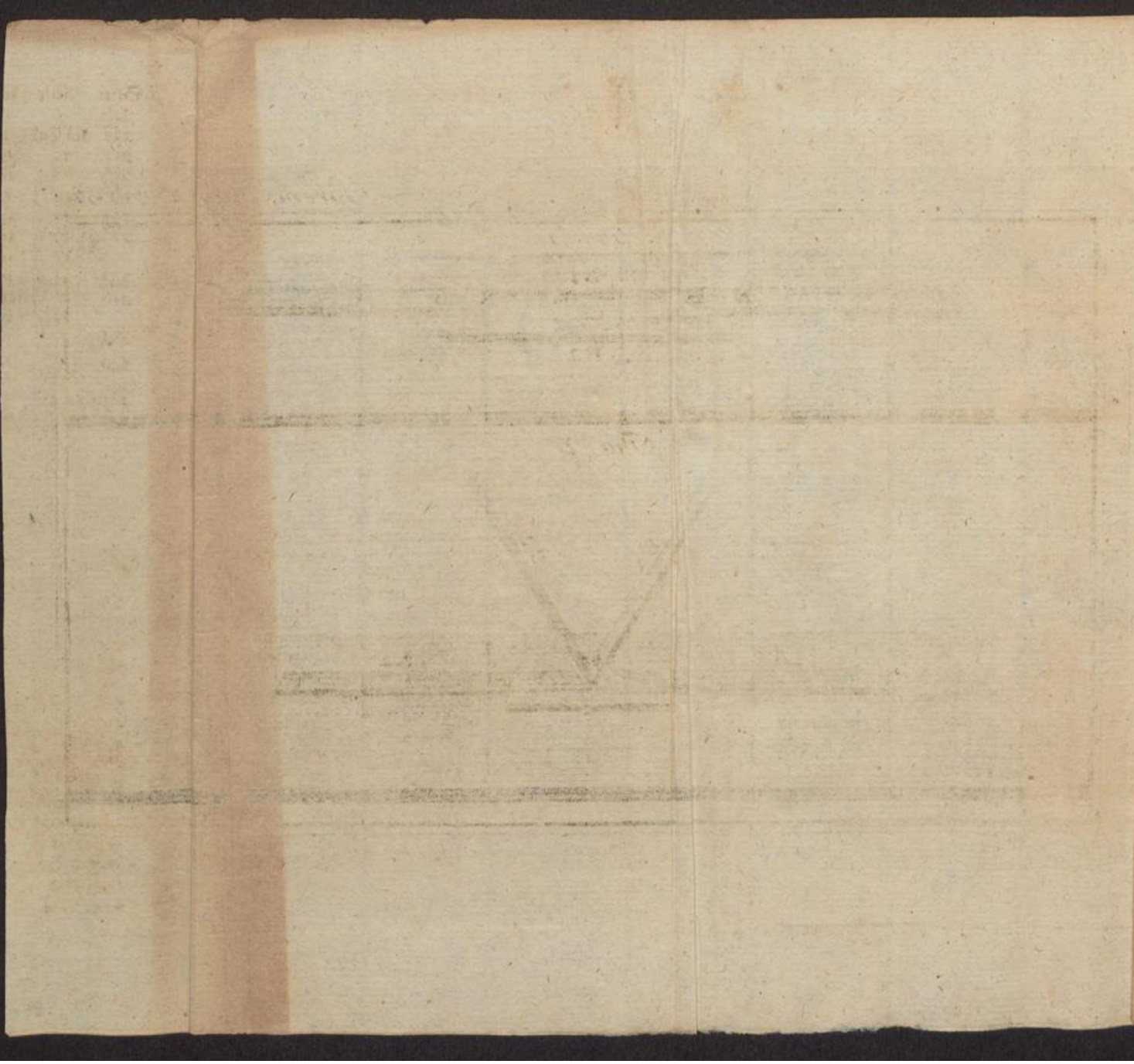


Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

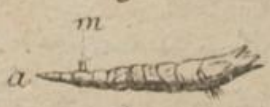


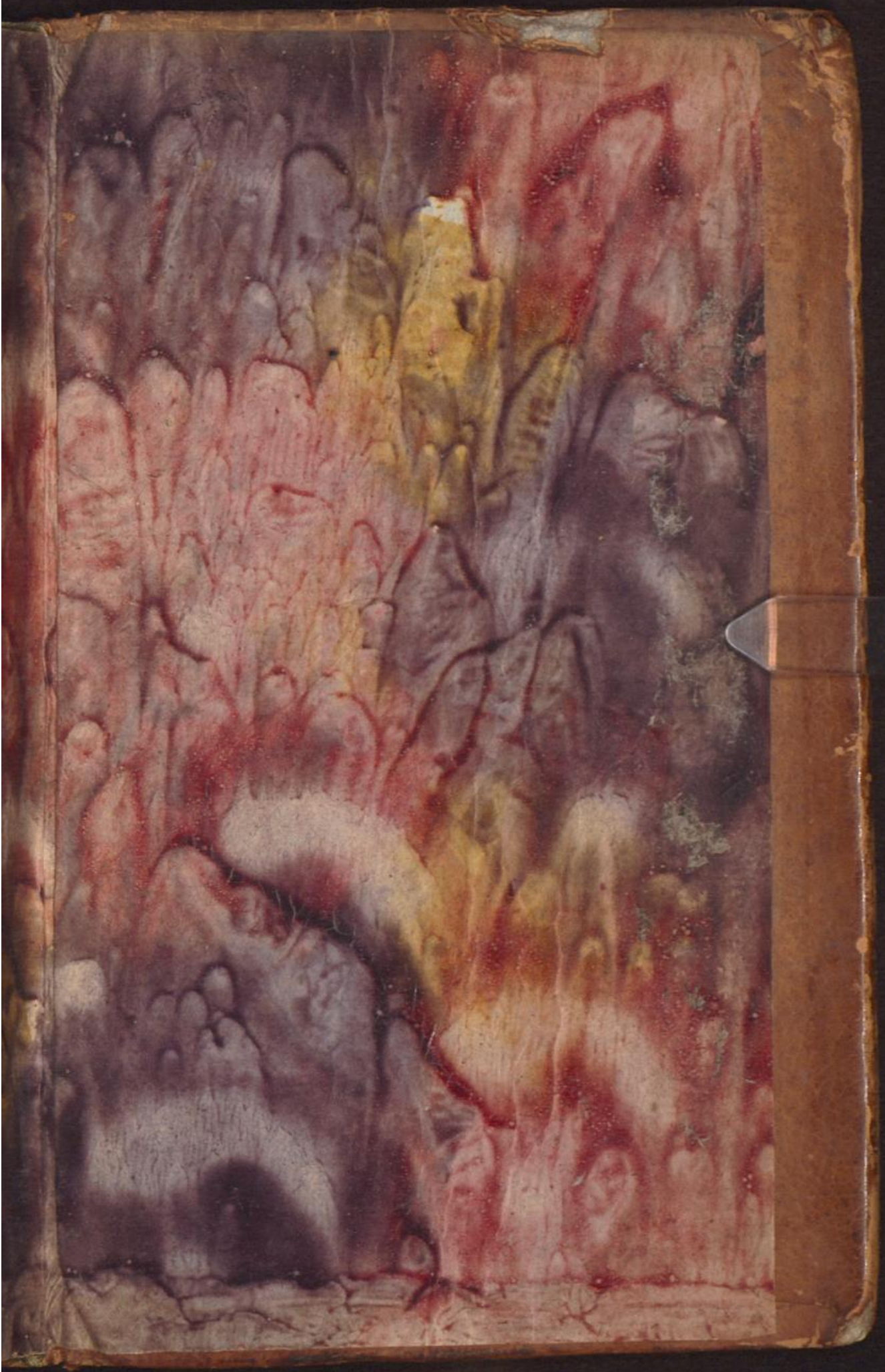
Fig. 6.

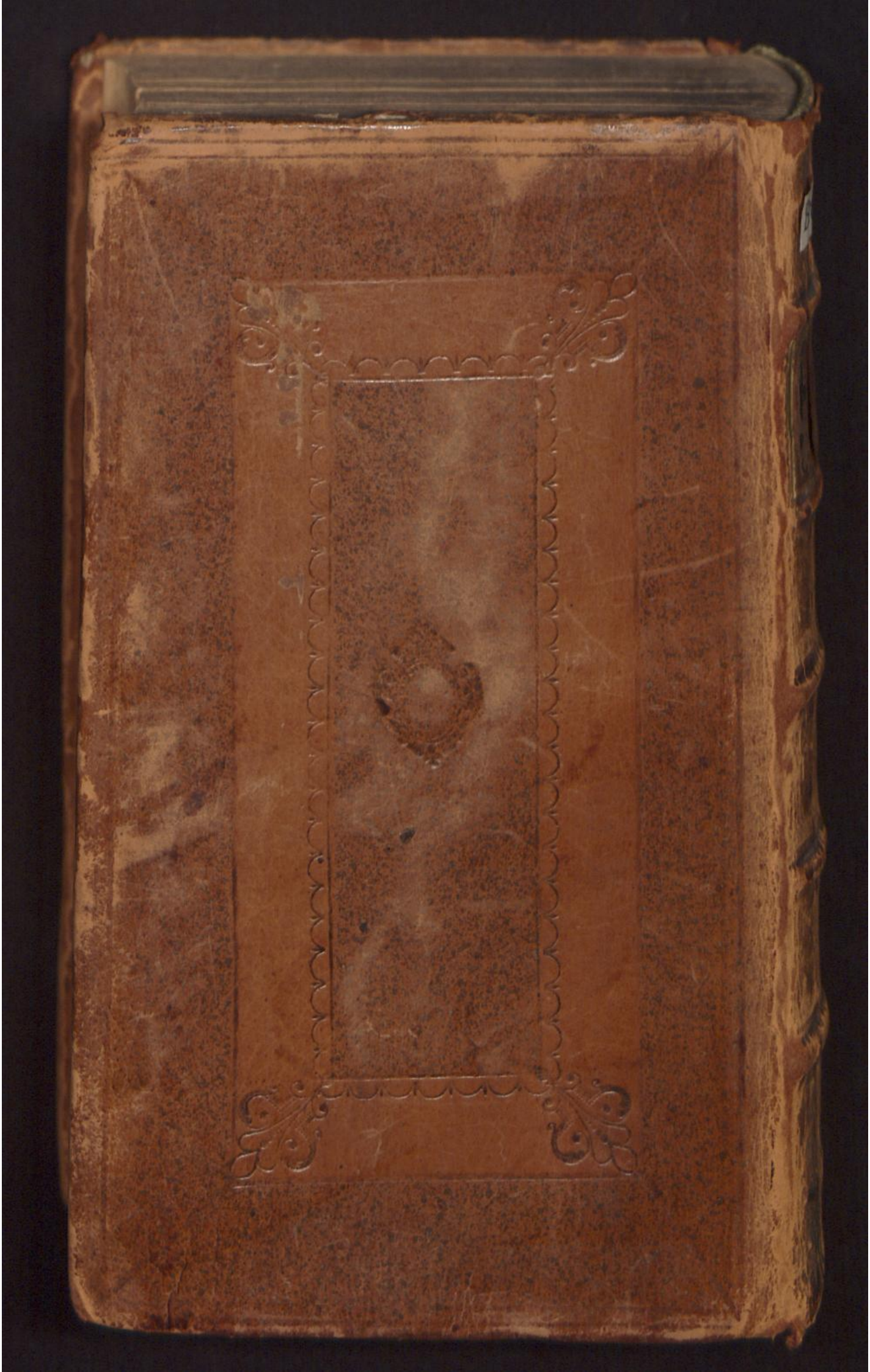
Fig. 7.

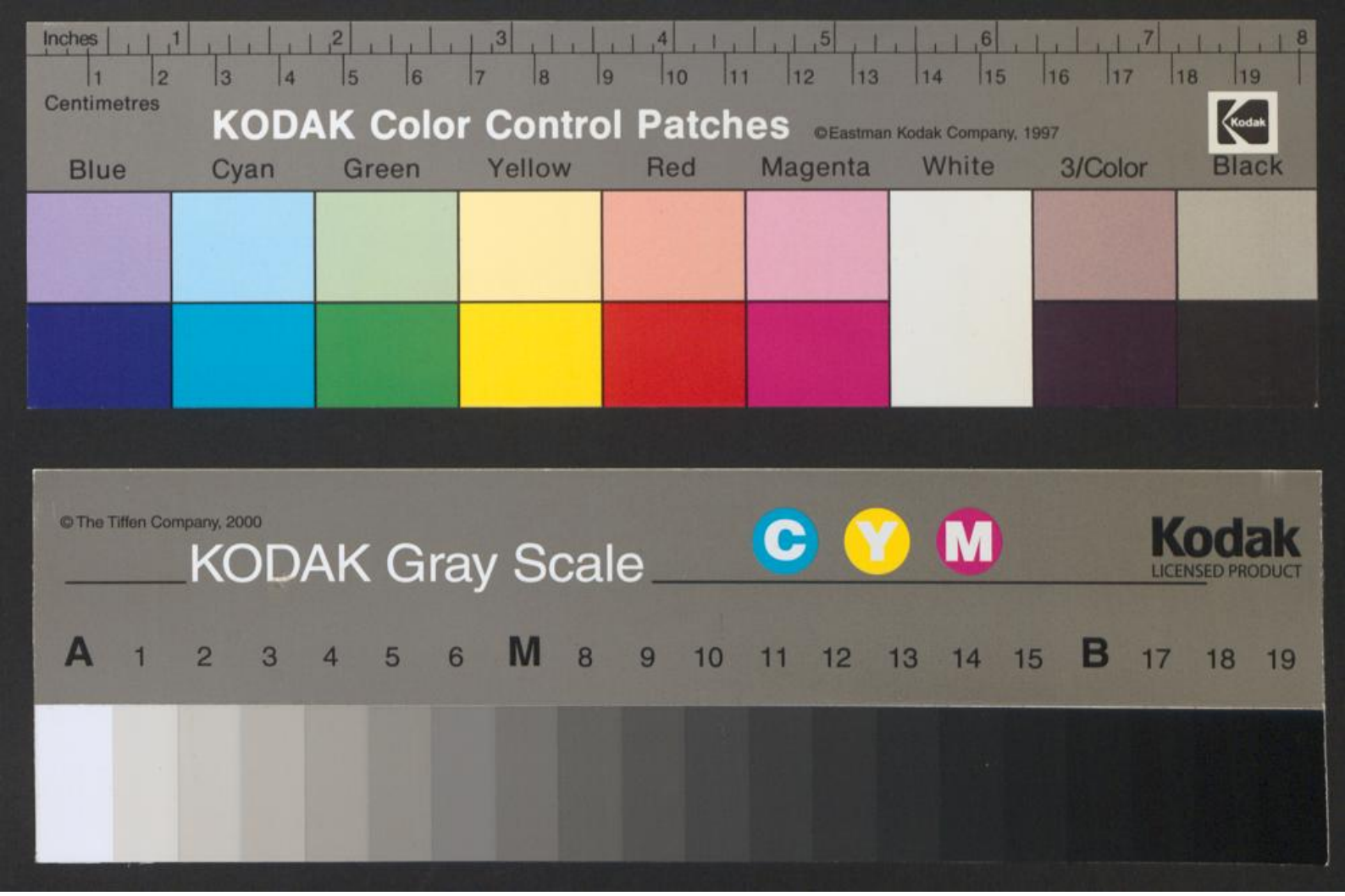
Fig. 8.

Fig. 12.

Fig. 11.






Inches
1 2 3 4 5 6 7 8
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19
Centimetres
KODAK Color Control Patches
©Eastman Kodak Company, 1997
Kodak
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
© The Tiffen Company, 2000
KODAK Gray Scale
C
Y
M
Kodak
LICENSED PRODUCT
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19